

ide

INFORMATIONEN ZUR DEUTSCHDIDAKTIK
Zeitschrift für den Deutschunterricht in Wissenschaft und Schule

Aspekte jüdischer Literatur

Herausgegeben von Armin A. Wallas und Werner Wintersteiner

Heft 2/01
25. Jahrgang

StudienVerlag Innsbruck-Wien-München

INHALT



EDITORIAL

Armin A. Wallas und Werner Wintersteiner Modelle des Interkulturellen	4
--	---

MAGAZIN

Termine	8
Aktuell	9
KJL aktuell	9
KJL im Unterricht	11
Wortwörtlich	14
ide empfiehlt	15
Jahr der Sprachen	16
Nestroy als Deutschdidaktiker	17
Neu im Regal	18



ZUR EINFÜHRUNG

Armin A. Wallas Jüdische Themen in der deutschsprachigen Literatur Exemplarische Interpretationen	22
---	----

AUTORINNEN UND WERKE

Eva Reichmann Identität als Problem Leben als Jude in Österreich im Werk von Doron Rabinovici, Robert Menasse und Robert Schindel	40
--	----



Jürgen Egyptien und Dietrich Hofmann
Ostjüdische Anklänge in Kafkas Erzählung »Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse«
 Textanalyse und Unterrichtsmaterialien 49

Armin Eidherr
Drei Generationen jiddischer Literatur
 Die „autobiografische Trilogie“ der Familie Bergner 66

Gabriele von Glasenapp
„Die Juden, das sind doch die anderen“
 Das „Bild des Juden“ in der neueren Kinder- und Jugendliteratur 76

Herlinde Aichner
Erzählte Kindheit
 Das jüdische Galizien in Autobiographien 86

LITERATUR IM UNTERRICHT

Markus Kreuzwieser
„Nachrichten von Büchern und Menschen“
 Eine Anregung, Prager jüdische Autoren zu lesen 95

Veronika Bernard
Literatur des Überlebens
 Deutschsprachige Texte jüdischer Autorinnen und Autoren
 nach 1945 im Unterricht 106



BIBLIOGRAPHIE

Friedrich Janshoff
**Deutsch(sprachig)-jüdische Literatur im
 Deutschunterricht**
 Bibliographische Notizen mit kommentierenden
 Hinweisen 126

Diesem ide-Heft liegt die Broschüre von Armin A. Wallas »Kleine Einführung in das Judentum« bei. Die Einführung kann auch gesondert bestellt werden. Preis: 6,- Euro / 83,- ATS / 12,- DM / 10,- CHF. Es gibt Ermäßigungen für Klassensätze ab 10 Stück.

Modelle des Interkulturellen

Die Juden waren die prototypischen Fremden in Europa, das in Nationalstaaten zersplittert war, welche entschlossen waren, alles „Dazwischenliegende“, alles Unterdeterminierte zu vernichten. Auf dem Kontinent der Nationen und Nationalismen erinnerten nur noch die Juden an die Relativität der Nationalität. Sie waren die letzte Inkongruenz – eine nicht-nationale Nation. Ihre Fremdheit war nicht auf einen bestimmten Ort beschränkt; sie waren universale Fremde.
Zygmunt Bauman

Jüdische Literatur ist ein wenig beachteter Aspekt des Literaturunterrichts und wohl auch der universitären Literaturwissenschaften. Dies steht in eklatantem Widerspruch zu der zweifelsohne wesentlichen Rolle jüdischer Intellektueller in der deutschsprachigen Literatur und im kulturellen Leben in Österreich und Deutschland. Doch für eine systematische wissenschaftliche Erforschung fehlen oftmals die materiellen Ressourcen und inhaltlichen Voraussetzungen.

In den letzten Jahren ist – unter dem Einfluss interkultureller Fragestellungen – ein neuerwaches Interesse für Fragen der jüdischen Identität und jüdischer Einflüsse auf die deutschsprachige Literatur zu registrieren. Diese Entwicklung hat aber noch keinen Eingang in die Praxis des schulischen Literaturunterrichts gefunden. Einschlägige literaturdidaktische Publikationen sind kaum vorhanden.

Was ist „jüdische Literatur“?

Als ein Symptom dafür mag auch die Tatsache gelten, dass wir bei der Vorbereitung dieses Heftes immer wieder mit Zweifel konfrontiert wurden, ob es überhaupt sinnvoll sei, AutorInnen unter der Rubrik „Jüdische Literatur“ zusammenzufassen. Was ist „jüdische Literatur“? ist offenbar eine Frage, die vielfach Kontroversen auslöst, manchmal sogar auf Unverständnis, wenn nicht gar Widerwillen stößt. Oft steckt – bei nicht-jüdischen GesprächspartnerInnen – dahinter die wohlmeinende Ansicht, man müsse der Gefahr entgegenwirken, das Schaffen jüdischer SchriftstellerInnen zu „stigmatisieren“, zu „ghettoisieren“ oder, schlimmer noch, die rassistische Ausgrenzung des Nationalsozialismus unter umgekehrten Voraussetzungen fortzuführen (Schaffung eines „goldenen Ghettos“).

Eine solche Sichtweise resultiert häufig aus der Unkenntnis der Spezifik jüdischer Selbstdefinition, nämlich der Tatsache, dass das Judentum auf der Einheit von religiöser und ethnischer Zugehörigkeit beruht. Und unausgesprochen verbergen sich darin wohl auch ein Beschützergestus (Zuweisung „des Juden“ in eine permanente Opferrolle) und Assimilationsdruck: Als Norm jüdischer Existenz wird die Rolle des Assimilanten vorgegeben, jüdische Identität wird auf die religiöse Komponente beschränkt.

Auch im innerjüdischen Diskurs werden Fragen wie „Wer ist ein Jude?“ oder „Was ist jüdische Literatur?“ heterogen beantwortet. Im religiösen Bereich prallen beispielsweise die Ansichten von jüdischer Orthodoxie und Reformjudentum aufeinander. Auf die Frage nach dem „Wesen“ von „jüdischer Literatur“ scheiden sich die Ansichten zwischen den Vertretern der hebräischen und der jiddischen Literatur. Daneben gibt es aber auch Versuche, jüdische SchriftstellerInnen, die in einer Diaspora-Sprache – etwa der deutschen Sprache – schreiben, der „jüdischen Literatur“ zuzuordnen, wenn sie jüdische Themen (biblische Motive, Themen der jüdischen Geschichte und Gegenwart etc.) aufarbeiten.

Jüdische Identitätsentwürfe als Paradigma (post-)moderner „Selbstfindung“?

Das Themenheft „Jüdische Literatur“ ist in Kooperation mit dem am Institut für Germanistik der Universität Klagenfurt angesiedelten Schwerpunktbereich „Jüdische Literatur in Mitteleuropa“ entstanden. Dieser 1999 eingerichtete Forschungsbereich ist eine für Österreich einzigartige Stelle zur systematischen Aufarbeitung (deutschsprachiger) jüdischer Literaturtraditionen (Erschließung, Dokumentation, Edition und monographische Aufarbeitung der Beiträge jüdischer AutorInnen zur deutschen und österreichischen Literatur).

Die Komplexität des Themas wird in den Beiträgen des vorliegenden „ide“-Heftes ausführlich dargelegt. Es geht darum, die Darstellung jüdischer Themen und jüdischer Identitätskonflikte in der Literatur des 20. Jahrhunderts transparent zu machen. Hierbei wird „das Jüdische“ vorrangig als „Selbstbild“ (als das Selbstverständnis der jeweiligen SchriftstellerInnen) analysiert, und nur peripher als „Fremdbild“ (etwa in Form stereotypenhafter Konstruktionen „jüdischer Figuren“, die in der nichtjüdischen Literatur teils aus antisemitischen, teils aus philosemitischen Gründen entworfen werden). Dabei werden unterschiedliche Entwürfe jüdischer Literatur dargestellt. Es präsentiert sich solcherart ein breites

Spektrum jüdischer Selbstdefinitionen im 20. Jahrhundert – es wird die Polyphonie der Diskurse über das Judentum ebenso herausgearbeitet wie die Pluralität von Literatur- und Identitäts-Modellen. Diese Antworten und Identitäts-Entwürfe bewegen sich zwischen Assimilation und Beharren auf Traditionen, zwischen Stigma und Stolz, zwischen dem Erkennen des Fremden im Eigenen und dem Beharren auf dem Eigenen im Fremden, zwischen der Übernahme vorgegebener Muster und der Schaffung neuer „hybrider“ Ich-Entwürfe.

Die Beschäftigung mit dem Judentum wird umso wichtiger in einer Zeit, in der Identität nicht mehr als unbefragtes Erbe und gleichsam als etwas Natürliches verstanden wird, sondern als eine bewusste Entscheidung zwischen unterschiedlichen Optionen (Stichwort: „Bastelidentität“) bzw. als bewusste Nicht-Entscheidung (Stichwort: „multiple

Identitäten“). All diese Fragestellungen wurden – unter dem Druck der äußeren Verhältnisse – von jüdischen Intellektuellen und AutorInnen früher geäußert und schärfer gestellt als im allgemeinen Diskurs. Die Botschaften der einst „universalen Fremden“ sind in Zeiten der Universalität der Fremdheit von besonderer Bedeutung.

Somit kann die Auseinandersetzung mit dem „Jüdischen“ auch ein Modell, ein Paradigma abgeben für viele aktuelle Fragen der Interkulturalität, für den souveränen und vielleicht auch spielerischen Umgang mit Zuschreibungen und Selbst-Beschreibungen unter den Bedingungen der Globalisierung.

„Jüdische Literatur“ im Unterricht

Die AutorInnen des vorliegenden „ide“-Heftes diskutieren diese Probleme sehr konkret anhand literarischer Beispiele, die auch im Deutschunterricht wie für fächerübergreifende Projekte eingesetzt werden können, und sie geben meist Hinweise zur Umsetzung im Unterricht. Dadurch hoffen wir, eine Lücke der fachdidaktischen Literatur zu schließen und Anstoß zu geben, jüdische Themen verstärkt in den Unterricht einzubauen.

In seinem einführenden Aufsatz analysiert ARMIN A. WALLAS Grundfragen der jüdischen Identität und bringt ausgewählte Beispiele für die nicht immer leicht sichtbare Thematisierung jüdischer Aspekte in der deutschsprachigen Literatur. EVA REICHMANN behandelt die Problematik der jüdischen Identität in Österreich anhand der Werke von Doron Rabinovici, Robert Menasse und Robert Schindel. JÜRGEN EGYPTIEN und DIETRICH HOFMANN zeigen ostjüdische Anklänge in Kafkas Erzählung »Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse« auf. ARMIN EIDHERR gibt eine Einführung in die wenig bekannte jiddische Literatur, während HERLINDE AICHNER AutorInnen aus Galizien vorstellt. GABRIELE VON GLASENAPP beschäftigt sich mit dem „Bild des Juden“ in der neueren Kinder- und Jugendliteratur. MARKUS KREUZWIESER regt an, Prager jüdische Autoren wie etwa Leo Perutz im Unterricht zu lesen. VERONIKA BERNARD präsentiert Unterrichtseinheiten mit deutschsprachigen Texten jüdischer AutorInnen nach 1945 unter dem Motto „Literatur des Überlebens“. FRIEDRICH JANSHOFFS Bibliographie rundet den Themenschwerpunkt ab.

Ein besonderes Geschenk an unsere LeserInnen ist die dem vorliegenden Heft beiliegende »Kleine Einführung in das Judentum« von ARMIN A. WALLAS. Sie eignet sich sowohl als Handlexikon, als schneller Ratgeber bei Begriffsunklarheiten und als eine komprimierte Darlegung von Basisinformationen. Das Büchlein kann auch – z. B. als Klassen-satz für den Unterricht – gesondert bestellt werden.

Armin A. Wallas und Werner Wintersteiner

Literatur:

Zygmunt Bauman: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Frankfurt: Fischer 1995.

Ulrich Nassen /
Gina Weinkauff (Hg.)

Konfigurationen des Fremden in der Kinder- und Jugend- literatur nach 1945

2000 · 3-89129-724-6 · 196 S., kt. ·
DM 40,- · € 20,45 · SFr 37,- · ÖS
292,-

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort • Ulrich Nassen: Einige program-
matische Bemerkungen zum hermeneuti-
schen Verständnis des interkulturell und
intra-kulturell Differenten in der deutsch-
sprachigen Kinder- und Jugendliteratur
nach 1945 • Verena Rutschmann: Figuren
des Fremden in der Schweizer Kinder- und
Jugendliteratur nach 1945 • Necdet Ney-
dam: Betrachtungen über einige Fremd-
heitsstereotype in der türkischen Kinder-
und Jugendliteratur • Turgay Kurulay: Wie
fremd ist die Übersetzung einer fremden
Literatur? Erscheinungsweisen deutscher
Kinder- und Jugendliteratur in türkischer
Übersetzung • Gabriele von Glasenapp:
Fremd im eigenen Land! Deutschsprachi-
ge Kinder- und Jugendliteratur in und aus
Israel • Emer O'Sullivan: Kulturelle Hybri-
dität und Transfer. Black Britain in der
(ins Deutsche übersetzten) Kinder- und
Jugendliteratur • William Moebius: The
colors of kindness: cultural heritage in the
American picturebook • Gina Weinkauff:
Die ferne Fremde in historischen Jugend-
erzählungen der Bundesrepublik und der
DDR • Klaus-Ulrich Pech: Die vorsichtige
Wiederentdeckung der Welt. Reiserzäh-
lungen in der deutschsprachigen Jugend-



literatur der Nachkriegszeit • Bernd Dol-
le-Weinkauff: Mecki schmunzelt und
Sundmann bringt den Abendgruß. Populäre
Medienidyllen der fünfziger und sechzi-
ger Jahre in Deutschland-Ost und -West •
Hans-Heino Ewers: Ein orientalischer
Märchenerzähler, ein moderner Schrift-
steller? Überlegungen zur Antorschaft Ra-
fik Schamis • Gerd Taube: Europäisches
Kindertheater oder Kindertheater in Euro-
pa? Zur Adaption fremdkultureller Texte
und Ausdrucksformen im deutschen Kin-
der- und Jugendtheater der Gegenwart •
Heinz-Jürgen Kiewer: Von der Kinder-
buchbrücke zur interkulturellen Literat-
urdidaktik.

Unser aktuelles Verlags-
programm via Internet:
www.iudicium.de


iudicium

Postfach 701067 · D-81310 München · Tel. 089/718747 · Fax 089/714 2039



Harry, hol' schon mal den Knüller! Kinder- und Jugendliteratur als Unterhaltungsmedium

37. Tagung des Instituts für Jugendliteratur
20.-24. August 2001, Hotel & Gasthof Hin-
denburg, A-5760 Saalfelden

Weitere Informationen:
Institut für Jugendliteratur
Mayerhofgasse 6, A-1040 Wien
Tel: +1/505 03 59 Fax: +1/505 03 59 17
e-mail: kidlit@netway.at

*

verbal. Sprachenpolitische Enquete zu Österreich 26. bis 28.10. 2001 Universität Klagenfurt

Der österreichische Verband für angewandte
Linguistik VERBAL nimmt das „Jahr der
Sprachen“ 2001 zum Anlass, eine sprachen-
politische Enquete zu Österreich durchzu-

führen. In der Vorbereitungsphase werden in
Arbeitsgruppen Expertisen erstellt, sprachen-
politische Forderungen formuliert und Um-
setzungsvorschläge erarbeitet. Bei der öster-
reichischen Linguistiktagung 2001 werden
die Ergebnisse präsentiert und diskutiert.
Arbeitsgruppen: „Fremd- und Zweitspra-
chenunterricht an Schulen“, „Sprachenpo-
litik – Sprachenlernen – Erwachsenenbil-
dung“, „Deutsch als Zweitsprache“, „Die
Sprachen der neuen und autochthonen
Minderheiten im österr. Bildungssystem“,
„Mehrsprachigkeit und Medien“, „ÖGS –
Österreichische Gebärdensprache“, „Termi-
nologie- und Sprachenpolitik in der Infor-
mationsgesellschaft und E-Commerce“,
„Universitärer Fremdsprachenunterricht“,
„Österreichisches Deutsch“.

Weitere Informationen:
Rudolf de Cillia, Institut für Sprach-
wissenschaft der Universität Wien
Berggasse 11, A-1090 Wien
Tel.: +43 1 4277-41725
Fax: +43 1 4277-9417
E-Mail: rudolf.de-cillia@univie.ac.at



Aktuell

zirkular-online

www.literaturhaus.at/zirkular

ZIRKULAR Das neue Zirkular-Online der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur: Auf der Homepage des Literaturhauses sind nun über den Link Zirkular all die vertrauten Informations- und Serviceangebote abrufbar, die seit der Gründung der Zeitschrift 1979 bis zur Einstellung der Druckversion in der alten Form das Zirkular zu einer Institution gemacht haben. Wer immer sich für die aktuelle (wissenschaftliche) Beschäftigung mit österreichischer Literatur seit 1900 interessiert, findet hier fundierte und umfassende Informationen.

Sprache in Bewegung: kurz & bündig

„Kurz und bündig“, aber präzise und informativ macht diese Broschüre Vorschläge zum „geschlechtergerechten Formulieren“. Dabei werden drei Punkte angesprochen:

1. Sprachliche Strategien zur Sichtbarmachung des Geschlechts
2. Geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen
3. „Ungewöhnlich, aber nachahmenswert“: Feminine Wortbildung und Schreibweisen

Die Broschüre, herausgegeben vom Frauenreferat des Landes Kärnten und der Universität Klagenfurt, kann bestellt werden bei:



Arbeitskreis für Gleichbehandlungsfragen, Universitätsstraße 65-67, A-9020 Klagenfurt. Tel.: ++43-(0)463/2700-537
<http://www.uni-klu.ac.at/akgleich>



KJL aktuell

Massenweise Märchenware

JuLit – Informationen des Arbeitskreises für Jugendliteratur, Heft 3/2000, Hans-Jörg Uther: Eldorado der Poesie. Märchen als Vorreiter einer europäischen Kinder- und Jugendliteratur. S. 3-15.

Im Rahmen der Heft-Schwerpunktsfrage „Gibt es eine europäische Kinderliteratur?“ stellt Hans-Jörg Uther kurz die frühen Ent-

wicklungen der Volksdichtung im europäischen Raum dar und belegt die Frühphase der Märchenausgaben von der ersten Perrault-Sammlung bis zu den Grimm'schen »Kinder- und Hausmärchen« mit anschaulichen Beispielen vor allem aus dem vorherrschenden französischen Kulturbereich. In der Folge weist er auf die zunehmende bürgerlich-christliche Tendenz in den Volksmärchenbearbeitungen durch die Gebrüder Grimm hin und zeigt mit der Verbesserung der Papierproduktion und der Druckverfahren im 19. Jahrhundert auch die Wandlung des Text-Bild-Verhältnisses immer mehr in Richtung Bildmedium auf. Einen interessanten Einblick gibt Uther in die Entwicklung der Popularität des Märchens im 20. Jahr-

hundert, indem er sehr deutlich darauf hinweist, wie sehr Märchenstoffe, -figuren und -motive nicht nur den Kinderbuchsektor, sondern auch die Alltagskultur bestimmen. Letztlich betont er die vielseitige Eignung von Märchen als Produkte der Massenkultur und führt dies vor allem auf den globalen Austausch von Märchenproduktionen mit dem Zunehmen illustrierter Märchenbücher, dem Vormarsch der Bildmedien und dem Trend zur Einförmigkeit und Textreduktion zurück. Dabei gewinnt die Lust an der Verfremdung und Parodie in der Karikatur, der Satire und der Werbung immer mehr an Bedeutung.

Bedeutungsanarchie und Identifikationschaos im Jugendroman

Beiträge Jugendliteratur und Medien, Heft 3/2000, Ursula Kliewer: Adoleszenzromane zwischen Ethik und postmodernem „laissez faire“. Wie „unmoralisch“ dürfen Jugendbücher sein? S. 157-166.

Kliewer geht einerseits unter literarästhetischem Aspekt der Frage nach, wie weit heutzutage Jugendliteratur in der Erwachsenenliteratur aufgehe und andererseits wie sehr dabei die postmoderne Beliebigkeit und Wertepluralität auch moralische Bedenken von Seiten der Pädagogik notwendig erscheinen lasse.

Der Ich-Erzähler trete in den Alltagsgeschichten an die Stelle des pädagogisierenden Erzählers und verzichte damit auf jegliche kohärente Sinnkonstruktion. Besonders bestimmten ständig variierten Erzählmustern wie dem tagebuchartigen bzw. auch kameraartigen Erzählen (z. B. »Die Regentrinkerin«, »Friederikes Tag«, »Ein Girly packt aus«) eig-

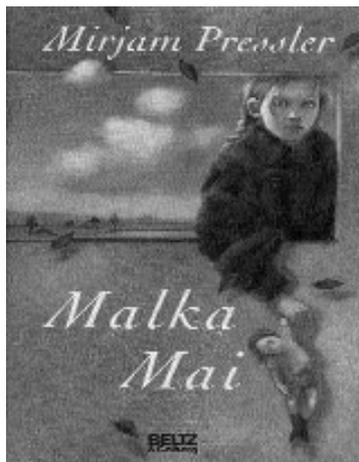
ne eine subjektivistische Unverbindlichkeit, womit diese Adoleszenzromane der postmodernen Destruktion von Sinnhaftigkeit nachkommen. Doch Kliewer zweifelt, ob für die Literatur der 90er Jahre die postmodernen literarischen Kriterien überhaupt noch anzuwenden seien, da sich deutlich der Trend zur Wiederkehr des Erzählens abzeichne.

Darüber hinaus sei der Anspruch auf Verzicht der moralisierenden Außenperspektive zwar eingelöst, aber die unkommentierten, wie selbstverständlich hingestellten Normverstöße der Protagonisten seien ebenso bedenkenswert. Wobei es längst nicht mehr um Enttabuisierung der Sexualität bzw. um allzu drastischen Realismus gehe, sondern um die Selbstverständlichkeit, mit der z. B. Diebstahl, Mobbing gegenüber Lehrern oder Drogentod hingenommen werden. Die gesteigerte Gleichgültigkeit, mit der Protagonisten Normen übertreten, und die Beliebigkeit der Inszenierungen mache das pädagogisch Bedenkliche am neuen Adoleszenzroman aus. Kliewer redet keineswegs einem Comeback des erhobenen Zeigefingers in der Jugendliteratur das Wort, sondern fordert den für den aktuellen Erwachsenenroman bereits wieder gültigen Maßstab der Sinnfindung und erzählerischen Kohärenz auch für die moderne Jugendliteratur ein.

✉ Erich Perschon, Deutschlehrer und Lehrbeauftragter an der Pädagogischen Akademie Baden, Schloßgasse 46, A-2500 Baden.



Mirjam Pressler: Malka Mai



Zum Inhalt:

»Malka Mai« – eine Erzählung, die auf einer wahren Begebenheit beruht, ist zunächst eine schreckliche und ungeheuerliche Geschichte. In die mehr oder minder heile Welt eines siebenjährigen Mädchens, Tochter der angesehenen jüdischen Ärztin Hanna Mai in einem polnischen Städtchen, bricht die Realität des Kriegs und des NS-Terrors ein. Die alleinerziehende Mutter flieht mit Malka und ihrer älteren Schwester Hals über Kopf, ohne das Nötigste mitzunehmen, zu Fuß nach Ungarn. Kaum halbwegs fürs Erste gerettet, lässt die Mutter die Jüngere bei Fremden zurück, da sie krank und nicht transportfähig ist, und schlägt sich mit der größeren Tochter nach Budapest durch. Das ist der Moment absoluter Verlassenheit. Entgegen der Abmachung bringen die Fluchthelfer Malka nicht zu ihrer Mutter, sondern

schicken sie weg. Sie soll selber sehen, wie sie es schafft. Die Kleine wird bald von der Polizei geschnappt, nach Polen zurückgebracht und von den Nazis eingesperrt. Sie kann jedoch fliehen und findet immer wieder Leute, die sie – wenn auch kurzfristig – aufnehmen.

Und spätestens ab diesem Moment beginnt die Geschichte etwas Wunderbares, Berührendes anzunehmen. Ein kleines Mädchen, verwöhnt, ohne Lebenserfahrung, schafft es tatsächlich inmitten der Verfolgungen und Kämpfe zu überleben! Mit viel Glück findet sie monatelang ständig neue Quartiere, ihre jüdische Identität wird nicht enttarnt, und es gelingt ihr auch, immer wieder etwas Essbares aufzutreiben. Endlich hat die Mutter ihre Spur wieder aufgenommen. Malka soll zu ihr gebracht werden, doch sie ist misstrauisch geworden und läuft davon. Erst nach neuen Verwicklungen ist ein glücklicher Ausgang möglich.

Didaktische Kurzanalyse:

Dieses Buch ist viel mehr als eine spannende Erzählung über ein ungewöhnliches Schicksal unter NS-Herrschaft und Krieg. Es ist auch nicht bloß einmal eine Geschichte mit gutem Ende in einer bösen Zeit. Es ist vielmehr eine subtile Studie über den psychischen Zustand eines Kindes, das um sein Überleben kämpfen muss, und über den Zwiespalt einer Mutter, die durch die Verhältnisse gezwungen wird, ihr Kind zu verlassen. Dieser Thematik entspricht auch die erzählerische Strategie, von Anfang an – also noch vor der Trennung – prinzipiell aus zwei Perspektiven zu erzählen, aus der der Mutter und der des Kindes – allerdings immer in der 3. Person und dadurch mit einer gewissen Distanz zu den Figuren. Die Sprache ist schlicht und klar, sehr häufig wird durch den Einsatz der direkten Rede „dramatisiert“. Mirjam Pressler beobachtet sehr

genau jene Details, die dem Kind bzw. der Mutter wesentlich sind. All dies macht »Malka Mai« zu einem außergewöhnlichen Buch. Ein Kinderbuch? Zweifelsohne, wenn man damit sagen will, dass es zu Kindern spricht und sich verständlich macht. Doch ist es, bei aller Schlichtheit, und vielleicht sogar deswegen, ein Buch, das alle Altersgruppen anspricht und ihnen etwas zu sagen hat.

Vorschläge für den Einsatz im Unterricht:

Hier werden vier Optionen vorgeschlagen, die natürlich mit einander kombiniert werden können. Sie ergeben zusammen eine umfassende Beschäftigung mit dem Roman in inhaltlicher, psychologischer, literaturwissenschaftlicher und -soziologischer Hinsicht. Bis auf den vierten Punkt sind alle Vorschläge in der Unterstufe realisierbar.

1) Der Roman und die historische Realität

- * Die Geschichte und die Realität: Schon im Nachwort deutet die Autorin an, dass zwar die grundlegenden Fakten – die Flucht und das glückliche Ende – authentisch sind, dass sie aber viel Eigenes in die Ausgestaltung der Figuren gelegt hat. Mehr darüber findet sich im ausführlichen Interview in der Verlagszeitschrift zu dem Roman.
- * Zur Region: Schwierigkeiten könnte die Tatsache bereiten, dass „Polen“ und „Ungarn“, die beiden Staaten, in denen die Handlung spielt, heute ganz andere Grenzen haben. Malkas Heimatgemeinde liegt in Galizien, das heute zur Ukraine gehört, und auch die Grenze zu der von Ungarn besetzten Ukraine, über die Hanna Mai mit ihren Kindern flieht, gibt es nicht mehr. Es empfiehlt sich daher die Arbeit mit der Landkarte in diesem ide-

Heft, Seite 86, am besten als Ergänzung ein Historischer Atlas.

- * Zur Situation der Juden in Ungarn: Als ergänzende Lektüre (in Ausschnitten) sei auf Imre Kertész' bekannten »Roman eines Schicksallosen« verwiesen.
- * Zur Geschichte der Juden in Galizien: Als leicht verständliche und sehr lebendige Schilderung der Situation sei Hinde Bergners Autobiographie »In den langen Winternächten« (vgl. dieses ide-Heft, Seite 66 ff.) empfohlen.

2) Der Roman und die psychologische Wahrheit der Mutter-Kind-Beziehung

Mirjam Pressler schildert eine verzweifelte psychische Situation. Die Mutter hat ein Kind zurückgelassen, im Glauben, dass es bald nachgeschickt wird. Sie muss auch an ihre andere Tochter denken, die sie nicht aufgeben darf. Ihre verzweifelte Suche nach Malka wird von ihrer Umgebung als aussichtslos abgekanzelt.

Malka hingegen fühlt sich von der Mutter verlassen, kann darauf aber nicht wie ein normales Kind mit Trotz oder Wut reagieren. Sie darf überhaupt die Realität nicht voll an sich heranlassen, das würde sie am Überleben hindern. Sie muss verdrängen.

- * Diese Konstellation lässt sich gut anhand von Textstellen nachvollziehen. Auch nachdem Hanna Malka wiedergefunden hat, wird es den beiden nicht möglich sein, darüber zu sprechen, was ihnen wirklich geschehen ist. Doch vielleicht später einmal?
- * Man könnte, in den Fußstapfen der Mirjam Pressler, ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter imaginieren, das Jahre später stattfindet.

3) Die Romanfiguren im Universum der Mirjam Pressler

Malka ist kein einfaches Kind. Sie ist verwöhnt und anspruchsvoll, doch sie muss er-

leben, dass sie durch ihre jüdische Herkunft in eine Außenseiter-Rolle gedrängt wird. Schließlich entwickelt sie, durch die Umstände bedingt, eigentümliche Verdrängungsmechanismen ihrer Herkunft. Malka ist eine einzigartige Figur Mirjam Presslers, aber sie ist nicht die einzige problematische Person, der die Autorin ein genau beobachtetes Psychogramm widmet. In diesem Sinn lässt sich die Schilderung Malkas vergleichen mit dem Porträt Ilses aus »Novemberkatzen« oder auch Herberts in »Kratzer im Lack«.

4) Der Roman und die Realität des Buchmarkts

Das im Frühjahr erschienene Buch wird breit beworben. Unter anderem hat der Verlag, der es als Schwerpunkttitle für das Herbstprogramm präsentiert, eine informative Zeitschrift mit einem Interview, Textauszügen, Inhaltsangabe und Hinweisen auf weitere Bücher der Autorin zusammengestellt. Dies kann zum Anlass genommen werden, auch die Buchpräsentation auf dem Markt

zu analysieren und dabei auch spezifisch deutschdidaktische Ziele zu verfolgen.

- * Wie wird das Buch beworben? Suche nach Hinweisen in Buchhandlungen, auf der Homepage des Verlages (<http://www.beltz.de>) oder der Internet-Buchhandlungen (z. B. <http://www.amazon.de>). Analysiere die Verlagszeitschrift!
- * Welche Textsorten braucht es für die Werbung: Klappentext, Kurzbeschreibung, Inhaltsangabe, Rezension, Werbetext usw.

Material:

Hinde Bergner. In den langen Winternächten. Salzburg: Otto Müller 1995.

Imre Kertész. Roman eines Schicksallosen. Berlin: Rowohlt 1996.

Mirjam Pressler: Malka Mai. Verlagszeitung von Beltz & Gelberg 2001.

Mirjam Pressler: Malka Mai. Weinheim/Basel: Beltz & Gelberg, 2001. ISBN 3-407-80879-8, 328 Seiten. DEM 28,- / ATS 204,- / CHF 26,20.

Werner Wintersteiner

Leseprobe:

Malka lauschte, ohne wirklich zu verstehen, was sie meinten, die Wörter flossen durch ihren Kopf wie Wasser durch das Flussbett, blieben an Steinen hängen, strudelten, schwappten ans Ufer, flossen weiter.

„Ich weiß nicht, wie lange wir nach Munkatsch brauchen, vielleicht ein paar Tage oder eine Woche“, sagte die Mutter. „Bis dahin geht es ihr bestimmt viel besser und Kopolowici kann sie zu uns bringen, mit der Eisenbahn, das sind nur ein paar Stunden. In Munkatsch kenne ich einen Arzt, Doktor Rosner, dort können wir sie treffen.“

„Und wenn sie geschnappt werden?“ fragte Minna.

Die Stimme der Mutter klang beruhigend. „Sie werden nicht geschnappt werden, die Kopolowicis haben ein Mädchen, das ungefähr in ihrem Alter

ist, deren Geburtsurkunde kann er mitnehmen. Niemand wird merken, dass sie nicht sein Kind ist. Und warum sollte ein Vater nicht mit seinem Kind zu Verwandten nach Munkatsch fahren?“

„Findest du es wirklich richtig, sie hier zu lassen?“, fragte Minna nach einer Pause. Ihre zittrige Stimme schwebte durch die Luft, drang durch Malkas Ohren direkt in ihren Bauch und füllte ihn ganz aus, so dass sie fast keine Luft mehr bekam. Ihr wurde schwindlig.

Die Mutter fing an zu weinen. „Ich weiß doch selber nicht, was ich tun soll. Wir müssen weiter, wir dürfen hier nicht gefunden werden. Und sie ist krank, mit diesem Fieber muss sie ein paar Tage im Bett bleiben. Du hast doch auch gemerkt, dass sie kaum mehr gehen konnte. Ein Kind fällt nicht auf, ein Kind läuft immer irgendwie mit.“



Treffsicherheit

Wir alle wünschen uns mehr Treffsicherheit: Zum Beispiel, wenn wir den Lottoschein ausfüllen und überlegen, welche Zahlen wohl die sechs richtigen sind. Wir wissen, dass unsere Chancen sehr gering sind, dass alles dem Zufall überlassen bleibt. Die „Treffsicherheit“ fehlt eben. Beim Glücksspiel ist sie auch nicht erlernbar, im Gegensatz etwa zu den Schützen, die durch häufiges Üben ihre Leistung gewaltig steigern können.

Inzwischen ist der Ausdruck aus der Schießkunde als Metapher in die Politik gewandert. Der Staat als ideeller Gesamtschütze zielt auf unsere Geldbörse und trifft regelmäßig ins Volle. Dabei macht er es sich gar nicht einfach. Denn statt auf die vollsten Taschen zu zielen, nimmt er häufig die ins Visier, die über kleinere Börsen verfügen. Er erzielt zwar weniger Einnahmen beim einzelnen, doch die Masse macht das mehr als wett. Und somit ist Österreich eines der Länder, wo die Besteuerung der Reichen extrem „mild“ ausfällt, milder noch als in den USA, dem kapitalistischen Paradies. Der Staat, der sich mit den Großen nicht anlegen will, legt eben auf die Kleinen an.

Um aber nicht den Anschein der Unge rechtigkeit zu erwecken, hat man einen neuen Begriff geprägt: die „soziale Treffsicherheit“. Ein böses Wort, das etwas Gutes meint? Es gilt die Armen zu schonen. Die, die sich's leisten können, sollen zahlen. Natürlich ist jedesmal umstritten, ob der gewünschte Effekt auch eingetreten ist. Viele glauben ja, dass genau die getroffen werden, die angeblich verschont werden sollen ... Darüber kann man

geteilter Meinung sein. Jedenfalls verrät der Sprachgebrauch nichts Gutes. Hier schwingen die Allmachtsgefühle derer mit, die über uns entscheiden.

Bei Hallenfußball gibt es noch eine weitere Variante. Man zielt nicht direkt dorthin, wo man eigentlich treffen will, sondern schießt zunächst an die Wand und berechnet, wie der Ball von dort zurückspringt. Dieser „Buserer“ erzielt verblüffende Effekte von „Treffsicherheit“. Sein sprachliches Äquivalent ist die Anspielung. Auch sie dient dazu, den Gegner elegant zu überlisten. Manchmal wird sie jedoch eingesetzt, um das zu sagen, was man eigentlich nicht sagen darf. Wer also etwas Unanständiges, Gemeines ausdrücken will, doch nicht wagt, dies offen zu tun, bedient sich der Anspielung. Das ist ja leider ein bekanntes Spiel: Sage zum Beispiel „Ostküste“, und du weckst die Assoziation „reiche Juden“ ...

Wenn das noch immer nicht reicht, erzielt man seine Treffer eben mit schmutzigen Witzen. Schmutzig im doppelten Sinne. Man unterstellt Menschen, „Dreck am Stecken“ zu haben, und macht Wortspiele mit ihrem Namen. Das ist ein direkter Angriff, aber zugleich auch eine Anspielung, die alte antisemitische Assoziationen weckt (Jude = schmutzig). „Treffsicher“ wird hier verbale Menschenjagd betrieben, und sobald jemand dagegen protestiert, heißt es: „Das war doch nur ein Witz!“ Aber das ist ja das Problem: Der Witz ist die einzige Form, in der dieser Angriff überhaupt möglich war!

Ein einfaches Parteimitglied, selbst der schlimmste Heckenschütze, führt ständig die „Jagdgesellschaft“ im Munde, deren Opfer er angeblich ist. Doch diese Wortwahl ist verräterisch. Sie zeigt die Richtung des eigenen Denkens an. Treffer! An ihren Worten sollt ihr sie erkennen!

Werner Wintersteiner



Eva Maria Rastner (Hrsg.):
„auf!brüche“. Aktuelle Trends der
Deutschdidaktik.

„Aufbrüche“ war das Thema der Klagenfurter Deutschdidaktik-Tagung 1999, die in diesem Band dokumentiert wird. Der Titel bezieht sich auf die neuen gesellschaftlichen Herausforderungen, welche auch Schule und Bildung betreffen. Damit werden manche Selbstverständlichkeiten des Faches „Deutsch“ in Frage gestellt. Es geht vor allem um zwei Aufgaben:

- * Deutschdidaktik sollte auf die multikulturelle Gesellschaft mit einer Kultur der Mehrsprachigkeit reagieren
- * Deutschdidaktik sollte der medialen Revolution durch eine Reform des Unterrichts Rechnung zu tragen, der sich bislang auf das Medium Buch konzentrierte

Diese Thematik wird sowohl in längeren Aufsätzen wie in den Statements der TeilnehmerInnen an den „Tribünen“ diskutiert. Den Stellenwert kultureller Bildung im Zeitalter der Globalisierung hinterfragt Werner Wintersteiner. Der Autor geht davon aus, dass die notwendige Balance zwischen Tradition und Erneuerung heute gefährdet sei. Denn es mache sich ein „didaktischer Subjektivismus“ (Ivo) breit, der von einer Bildungsindustrie gefördert werde, die mehr an verwertbarem Output als an humaner Qualität interessiert sei. Vor diesem Hintergrund durchforstet Wintersteiner den Lehrplan '99 und diskutiert dessen Folgen für den Deutschunterricht. Er plädiert für eine zeitgemäße Erneuerung des klassischen Bildungsbegriffs, dessen Realisierung

in der Eigenverantwortlichkeit jedes/r Einzelnen liege.

„Was heißt sprachliche Bildung heute?“ fragt Ingelore Oomen-Welke (Freiburg), wobei sie den Stellenwert der deutschen Sprache im Kontext einer mehrsprachigen Gesellschaft und Schule diskutiert. Fragestellungen wie „Warum sprechen Menschen, wie sind Sprachen entstanden, warum gibt es verschiedene Sprachen, wie lernen Kinder sprechen, wie steht meine Sprache in meiner und der großen Welt da?“ sieht die Autorin als einen wichtigen Schritt zu sprachlicher Bildung.

Für den Auf- und Ausbau von Sprachfertigkeiten, die sowohl in der Herkunftssprache als auch in den zu erlernenden Zielsprachen wichtige Schlüsselqualifikationen darstellen, spricht sich Peter Sieber (Zürich) aus und diskutiert in diesem Zusammenhang neue Wege einer Lernkultur.

Den Veränderungen der Lebenswelten durch Neue Medien stellt sich Robert Buchschwenter (Wien) in seinem Beitrag. Angewandt auf den Deutschunterricht könne die intertextuelle Nutzung von digitalen Netzwerken zu einer Skizze mit all den Verknüpfungen, Verzweigungen und offenen Fragen führen, die ein Thema eben evoziere. Dem Lehrpersonal komme in diesem Prozess die Aufgabe zu, die Kommunikation zwischen den Wissensspeichern zu forcieren und zu einer verantwortungsvollen und bedürfnisorientierten Organisation der extrahierten Daten anzuregen.

Norbert Griesmayer resümiert die Ergebnisse seiner „Tribüne“ (Muttersprachenunterricht im internationalen Vergleich), indem er von einer „Entselbstverständlichung“ des Bildes vom eigenen Unterrichtsfach spricht. Das Andere sei nicht als bequeme Rechtfertigung des Eigenen zu sehen, sondern vielmehr als Anstoß zur bescheidenen Relativie-

rung des Eigenen bzw. als Herausforderung für die Modifizierung des Eigenen.

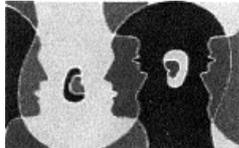
Die TeilnehmerInnen der Tribüne „Universitäre Lehramtsausbildung“ (Leitung Ulrike Tanzer) diskutierten die geplanten (und inzwischen großteils realisierten) neuen Studienpläne. Sie entwickelten ein „Acht-Punkte-Programm zur Reform der universitären DeutschlehrerInnenausbildung“, das Aspekte wie das Verhältnis Fachwissenschaft – Fachdidaktik – Pädagogik, den Theorie-Praxis-Bezug in der Lehramtsausbildung, die ungünstige personelle Situation der

Fachdidaktik in Österreich sowie die mangelnde Kommunikation und Kooperation innerhalb und zwischen den einzelnen Bildungseinrichtungen thematisiert.

„Aufbrüche“ erweist sich als ein Sammelband, der brennende Fragen (nicht nur) der österreichischen Deutschdidaktik aufgreift und neue Wege skizziert.

Eva Maria Rastner (Hrsg.): „auf!brüche“. Aktuelle Trends der Deutschdidaktik. Innsbruck: StudienVerlag, 2000. ISBN 3-7065-1454-0, 182 Seiten. DEM 34,- / ATS 248,- / CHR 31,50.

Jahr der Sprachen



Konrad Ehlich, Jakob Ossner, Harro Stammerjohann (Hrsg.): Hochsprachen in Europa.

Einheit und Vielfalt Europas erfordern, sich auf die europäische Sprachkultur zu besinnen und eine Sprachenpolitik zu betreiben, die die europäischen Hochsprachen als lebendige Verkehrssprachen in allen gesellschaftlichen Kommunikationsbereichen fördert. In 25 Artikeln stellen Autorinnen und Autoren die gegenwärtige Situation dar, erörtern ihre Stellung in der Fach- und Wissenschaftskommunikation und entwickeln Perspektiven für einen weiteren Ausbau der Hochsprachen. Der Band enthält zudem die Homburger Empfehlungen für eine künftige Sprachenpolitik innerhalb der Europäischen Union.

Konrad Ehlich, Jakob Ossner, Harro Stammerjohann (Hrsg.): Hochsprachen in Europa. Entstehung, Geltung, Zukunft. Freiburg: Filla-bach, 2001. ISBN 3-931240-16-9, 392 Seiten. DEM 59,- / ca. ATS 413,-.

Der Europarat und die Europäische Union haben das Jahr 2001 zum „Europäischen Jahr der Sprachen“ erklärt. Sprachen beeinflussen unser Zusammenleben, unsere Arbeit, unsere Kultur und unsere demokratische Handlungsfähigkeit in einem Europa ohne Grenzen. Deshalb will dieses Jahr

- die sprachliche und kulturelle Vielfalt Europas bewusst machen
- zur Mitwirkung einladen
- zum Sprachenlernen motivieren
- über das Lernen von Sprachen informieren
- das positive Erleben von Mehrsprachigkeit (u. a. Volksgruppen-, Minoritäten- und Migrantensprachen, Nachbarsprachen, weniger häufig erlernte Sprachen) fördern
- zur Erhöhung der Mobilität innerhalb Europas beitragen

Auf der Homepage der Österreichkoordination finden sich

- Informationen
- Referate
- ein Veranstaltungskalender
- eine Ideenbörse

http://www.sprachen-2001.at/index_n.html

Nestroy als Deutschdidaktiker

Eine Serie aus Anlass seines
200. Geburtstages

3. Lektion:

**Warum wir keine Bildung brauchen
oder Vorausschauende Bemerkungen
zu den heutigen Sparmaßnahmen im Bildungswesen**



Mich haben s' bilden wollen ! – Lächerlich! Natürlich, als Bub', als so großer, hätt' ich so einen Eingriff in meine Rechte auf Naturzustand gar nicht geduldet. Es ist ihnen nicht gelungen, meinen Bilderern, ich hab' die Wissenschaften zurückgewiesen, und diese verschmähten Geistestöchter stehn blamiert da vor mir, denn ich bin ein Beweis, wieviel der Mensch oft weiß, ohne daß er von Wissenschaften was weiß. Ich weiß zum Beispiel, daß Verdienste eine Sache sind, durch die sich der Mensch viele Verdienste erwirbt; ich weiß aber auch, daß das Verdienst nicht immer belohnt wird; jetzt könnt' ich grad' der sein, bei dem's nicht belohnt wurd', wie kann man sich so einer Kränkung aussetzen? Ich weiß, daß man sich auf Verdienste nicht einlassen soll. Ich weiß, daß das Geld von den Weisen eine vergängliche Sache schimpft wird, ich weiß aber auch, daß es sehr dumm is, wenn so ein vergängliches Wesen wie der Mensch irgendeinem Gegenstand die Vergänglichkeit zum Vorwurf macht. Und haben denn die Gelehrtesten schon was Unvergängliches gemacht? Wenn ihre schweinsledernen Geistesmumien, Bücher genannt, a paar Säkulum dem Bibliothekstaub getrotzt haben, dann geht der Geist auch den Weg des Fleisches, eine elende Schabenfamilie frißt in a paar Monat' einen Folianten voll Unsterblichkeit, ohne besondere Magenbeschwerden zu verspür'n. –

Und in noch mancher andern Hinsicht is der Mangel an Bildung recht gut, denn es gibt erstens nix Romantischeres als eine ungebildete Geliebte. Wenn der Urwald der Unwissenheit noch durch keine Axt der Kultur gelichtet, die Prärie der Geistesflachheit noch durch keine Ansiedlung von Wissenschaft unterbrochen ist, wenn auf den starren Felsen der Albernheit die Gedanken wie Steinböck' herumhupfen und das Ganze von keiner augenblendenden Aufklärungssonne bestrahlt, sondern nur von dem Mondlicht der Liebe ein wenig bemagischt wird – das wird doch, hoff' ich, unbändig romantisch sein! Es kann auch nichts Interessanteres als eine ungebildete Geliebte geben. Bei einer gebildeten weiß man in kurzer Zeit akkurat, wieviel sie gelernt hat, nachher wird s' ei'm fad; bei einer ungebildeten hingegen kann man gar nie wissen, was sie vielleicht noch all's lernen kann; da is der Phantasie ein marchfeldweiter Spielraum gegönnt.

Quelle: Jürgen Hein (Hg.): Nestroy zum Vergnügen. „Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang“. Stuttgart: Reclam, 1995. (S. 103 und 109).
(wird fortgesetzt)



LITERATUR

Martin Adami: Der große Pan ist tot!?

Die vorliegende Arbeit stellt die Pan-Rezeption in der deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts in den Mittelpunkt. Nach einer Präsentation der antiken Vorstellungen des Hirten- und All-Gottes Pan konzentriert sich Adami auf die Pan-Deutungen von Heinrich Heine über Friedrich Nietzsche bis zu Hofmannsthal, von Georg Heym und Georg Trakl bis zu Benn und Hauptmann, von Ingeborg Bachmann und Marie Luise Kaschnitz bis zu Peter Rühmkorf, György Sebestyén, Botho Strauss und Dieter Wellerhoff: Alle nur denkbaren Genres der Literatur und Literaturkonzeptionen, von starr traditionsgebundenen bis zu postmodernen, werden hier unter dem Blickpunkt der Pan-Rezeption analysiert.

Martin Adami: Der große Pan ist tot!? Studien zur Pan-Rezeption in der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Universität Innsbruck, Institut für Germanistik, 2000. ISBN 3-901064-24-9, 261 Seiten. DEM 70,- / ATS 450,-.

Schreibkraft: „widerlich.“

Widerlich. Das ist nicht der Inhalt, sondern die Themenstellung von Heft 4 der jungen Kulturzeitschrift „Schreibkraft“, die in Graz erscheint. Dabei geht es auch, aber nicht nur, um den Widerstand gegen eine als widerlich empfundene politische Entwicklung in diesem Lande, etwa die Anmerkungen von Hannes Luxbacher über die „Ineffizienz von Schenkelklopfen als Ausdruck politischer Handlung“ oder Wolfgang Gulis' Kulturanalyse des Umgangs der Medien mit Haider („von Kriegen und duellen“). Anderen geht es um Grundsätzlicheres, etwa Wolfgang Kühnelt mit seiner Analyse einer „Kultur des Widerlichen“, Alice Bolterauers Geschichte des Widerlichen in der Literatur („im blumengarten des bösen“) oder „Krankheit als Kriegspfad“, d. h. krank zu sein als Widerstandsform (Hermann Götz). Daneben natürlich Rezensionen oder einige literarische Texte. „Schreibkraft“ zeichnet sich aus durch originelle Themenstellungen, mit vielfältigen, meist kurzen und daher leicht lesbaren aktuellen Beiträgen. „Ärger mit schlechten Texten? Muss nicht sein“

versprechen die „Schreibkräfte“ in ihrer Eigenwerbung. Sie haben Wort gehalten.

Schreibkraft. Bestellungen: Postfach 369, A-8010 Graz. Hotline: ++43-(0)631-319262 schreibkraft@gmx.at

Givat Haviva – Kinder schreiben für den Frieden.



1999 veranstaltete die israelische Friedensorganisation Givat Haviva den Wettbewerb „Kinder schreiben für den Frieden“. Ein beträchtlicher Teil der Gesellschaft, der sonst nicht vernommen wird, meldete sich zu Wort: Jüdische wie arabische Kinder aus Israel. Den ersten Platz erhielten die Gedichte eines jüdischen Mädchens – Shira Prat – und des arabischen Jungen Ma'moon Muneer Adawee. Dieser Band, der eine kleine Auswahl der Gedichte enthält, ist mit Friedensbildern illustriert, die von jüdischen und arabischen Kindern gemalt wurden, welche ganzjährig an einem kreativen

Workshop im Kunstzentrum von Givat Haviva teilgenommen haben.

Das viersprachige Buch (hebräisch, arabisch, englisch, deutsch) ist über den ORF-Shop zu beziehen.

Kinder schreiben für den Frieden. Givat Haviva, 2000. ISBN 965-555-020-6. ATS 319,-.

LITERATUR IM UNTERRICHT

Gerhard Haas (Hrsg.):
Kinder- und Jugend-Literatur im Unterricht.



30 Unterrichtsmodelle, die innerhalb von rund 15 Jahren in der Zeitschrift „praxis deutsch“ erschienen sind. Aus der Fülle der Unterrichtsmodelle wurden nur solche ausgewählt, die das spezifisch Literarische bei der Arbeit mit den Texten in den Mittelpunkt stellen. Die Palette reicht von Bilderbüchern bis zum Jugendroman, von der Erzählung über die Biographie bis zum Film. Auch die Anregungen zur Arbeit mit

den Büchern sind vielfältig, es überwiegen „produktive“ Aufgaben, die ein sehr weites Spektrum abdecken. So lernen z. B. schon Kinder in der Grundschule, Bücher nach selbstgewählten Kriterien zu beurteilen ...

Gerhard Haas (Hrsg.) Praxis Deutsch. Sonderheft. Kinder- und Jugend-Literatur im Unterricht. Seelze: Friedrich Verlag, 1995. ISBN 3-617-32563-7, 138 Seiten. DEM 38,50 / ATS 261,-.

Bettina Hurrelmann / Sabine Elias (Hrsg.):
Leseförderung in einer Medienkultur.



Grundthese der Herausgeberin Bettina Hurrelmann ist, dass der Leseförderung heute neue und erweiterte Aufgaben zukommen. „Es geht darum, dem Lesen seinen Platz im Medienensemble zu sichern, es als eine kulturelle Praxis zu stabilisieren und zu stärken.“ Wie dies geschehen kann, wird anhand von konkreten Unterrichtseinheiten gezeigt. Die Beiträge

sind dabei nach fünf Kategorien geordnet, die dieses Sammelheft gliedern: Literaturunterricht, Fächerübergreifender Unterricht, Literarisches Leben in der Schule, Zusammenarbeit mit außerschulischen Institutionen und Medienintegration.

Bettina Hurrelmann / Sabine Elias (Hrsg.): Praxis Deutsch. Sonderheft. Leseförderung in einer Medienkultur. Seelze: Friedrich Verlag, 1998. 138 Seiten. DEM 38,50 / ATS 261,-.

PÄDAGOGIK

Ingo Bieringer / Walter Buchacher / Edgar J. Forster (Hrsg.): Männlichkeit und Gewalt.

Das Buch der drei Salzburger Sozialwissenschaftler unterscheidet sich in zweierlei Hinsicht von gängigen Konzepten, die sich anschicken, die „Krise der Männlichkeit“ zu überwinden:

- * Sie definieren ihre Tätigkeit als „profeministische Jungenarbeit“ und als Beitrag zur Männlichkeits- und Patriarchatskritik.
- * Sie zweifeln an der Idee, man könne neue starke männliche Identitäten entwickeln, und gehen davon aus, dass es heute nur mehr fragmentierte und widersprüchliche Identitäten geben könne.

Ziel dieser Jungenarbeit ist Kritik und Abbau von Gewalt, die nicht nur als persönliche, sondern auch als strukturelle (und kulturelle) Gewalt verstanden wird, und damit ein Schritt zur Geschlechterdemokratie.

Das mag sehr theoretisch und abgehoben klingen, ist es aber keineswegs. Das zeigt schon die Konstellation des Herausgeber-Trios: ein universitärer Erziehungswissenschaftler, ein Pädak-Professor und ein wissenschaftlicher Mitarbeiter des „Friedensbüros“ sorgen für einen



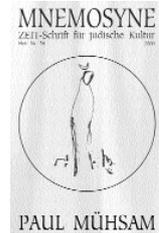
spannenden Mix aus Fallstudien und theoretischen Überlegungen, aus Praxisberichten, Unterrichtsbeispielen und Essays. Die vielen und vielfältigen Beiträge sind in drei Themenbereiche gegliedert: Verfremdungen (der tra-

ditionellen Geschlechts-Stereotypen), Ordnungen (Kritik am Patriarchat) und Grenzziehungen (eine Notwendigkeit im Umgang der Geschlechter mit einander). Die Herausgeber bezeichnen ihr Buch als eine „Werkzeugkiste“. Man möge sich bedienen!

Ingo Bieringer / Walter Buchacher / Edgar J. Forster (Hrsg.): Männlichkeit und Gewalt. Konzepte für die Jungenarbeit. Opladen: Leske + Budrich, 2000. ISBN 3-8100-2612-3, 248 Seiten. DEM 48,- / ATS 350,- / CHF 44,50.

– **Mnemosyne – Zeit-Schrift für jüdische Kultur**
 (hrsg. v. Armin A. Wallas u. Andrea Lauritsch)
 – **Edition Mnemosyne (hrsg. v. Armin A. Wallas u. Primus-Heinz Kucher)**

Der Titel der Zeitschrift und der begleitenden Buchreihe ist programmatisch: In der antiken Mythologie ist die Nymphe Mnemosyne die Mutter der Musen; übersetzt bedeutet Mnemosyne Erinnerung. Diese beiden Bedeutungen stellen in verdichteter Form ein Programm dar, sie verweisen auf die Doppelfunktion der Reihe: Kunst und Erinnerung – Kunst als Erinnerung – Kunst gegen Verdrängen und Vergessen. Die Reihe versteht sich als Sprachrohr einer anderen, lange Zeit verdrängt gewesenen Literatur und als Organ des Dialogs. Mit der Publikation literarischer Texte und historischer Dokumente aus dem Bereich der jüdischen Geistesgeschichte, der Exilliteratur, der deutschsprachigen Literatur in Israel und der Triestiner Literatur trägt sie zu einer Neu-Interpretation des Begriffs der „interkulturellen Interaktion“ bei. Das in *Mnemosyne* geführte Gespräch mit jüdischer Tradition, Literatur und Philosophie, aber auch das Gespräch mit den Nationen und Kulturen Mitteleuropas ist gegründet auf dem Bewußtsein des Zerbrechens dieser Lebens- und Geisteswelt durch die Gewaltpolitik des Nationalsozialismus. Die Zäsur Auschwitz teilt die Geschichte des deutsch-jüdischen Verhältnisses in eine Epoche des Davor und des Danach – eine Antwort darauf kann die beständige Mahnung zur Erinnerung sein und der Widerstand gegen eine Kultur, „die den Mord gebar“ (Theodor W. Adorno).



Zuletzt erschienen: Mnemosyne, Heft 26 (Schwerpunkt: Paul Mühsam); Edition Mnemosyne, Band 11 („Die Stadt der Ewigen“, Novellen von Käthe Braun-Prager).

Erhältlich bei: „Mnemosyne“, Institut für Germanistik, Universitätsstraße 65-67, A-9020 Klagenfurt; armin.wallas@uni-klu.ac.at

Neuerscheinungen

Poetik der Transformation

Paul Celan – Übersetzer und übersetzt
Herausgegeben von ALFRED BODENTHIMER
und SHIMON SANDBANK

1999, VI, 186 Seiten, Kart. DM 94. / ÖS 686. / SPFr 82. .
ISBN 3-184-65128-8 (Conditio Judaica, Band 28)

Eine Sammlung von Analysen zu Paul Celans übersetzerischem Werk wird in diesem Band den Reflexionen von Übersetzern Celans in andere Sprachen gegenübergestellt. Der Reiz dieser Gegenüberstellung liegt darin, Sprache und Verständnis eines Gedichts einem notgedrungenen Prozeß der Transformation zu unterwerfen.

Irving Massey

Philo-Semitism in Nineteenth-Century German Literature

2000, VI, 199 Seiten, Kart. DM 98. / ÖS 715. / SPFr 86. .
ISBN 3-184-65129-6 (Conditio Judaica, Band 29)

The work deals with philo-Semitic texts by the non-Jewish authors of the 19th century. The writer who provides the largest body of relevant material is Leopold von Sacher-Masoch, but works by Gutzkow, Bettine von Arnim, Annette von Droste-Hülshoff, Hebbel, Freytag, Raabe, Fontane, Grillparzer, Ebner-Eschenbach, Anzengruber, and Ferdinand von Saar are also examined, as are several tales by the Alsatian authors Erckmann and Chatrian. There is a short chapter on women and philo-Semitism. The conclusion draws attention to the feelings of guilt that are revealed in a number of the texts.

Lebenswege und Lektüren

Österreichische NS-Vertriebene in den USA
und Kanada

Herausgegeben von BEATRIX MÜLLER-KAMPFEL
unter Mitarbeit von CARLA CARNEVALE

2000, VI, 352 Seiten, 9 Abb. Kart. DM 88.– / ÖS 642.– / SPFr 77.–. ISBN 3-184-65130-X (Conditio Judaica, Band 30)

Was bewegte jene seit 1938 aus Österreich Vertriebene, die sich in den Zufluchtsländern USA und Kanada beruflich der deutschsprachigen Literatur zuwandten, damit den ideellen Bodensatz der Täterkulturen Deutschland und Österreich in der fremden Heimat neu bestellten und dergestalt zu Mittlern wurden? Neben praktischen Erwägungen auch die Liebe zur Literatur: zu Kafka, Rilke, Werfel, Schnitzler, Stefan Zweig, deren literarische Welten ihnen mitunter wie die Wiedergewinnung einer besseren, humaneren Heimat erschien. Allerdings bleiben Argwohn und Zweifel gegen die deutsche Literaturwissenschaft (einer Disziplin, die schon während der 1920er Jahre an den Universitäten Deutschlands

und Österreichs tatkräftig an der ideellen Nahrung deutschnationaler und nationalsozialistischer Kulturideologie mitgewirkt hatte) stets virulent. Zugleich jedoch begehrt die analysierende Erinnerung an Literatur, Philosophie und Kunst dagegen auf, neben den ermordeten Verwandten und Freunden und dem geraubten Besitz auch noch all das zurücklassen zu müssen, worin man sich kulturell, ideell und emotional heimisch zu werden begonnen hatte. »Man konnte uns aus Österreich vertreiben, aber man konnte Österreich nicht aus uns vertreiben.« (Herbert Lederer)

Ena Pedersen

Writer on the Run

German-Jewish Identity and the Experience of Exile
in the Life and Work of Henry William Katz

VI, 197 Seiten, Kart. ca. DM 88.– / ÖS 642.– / SPFr 77.–. ISBN 3-184-65133-4 (Conditio Judaica, Band 33)

This is the first academic treatment of the life and work of Henry William Katz (1906–1992) who has been forgotten by scholars and critics for fifty years although his first novel won him the Heinrich-Heine-Prize in exile in 1937. From a combined literary, historical, biographical and sociological perspective, Ena Pedersen analyses Katz's depiction of the Eastern European Jews in Galicia, Weimar Germany and in exile, focusing on the problems of anti-Semitism, assimilation, German-Jewish symbiosis, and Jewish identity. The book further provides a first biography of Katz and places him in the context of German exile literature through comparisons with contemporary Jewish and non-Jewish writers in exile.

Michael Mack

Anthropology as Memory

Elias Canetti's and Franz Baermann Steiner's
Responses to the Shoah

VII, 230 Seiten, Kart. ca. DM 104.– / ÖS 759.– / SPFr 89.–. ISBN 3-184-65134-2 (Conditio Judaica, Band 34)

Whereas many other post-Holocaust Jewish thinkers – including Derrida – have concentrated on a refusal of totality and celebration of otherness, the poet and intellectual Franz Baermann Steiner (1909–1952) combines this emphasis with an equal stress on the need for certain collectively acknowledged limits. Next to the wider significance of this book for discussions of Holocaust studies in relation to current theoretical and social issues, it will also offer a new interpretation of Elias Canetti's work. This is the first detailed examination of Steiner's anthropology and philosophy and its relation to the work of his close intellectual friend Canetti.



Max Niemeyer Verlag

Max Niemeyer Verlag GmbH · Postfach 21 40 · 72011 Tübingen
Tel 07071-989494 · Fax 989450 · E-mail order@niemeyer.de

THEMA

Zur Einführung

ARMIN A. WALLAS

Jüdische Themen in der deutschsprachigen Literatur

Exemplarische Interpretationen

Spricht man von „jüdischer Literatur“, so stößt man häufig auf Mißverständnisse, vielfach sogar auf Unverständnis. Manche meinen, eine „jüdische Literatur“ könne es nur in hebräischer Sprache geben. Andere wieder vermuten, „jüdische Literatur“ sei „religiöse“ Literatur, und literarische Texte, die von Autoren verfaßt wurden, die zwar jüdischer Herkunft sind, sich aber nicht mit jüdisch-religiösen Themen befassen, dürften nicht unter dem Begriff einer „jüdischen Literatur“ subsumiert werden. Ein weiterer Einwand, der des öfteren erhoben wird, gründet auf der Befürchtung, eine Zuordnung literarischen Schaffens nach Herkunftskriterien würde jüdische Schriftsteller „ghettoisieren“ oder, schlimmer noch, sie mit einem „gelben Fleck“, ähnlich der rassistischen Ausgrenzung, stigmatisieren.

Befaßt man sich mit dem Thema „jüdischer Literatur“, ist zunächst die Frage nach den Definitionsmerkmalen des komplexen Begriffs „Judentum“ zu präzisieren, wobei es wichtig ist, darauf hinzuweisen, daß das Judentum zwar eine Religion ist, aber nicht nur eine Religion. Von anderen Weltreligionen wie Islam oder Christentum unterscheidet sich das Judentum darin, daß Religion und Volkszugehörigkeit untrennbar miteinander verknüpft sind. Diese Frage kann an dieser Stelle nicht genauer ausgeführt werden; ich verweise hierzu auf meine »Kleine Einführung in das Judentum«, die dem vorliegenden „ide“-Heft beigelegt ist.

Literarische Texte jüdischer Autoren greifen vielfach auf Quellen und Elemente jüdischen Denkens, jüdischer Religion und jüdischen Lebens zurück. In der Literatur des 20. Jahrhunderts tauchen solche Elemente zumeist in gebrochener, transformierter oder fragmentarisierter Form auf. Religiöse Begriffe werden säkularisiert und in geänderte Kontexte gestellt. Hebräische Worte und biblische Begriffe dienen der Verfremdung von Texten, verleihen ihnen aber auch eine mythische Tiefendimension, die nur dann ent-

schlüsselt werden kann, wenn auch die Leser der Texte mit der Begrifflichkeit und deren Deutungsmöglichkeiten vertraut sind. Exemplarisch soll im folgenden versucht werden, offenkundige und verborgene „jüdische Dimensionen“ in einzelnen literarischen Texten des 20. Jahrhunderts zu erkunden – als Leitfaden zu weiterer Spurensuche. Zudem präsentieren die folgenden Beispiele Interpretationsmodelle für die Vermittlung jüdischer Themen im Unterricht, um so den immer wieder feststellbaren Mängeln bzw. Fehldeutungen im Umgang mit dem Judentum entgegenzuwirken.

I. Simon Kronberg: »Kapitel«

Die Prosaskizze »Kapitel« wurde am 20. Oktober 1917 in der Berliner expressionistischen Zeitschrift Die Aktion veröffentlicht. Der vollständige Text lautet:

Aus zwei Gassen strahlt der Regen. Schajeh tanzt. Der Kopf nickt zu Sprung nach Sprung, wie Psalm zum Tun von Gott.

Schajeh stand neben der Tafel der Gojim und blickte, hinterrücks im Gefühl, das Zeichen. „Er war Mensch, da kam Gott und ließ die Menschen zu Ende ähneln.“ Schajeh Hagimel sinnt Verhältnis von Wind und blühendem Regen. „Ich bin eine Biene dieser Blume des Dinges“, und wischte mit dem Kaftanzipfel über die verregneten Glieder des Gekreuzigten.

Müde vom Weg geht er die Fortsetzung, ersann hier: „Im Golus ist Gott und die Welt der Menschen ein Winter vor der Synagoge.“ (Kronberg, Werke, Bd. 1, S. 13)

Expressionistische Stilmittel wie Substantivierung und Satzverkürzung dienen Kronberg zur Darstellung der Krise des Subjekts. Das Individuum fühlt sich den dissoziierenden Erscheinungsformen der modernen (groß-)städtischen Wirklichkeit ausgesetzt (die paradigmatisch im ersten Satz erwähnten „Gassen“ sind ein synekdochischer Verweis auf die städtische Lebenswelt). „Wind“ und „Regen“ dienen Kronberg (dies läßt sich auch aus anderen zeitgleich entstandenen Texten des Autors erschließen) als Metaphern für die Diaspora. Regen wird als Element der Vereinzelung, der Ausschließung identifiziert, während der Wind die Lebenssituation der Vertreibung, der Unbehaustheit, des Nicht-da-Nicht-dort symbolisiert. Eine weitere Bedeutungsnuance des Windes leitet sich aus der prophetischen Tradition des biblischen Judentums ab. Die Propheten empfangen ihre Berufung vom „ruach“, dem göttlichen Wind bzw. Hauch. Das Wort „ruach“ bedeutet zugleich „Wind“ und „Geist“

SIMON KRONBERG: geboren 1891 in Wien als Sohn ostjüdischer Zuwanderer; 1913/14 Tanzausbildung in der „Bildungsanstalt für Musik und Rhythmus“ in Hellerau; 1914/15 Schauspielunterricht am Düsseldorfer Schauspielhaus, danach Ausbildung zum Phonetiklehrer; 1915 Übersiedlung nach Berlin und Kontakt zur expressionistischen Literaturszene; 1916 erste Veröffentlichungen in der Zeitschrift Die Aktion; 1919/20 Mitarbeit an der spätexpressionistischen Zeitschrift Die Dichtung; im „Verlag der Dichtung“ erscheint 1921 seine einzige zu Lebzeiten veröffentlichte Buchpublikation, der Prosaband »Chamlam«; in den 1920er Jahren Hinwendung zum Zionismus und zur jüdischen Jugendbewegung; 1934 emigriert er als Leiter einer zionistischen Jugendgruppe nach Palästina; zunächst verbrachte er zwei Jahre in einem Kibbuz, später lebte er als Gesangslehrer und Chorleiter in Haifa, wo er 1947 gestorben ist.

und symbolisiert solcherart Gott. Schajeh, der Protagonist von Kronbergs Prosaskizze, empfängt die Botschaft („das Zeichen“) im Unscheinbaren („hinterrücks im Gefühl“); dies entspricht der biblischen Beschreibung von Gottesbegegnungen (man denke an Gotteserscheinungen im brennenden Dornbusch, bei Mose, oder in Form eines Windhauchs, beim Propheten Elija). Schajeh „sinnt“ über das Verhältnis von „Wind“ und „Regen“, d. h. er reflektiert über das Wechselverhältnis von (prophetischer) Berufung und Leiden, Gottessuche und Lebenszweifel, göttlicher Offenbarung und Verbannung in die Diaspora. Schajeh fühlt sich einsam, er steht, wie es im Text heißt, „neben der Tafel der Gojim“. Gojim sind „die Völker“, eine Bezeichnung für die Welt der Nichtjuden, in der der Protagonist lebt, abgesondert, ausgeschlossen, nichtzugehörig.

Schajeh wird als Tänzer beschrieben. Darin drückt sich zunächst eine Identifizierung des Autors mit seiner Kunstfigur aus: Kronberg nahm 1913 eine Tanzausbildung an der von dem Schweizer Tanzpädagogen Emile Jaques-Dalcroze geleiteten „Bildungsanstalt für Musik und Rhythmus“ in der Gartenstadt Hellerau bei Dresden auf. Nach Auffassung von Jaques-Dalcroze, einem Pionier des modernen Ausdruckstanzes, stellt der Tanz ein Ausdrucksmittel des „neuen“, „harmonischen“ Menschen dar, ein Gegenmodell zu den dissoziierenden Faktoren der modernen Industriegesellschaft. Das in Kronbergs Text entfaltete Assoziationsfeld „Tanz“ eröffnet jedoch noch weitreichendere Perspektiven: Der (orientalische) Tanz galt in der kulturzionistischen Literatur des frühen 20. Jahrhunderts als Ausdrucksmittel des östlichen, religiösen Menschen. Im Tenach, der hebräischen Bibel, werden Propheten als ekstatische Tänzer beschrieben (vgl. 1 Sam. 19,20), die im Tanz ein Medium der Kommunikation mit Gott finden; ebenso wird König David als Tänzer dargestellt, der vor der Bundeslade tanzt (vgl. 2 Sam. 6,14). Auch die mystischen Bewegungen des Judentums, etwa der Chassidismus, übten den Tanz als Mittel der Entgrenzung des Ichs und der ekstatischen Vereinigung mit Gott aus; mit dem Begriff „Hitlahabut“ bezeichnen die Chassidim die spirituell-religiöse Ekstase. Schajeh trägt einen Kaftan, die gebräuchliche Kleidung sowohl der orthodoxen als auch der chassidischen Juden Osteuropas. Der Tänzer Schajeh aus Kronbergs Text tritt demnach in die Nachfolge der biblischen Propheten und der Chassidim: Tanzend sucht er Gott.

Der Name Schajeh ist eine Ableitung des Namens Jeschajahu/Jesaja (= Jahwe ist Rettung). Mit dem Bezug auf Jesaja nimmt Kronberg erneut eine Identifizierung seiner Figur mit den biblischen Propheten vor. Ha-Gimel bedeutet „die Drei“ bzw. „der Dritte“. Gimel – ג – ist der dritte Buchstabe des Hebräischen Alphabets. Der Symbolik der hebräischen Buchstaben entsprechend gilt Alef – א – als Sinnbild der Einheit, des Universums und als Zeichen Gottes (dementsprechend beginnt der Name des ersten Menschen, Adam, ebenso wie der Name des Begründers des ersten Bundes mit Gott, Abraham, mit einem Alef; die Form des Buchstaben gleicht einer Leiter, die das Irdische mit dem Göttlichen verbindet); der zweite Buchstabe Bet – ב – wiederum symbolisiert Dualität und Entzweiung, somit versinnbildlicht er die Schöpfung (die Tora beginnt dementsprechend mit dem Buchstaben Bet, und zwar im Wort „Bereschit“ = „Im Anfang“); der dritte Buchstabe Gimel – ג – bedeutet übersetzt Kamel (dies leitet sich von seiner Form ab), auf symbolischer Ebene drückt Gimel eine Vereinigung von Dualitäten bzw. Gegensätzen aus.

Assoziativ entwirft Kronberg durch eine solche Namenswahl eine religiöse Tiefendimension des Textes: Das biblische Buch Jesaja enthält zwei Teile, Jesaja und Deuterodesaja. Der zweite Teil (Jes. 40ff.) ist zur Zeit des Babylonischen Exils im 6. Jahrhundert v. Chr. entstanden, verfaßt von einem namenlosen Propheten, der als Deuterodesaja („zweiter“ Jesaja bzw. Fortsetzer Jesajas) bezeichnet wird. Deuterodesaja suchte dem exilierten Volk Israel, das von der Furcht erfaßt war, JHWH sei „ein verborgener Gott“ (vgl. Jes. 45, 15), Mut zuzusprechen, indem er in vier großen Weissagungen die künftige Rettung verkündete. Die deuterodesajanische Prophezeiung vom „Ebed Jahwe“ (= Knecht Jahwes) stellt die Urform der messianischen Erlösungshoffnung dar. Deuterodesaja verkündet die Botschaft nationaler und universaler Befreiung – in den Worten Martin Bubers: „Erlösung Israels und Erlösung der Völker sind nur verschiedene Stadien der einen großen erlösenden Handlung Gottes an der Menschenwelt.“ (Buber, Glaube der Propheten, S. 262) JHWH tritt als Geschichtsgott und als Gott der Befreiung, der messianischen Erlösung in Erscheinung. Kronbergs Schajeh übernimmt selbst die Rolle eines Nabi (= Propheten) – als der „dritte“ Jesaja wird er zum Nachfolger Deuterodesajas. Der Nabi, der die – zumeist leidvoll erfahrene – Last der göttlichen Berufung auf sich nimmt, ist, nach einer Deutung Bubers, die „Vorgestalt des Messias“ (Buber, Glaube der Propheten, S. 280). Wie Deuterodesaja lebt er im Exil – Kronberg nimmt eine typologische Parallelisierung zwischen der Babylonischen Gefangenschaft und der Gegenwart (als einer Epoche der Fremdheit, der Einsamkeit und der Judenfeindschaft) vor. Vom Christentum wurde der Ebed Jahwe als Prophezeiung für das Wirken von Jesus Christus aufgefaßt; Kronberg vollzieht nun den umgekehrten Weg – er deutet Jesus von Nazaret als einen Glaubenszeugen Israels, dessen Lehre vom Christentum mißdeutet und verfälscht wurde (der Regen, als Symbol für die Diaspora, schließt auch die „Glieder des Gekreuzigten“ ein).

Damit ist der Assoziationsgehalt des Namens der Kronbergschen Figur aber noch immer nicht ausgeschöpft. Der Buchstabe Gimel versinnbildlicht auch die Rekonstruktion einer verlorengegangenen Einheit (die Drei als Symbol der Synthese). Die Prosaskizze »Kapitel« entwirft eine Chiffre jüdischer Existenz in der Moderne. So wie Kronberg selbst, der aus einem orthodoxen Elternhaus stammte, sich in der Jugend vom Glauben abgewandt und in späteren Jahren zum Judentum zurückgefunden hatte, repräsentiert auch Schajeh einen Suchenden in krisengeschüttelter Zeit. Dem Gott-Sucher ist der unmittelbar-naïve Zugang zum Glauben verloren gegangen, er nimmt nur noch Fragmente, Spuren jüdischer Tradition und jüdischer Religiosität wahr, die er zu entziffern sucht, um sich darauf aufbauend der Elemente seiner jüdischen Identität zu vergewissern. Es drückt sich darin der Wille zur „Chasara be-Teschuwa“ (= Rückkehr zur Antwort) aus, wie im Judentum die Rückkehr säkularisierter Juden zum Glauben bezeichnet wird. Ein solcher Prozeß der Identitätsfindung erfolgt jedoch nicht geradlinig, sondern in gebrochener Form. Das von Kronberg skizzierte Modell jüdischer Identität gründet auf der Erfahrung der modernen Subjekt- und Bewußtseinskrise. Der Protagonist des literarischen Textes wird als ein Suchender identifiziert, als ein Jude, der sich „auf dem Weg“ befindet. Damit thematisiert Kronberg ein Grundelement des Judentums: die Erkenntnis von der Fragmentarität und Dynamik menschlicher Existenz. Tora ebenso wie Halacha weisen zwar den Weg zu Gott, die Entscheidung ist jedoch dem einzelnen Menschen

selbst überlassen, der in die Spannung zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen gestellt wird. Der Mensch führt einen beständigen Kampf mit Gott (dementsprechend bedeutet auch der Name „Israel“, den der biblische Patriarch Jakob nach seinem Kampf mit einem Engel verliehen bekam, „der mit Gott kämpft“). Kronbergs Schajeh gehört zu jenen „Frommen“, die nach talmudischer Auffassung als „Menschen ohne Ruhe im Diesseits und Jenseits“ identifiziert werden. Er zweifelt und leidet unter der Verbannung (das Wort „Golus“ ist die volkssprachliche Bezeichnung für „Galut“), ohne einen Weg zur Überwindung der Galut zu finden.

Das Ende des Textes bleibt offen. Die Prosaskizze könnte durchaus als ein säkularisierter Midrasch (unter einem haggadischen Midrasch versteht man den nichtgesetzlichen, erzählerisch-fiktionalen Teil des Talmud) gedeutet werden. Die Skizze »Kapitel« führt Lebens- und Glaubensmodelle vor, beinhaltet ein polyvalentes Assoziationsgeflecht und legt den Grundstein zu weiterführenden Interpretationsmodellen. Der Inhalt der „Botschaft“, die Schajeh verkündet, bleibt geheimnisvoll. Auf diese Weise macht Kronberg den Prozeß der Schrift-Deutung zum eigentlichen Thema der Prosaskizze. Der Text löst eine Spirale des Fragens und Deutens aus – einen hermeneutischen Prozeß, der unabschließbar, antwortlos bleibt. Aus dieser Perspektive erschließt sich auch der Titel – „Kapitel“: Kronberg deklariert den Text als ein Fragment, als einen Abschnitt aus einem vieldimensionalen „Buch“ des Fragens und Deutens; man könnte auch sagen: aus einer ungeschriebenen Fortsetzung des Talmud. Jede Frage provoziert neue Fragen. Solcherart wird die Dynamik und Vitalität der religiösen Tradition des Judentums in moderner Form weiterentwickelt.

II. Joseph Roth: »Hiob«

1930 veröffentlichte Joseph Roth den „Roman eines einfachen Mannes“ »Hiob«, der vom Leben des ostjüdischen Lehrers Mendel Singer erzählt, der wie Ijob (Hiob), der biblische Mann aus Uz, eine Reihe von Schicksalsschlägen erleidet, an der Gerechtigkeit Gottes zweifelt, seinen Glauben verleugnet, am Ende jedoch wieder mit Gott versöhnt wird. Der folgende Textausschnitt beschreibt die entscheidende Wende gegen Schluß des Romans, als Menuchim, der totgeglaubte Sohn Mendel Singers, zu seinem Vater zurückkehrt:

Es war Frühling. Ostern bereitete man vor, in allen Häusern half Mendel. [...] Die Osterbrote lagen verhüllt unter einer weißen Serviette, ein schneeiger Hügel neben dem saftigen Grün der Kräuter, dem dunklen Rot der Rüben und dem herben Gelb der Meerrettichwurzel. Die Bücher mit den Berichten von dem Auszug der Juden aus Ägypten lagen aufgeschlagen vor jedem Gast. Skowronnek begann, die Legende vorzusingen, und alle wiederholten seine Worte, erreichten ihn und sangen einträchtig im Chor diese behagliche, schmunzelnde Melodie, eine gesungene Aufzählung der einzelnen Wunder, die immer wieder zusammengerechnet wurden und immer wieder die gleichen Eigenschaften Gottes ergaben: die Größe, die Güte, die Barmherzigkeit, die Gnade für Israel und den Zorn gegen Pharao. [...] Und selbst Mendel stimmte sie milde gegen den Himmel, der vor viertausend Jahren freigebig heitere Wunder gesendet hat-

te, und es war, als würde durch die Liebe Gottes zum ganzen Volk Mendel mit seinem eigenen kleinen Schicksal beinahe ausgesöhnt. Noch sang er nicht mit, Mendel Singer, aber sein Oberkörper schaukelte vor und zurück, gewiegt vom Gesang der andern. [...] Denn der Zeitpunkt näherte sich, an dem man den roten Becher mit Wein füllte und die Tür öffnete, um den Propheten Eliahu einzulassen. [...] Er stand auf, schlurft zur Tür und öffnete sie. Skowronnek sang nun die Einladung an den Propheten. [...] Kaum eine Minute, nachdem Mendel sich gesetzt hatte, klopfte es. [...] Alle hielten ein. Der Geruch der Kerzen, der Genuß des Weins, das gelbe, ungewohnte Licht und die alte Melodie hatten die Erwachsenen und die Kinder so nah an die Erwartung eines Wunders gebracht, daß ihr Atem für einen Augenblick aussetzte und daß sie ratlos und blaß einander ansahen, als wollten sie sich fragen, ob der Prophet nicht wirklich Einlaß verlange. (Roth, Hiob, S. 113-123)

Joseph Roth beschreibt den Prozeß des Glaubensverlusts und der – durch das „Wunder“ des plötzlichen Auftauchens Menuchims initiierten – Wiederfindung des Glaubens. Wie sein biblisches Vorbild klagt der moderne Hiob die Ungerechtigkeit Gottes an. Angesichts der Schicksalsschläge, die ihn und seine Familie treffen und die ihn schließlich zur Emigration nach Amerika bewegen, bricht sein orthodox-religiöses Weltverständnis zusammen. Besonders leidet er darunter, daß er seinen behinderten Sohn Menuchim allein in Rußland zurücklassen muß. Die Verzweiflung treibt ihn soweit, daß er Gott in Form der Tefillin, der jüdischen Gebetsriemen, verbrennen will, aber im letzten Moment vor dieser Tat zurückschreckt. Schließlich begnügt er sich damit, die religiösen Gebote nicht mehr zu erfüllen. Er leugnet Gott und kündigt den Bund mit JHWH auf, dennoch fühlt er die Anwesenheit eines zwar fernen, grausamen und undurchschaubaren, aber allmächtigen Gottes: „Aber es tat ihm weh, daß er nicht betete. [...] Obwohl Mendel mit Gott böse war, herrschte Gott noch über die Welt. Der Haß konnte ihn ebenso wenig fassen wie die Frömmigkeit.“ (Roth, Hiob, S. 107)

JOSEPH ROTH: geboren 1894 im galizischen Brody, zählt zu den wichtigsten deutschsprachigen Romanschriftstellern des 20. Jahrhunderts; von 1923 bis 1932 wirkte er als Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung; 1933 emigrierte er nach Paris, wo er 1939 gestorben ist; Hauptwerke: »Das Spinnennetz« (1923), »Hotel Savoy« (1924), »Flucht ohne Ende« (1927), »Hiob« (1930), »Radetzkymarsch« (1932), »Tarabas« (1934), »Das falsche Gewicht« (1937), »Die Kapuzinergruft« (1938).

Mendel Singer verweigert sich dem Gebet und nimmt an den religiösen Feiern nur noch passiv teil. In der entscheidenden, oben zitierten Textpassage wird das jüdische Pessachfest gefeiert; Roth bezeichnet es als „Osterfest“, wodurch ein mißverständlicher Eindruck entsteht, da der Begriff „Ostern“ das christliche Fest von Tod und Auferstehung Jesu bezeichnet, dessen Ursprung zwar auf das jüdische Pessachfest zurückgeht (beim „Letzten Abendmahl“ vor seiner Hinrichtung feierte Jesus mit seinen Jüngern das Pessachfest), aber einen völlig anderen Bedeutungsgehalt hat. Möglicherweise sucht Roth durch die Verwendung des Begriffs „Ostern“ den christlichen Lesern das Textverständnis zu erleichtern. Wenn er auch den Begriff „Pessach“ nicht verwendet, so schildert er detailgenau die Zeremonien des sogenannten „Sederabends“, wie der erste Abend des Pessachfests genannt wird. Pessach ist das Fest zur Erinnerung an den Auszug des

Volkes Israel aus Ägypten, sowohl an das Leid der Sklaverei als auch an den Beginn der Freiheit. Es bewahrt die Erinnerung an ein zentrales Ereignis der nationalen Geschichte: die Volkwerdung Israels. Im Zuge der vierzigjährigen, von Mose angeführten Wüstenwanderung von Ägypten in das „gelobte Land“ Kanaan vereinigten sich die hebräischen Stämme zum Volk Israel, das durch die Gesetzgebung am Berg Sinai eine verfassungsmäßige Ordnung erhielt.

Roth zählt einige beim Pessachfest verwendete Symbole auf, die zu den Beilagen des Pessachmahls zählen: Hinter der Bezeichnung „Osterbrote“ verbergen sich die „Mazzot“, die ungesäuerten Brote, die die erste in Freiheit genossene Mahlzeit des Volkes Israel symbolisieren. Der „Wein“ versinnbildlicht das erste Getränk der Freiheit. Des weiteren zählt Roth Kräuter, Rüben und Meerrettich auf; diese Zutaten werden als „Maror“, d. h. bittere Kräuter, bezeichnet, ein Sinnbild für die Bitterkeit des Sklavenlebens in Ägypten. Weitere Symbole des Pessachmahls, die Roth nicht erwähnt, sind „Charosset“, eine Mischung aus Mandeln, Äpfeln, Rosinen, Zimt und Zucker, die zu einer lehmfarbigen Süßspeise verrührt werden (ein Symbol für die Arbeit der hebräischen Sklaven beim Ziegelbau), ein Knochen (als Symbol für das Pessachlamm) und ein Ei (als Symbol der Erneuerung). Diese Beilagen sind auf der Seder-Schüssel angeordnet; Seder bedeutet „Ordnung“, worunter die Anordnung der symbolischen Speisen zu verstehen ist. Die Mahlzeit wird ergänzt durch das Lesen der Pessach-Haggada, der Erzählung vom Auszug aus Ägypten (von Roth als „Legende“ bezeichnet). Schließlich erwähnt Roth ein weiteres wesentliches Detail der Pessachfeier: Zu Ehren des Propheten Elija (Elijahu bzw. Elias) wird ein besonderer Kelch mit Wein auf den Tisch gestellt, überdies wird die Türe geöffnet, um Elija zum Mahl zu laden.

Im Roman »Hiob« betritt nun an Stelle Elijas der „verlorene Sohn“ Menuchim das Haus. Menuchim wird demnach mit Elija identifiziert. Im Tenach tritt Elija, dessen Name mit „Mein Gott ist Jahwe“ übersetzt werden könnte, als Kämpfer gegen den Baal- und Astarot-Kult auf. In weiterer Folge – im letzten Buch der Propheten, Maleachi, und verstärkt in nachbiblischer Zeit – wurde der Prophet zu einer legendenhaften Figur ausgestaltet. Im jüdischen Volksglauben wird er als Gottesbote, Warner, Rächter, Tröster und Fürbitter verehrt, zudem gilt er als Verkünder des Maschiach (Messias) und Vorläufer der messianischen Erlösung. Den Midraschim zufolge nimmt Elija an jeder Brit Mila, der religiösen Zeremonie der Beschneidung, mit der die Knaben am achten Tag nach ihrer Geburt in das Volk Israel aufgenommen werden, teil. Beim Pessachfest wird in jeder Familie ein Platz für Elija eingeräumt und ein Kelch mit Wein zu Ehren des Propheten eingeschenkt. Somit wird Elija die Rolle eines ewigen Beschützers des Volkes Israel zugeordnet, aber auch die eines ewigen Zeugen für die Verfolgung und Diskriminierung der Juden in der Diaspora.

Auf subtile Weise konstruiert Roth eine typologische Verknüpfung zwischen Elija und Menuchim. Menuchim, der behinderte, epileptische Sohn Mendel Singers, repräsentiert eine Symbolfigur des Leidenden, des Außenseiters und Nichtzugehörigen. Wie es der Rabbi von Kluczysk prophezeit, läßt ihn jedoch seine Krankheit stark werden: „Menuchim, Mendels Sohn, wird gesund werden. Seinesgleichen wird es nicht viele geben in Israel. Der Schmerz wird ihn weise machen, die Häßlichkeit gütig, die Bitternis milde und die Krankheit stark. Seine Augen werden weit sein und tief, seine Ohren hell

und voll Widerhall. Sein Mund wird schweigen, aber wenn er die Lippen auf tun wird, werden sie Gutes künden.“ (Roth, Hiob, S. 11) Mendel Singer sieht sich gezwungen, Menuchim bei Pflegeeltern zurückzulassen, als er mit seiner übrigen Familie nach Amerika emigriert. Menuchim tritt so in die Rolle eines leidenden Propheten. In Rußland überlebt er die Wirren des Ersten Weltkriegs und der Pogrome – wie Elija wird er zu einem Zeugen von Leid, Not, Gewalt und Judenverfolgung. Menuchim verkörpert demnach wie Elija das „Gedächtnis des jüdischen Volkes“ (Elie Wiesel in: Buber/Wiesel, Elias, S. 106).

Während Mendel Singer fürchtet, Menuchim sei in der Kriegszeit umgekommen, startet der Sohn eine Karriere als Musiker, die ihn schließlich nach Amerika führt, wo er dem Vater wiederbegegnet. Die Begegnung des „verlorenen Sohnes“ mit dem Vater beim Pessachfest gestaltet sich als ein „Wunder“. Dies verweist zunächst auf die für das Pessachfest charakteristische Erlösungszuversicht. Darüber hinaus beinhaltet diese Szene eine weitere biblische Tiefendimension: Im Buch des nachexilischen Propheten Maleachi wird Elija zu einem Begleiter und Wegbereiter des Maschiach stilisiert, über den es heißt: „Bevor aber der Tag des Herrn kommt, / der große und furchtbare Tag, / seht, da sende ich zu euch den Propheten Elija. / Er wird das Herz der Väter wieder den Söhnen zuwenden / und das Herz der Söhne ihren Vätern, / damit ich nicht kommen / und das Land dem Untergang weihen muß.“ (Mal. 3,23-24) Die – von Elija gestiftete – Versöhnung zwischen Vater und Sohn vollzieht sich demnach als eine Vorbedingung für die messianische Erlösung.

Das wundersame Ende des Romans »Hiob« stieß in der Sekundärliteratur wiederholt auf Kritik. Wenn die von Roth angebotene Lösung des Hiob-Problems als ein „Happy End“ mißverstanden wird, so gründet dies zu einem wesentlichen Teil auf Unkenntnis der jüdischen Überlieferung. Gerade am Pessachfest ist das Judentum für „Wunder“ empfänglich: Das „Wunder“ der Rettung aus Ägypten erweckt die Zuversicht auf eine zukünftige Rettung, symbolisiert durch Elija, den Boten des messianischen Zeitalters. Die von Roth perspektivierte „Versöhnung“ (sowohl zwischen Mendel Singer und Gott als auch zwischen Vater und Sohn) darf nicht mit „Versöhnlichkeit“, d. h. einer oberflächlichen Harmonisierungsstrategie verwechselt werden. Vielmehr gründet die „Versöhnung“ im Sinne der religiösen Tradition des Judentums auf dem Durchleben existentieller Grenzzustände. Der höchste religiöse Feiertag des Judentums, Jom Kippur, der „Versöhnungstag“, wird als der Höhepunkt der „Furchterregenden Tage“ gefeiert, als ein Tag der Zerknirschung, der Buße, der Rechenschaft, der Vorwegnahme des göttlichen Gerichts. Teschuwa (= Umkehr) öffnet den Weg zu einer erneuten Versöhnung mit Gott. In diesem Sinne ist auch die im Roman »Hiob« angedeutete „Versöhnung“ zu verstehen, als Möglichkeit einer Lösung, gegründet auf der Verarbeitung von Krisenerfahrungen. Messianismus hat die tätige, oft mühsame Mitarbeit jedes Einzelnen zur Voraussetzung.

Roth verarbeitet am Beispiel des Lebenswegs von Mendel Singer sowohl die Krise jüdischer Identität in der Moderne als auch die Krise des Assimilationskonzepts. Indem er mit der Hiob-Frage die Frage nach der (Un-)Gerechtigkeit Gottes stellt, macht er aber auch die Gebrochenheit und Krisenhaftigkeit des aktuellen Fragens nach Gott bewußt. Die Zuversicht in das „Wunder“ beruht auf der Erkenntnis der Fragilität, Ungewißheit und Unsicherheit des Lebens. Darin greift Roth die Tradition der Chochma, der hebräischen Weisheit, auf, zu deren Grundtexten das Buch Ijob zählt. Die biblische Weisheits-

literatur entfaltet einen „unabgeschlossene[n] und auch unabschließbare[n] Dialog über Welt und Menschen“ (Rad, Weisheit, S. 404). Aus der Ambivalenz zwischen der Erkennbarkeit und der Verborgenheit Gottes entwirft die Chochma einen skeptisch-dynamischen Wirklichkeitsbegriff. Roth aktualisiert die Skepsis der Chochma und ihre Erkenntnis von der Fragmentarität der Gottes- und Wahrheitssuche.

III. Nelly Sachs: »In den Wohnungen des Todes« – Paul Celan: »Psalm«

Die Schoa, die von Hitler-Deutschland durchgeführte systematische und industrialisierte Massenvernichtung der europäischen Juden, der mehr als sechs Millionen Menschen zum Opfer gefallen sind, stellt eine fundamentale Zäsur nicht nur der jüdischen Geschichte, sondern auch des Geschichtsdenkens insgesamt, der Theodizee, der Kunsttheorie etc. dar. Kunst und Literatur sahen sich vor das Dilemma gestellt, die miterlebten Schrecken, Grausamkeiten und Traumatisierungen zu verarbeiten, ohne der Gefahr zu erliegen, die historische Realität zu ästhetisieren. Die Aporie einer literarisch-künstlerischen Thematisierung der Schoa liegt darin begründet, daß zum einen die Wucht des Themas eine Aufarbeitung geradezu erzwingt – vor allem, um die Erinnerung an das Geschehen wachzuhalten und dem Vergessen und Verdrängen entgegenzuarbeiten –, zum anderen jedoch jeder Versuch einer solchen Aufarbeitung mit seinem eigenen Scheitern konfrontiert wird. Theodor W. Adorno hat das (vielfach falsch zitierte) Verdikt gefällt, es sei „barbarisch“, nach Auschwitz Gedichte zu schreiben (vgl. Adorno, Noten zur Literatur, S. 422). Dieser Satz postuliert nicht die generelle Unmöglichkeit, Auschwitz mit Mitteln der Kunst darzustellen, vielmehr diagnostiziert Adorno das Versagen traditioneller Formen dichterischen Sprechens vor diesem Phänomen. Literatur und Kunst sind vor die Herausforderung gestellt, ein neues Formenrepertoire zur Darstellung der Schoa – ein Geschehen, das als „unsagbar“, „unvorstellbar“ angesehen wird – zu entwickeln. Wie der israelische Aphoristiker Elazar Benyoëtz prägnant formuliert, steht jedes Wort, das nach Auschwitz geschrieben wird – ebenso wie jeder Versuch des Gottes-Denkens – unter der Prämisse des Gedenkens an die Schoa:

„Rom wie Jerusalem sind aber nur noch über Auschwitz zu erreichen“ (Benyoëtz, Variationen, S. 83).

Zu den wichtigsten deutschsprachigen Autoren, die die Schoa lyrisch thematisierten, zählen Nelly Sachs und Paul Celan. Der aus der Bukowina gebürtige Paul Celan schreibt aus der unmittelbaren Perspektive eines Überlebenden der Schoa; die aus assimilierten Verhältnissen Berlins stammende Nelly Sachs erlebte die antisemitischen Ausschreitungen in den ersten Jahren des Hitler-Regimes, es gelang ihr aber die Flucht aus Deutschland, noch vor dem Einsetzen der systematischen Vernichtung – im schwedischen Exil setzte sie den Opfern der Schoa ein literarisches Denkmal. Beide

NELLY SACHS: geboren 1891 in Berlin; 1940 emigrierte sie nach Schweden; im Exil wandte sie sich der jüdischen Thematik zu und suchte in ihren literarischen Texten die Erfahrungen von Vertreibung, Flucht und Schoa zu verarbeiten; 1966 erhielt sie, zusammen mit dem israelischen Schriftsteller Samuel Josef Agnon, den Literaturnobelpreis; 1970 ist sie in Stockholm gestorben; Hauptwerke: »In den Wohnungen des Todes« (1947), »Sternverdunkelung« (1949), »Eli – Ein Mysterienspiel vom Leiden Israels« (1951), »Flucht und Verwandlung« (1959).

Schriftsteller standen in Briefverkehr; aus Anlaß einer persönlichen Begegnung entstand Celans, im Buch »Die Niemandrose« enthaltenes Gedicht »Zürich, zum Storchen«. Die Analyse je eines exemplarischen Gedichts von Nelly Sachs und Paul Celan bringt Übereinstimmungen und Unterschiede der beiden Dichter zum Vorschein, zugleich zeigt eine solche Analyse divergente Möglichkeiten des literarischen Umgangs mit der Schoa auf.

In dem im Stockholmer Exil entstandenen und 1947 im Ostberliner Aufbau Verlag veröffentlichten Lyrikband »In den Wohnungen des Todes« von Nelly Sachs findet sich das folgende, titelgebende, mit einem Zitat aus dem biblischen Buch Ijob (Hiob) („Und wenn diese, meine Haut zerschlagen sein wird, so werde ich ohne mein Fleisch Gott schauen“; vgl. Ijob 19,26) eingeleitete Gedicht:

O die Schornsteine
Auf den sinnreich erdachten Wohnungen des Todes,
Als Israels Leib zog aufgelöst in Rauch
Durch die Luft –
Als Essenkehrer ihn ein Stern empfing
Der schwarz wurde
Oder war es ein Sonnenstrahl?

O die Schornsteine!
Freiheitswege für Jeremias und Hiobs Staub –
Wer erdachte euch und baute Stein auf Stein
Den Weg für Flüchtlinge aus Rauch?

O die Wohnungen des Todes,
Einladend hergerichtet
Für den Wirt des Hauses, der sonst Gast war –
O ihr Finger,
Die Eingangsschwelle legend
Wie ein Messer zwischen Leben und Tod –

O ihr Schornsteine,
O ihr Finger,
Und Israels Leib im Rauch durch die Luft!

(Sachs, Fahrt ins Staublose, S. 8)

1963 publizierte Paul Celan den Lyrikband »Die Niemandrose«, der folgendes »Psalm« betiteltes Gedicht enthält:

Niemand knetet uns wieder aus Erde und Lehm,
niemand bespricht unsern Staub.

Niemand.

Gelobt seist du, Niemand.
Dir zulieb wollen
wir blühen.
Dir
entgegen.

Ein Nichts
waren wir, sind wir, werden
wir bleiben, blühend:
die Nichts-, die
Niemandrose.

Mit
dem Griffel seelenhell,
dem Staubfaden himmelswüst,
der Krone rot
vom Purpurwort, das wir sangen
über, o über
dem Dorn.

(Celan, Niemandrose, S. 225)

Beide Texte setzen sich mit der Schoa auseinander. Beide Autoren nähern sich dem Thema auf dem Wege einer assoziativen Zitierung religiöser Motive, wobei diese Elemente einer zum Teil radikalen Um- bzw. Neu-Deutung unterzogen werden. Die von den Nationalsozialisten durchgeführte Massenvernichtung der europäischen Juden löste bei vielen Opfern eine Infragestellung des religiösen Weltbildes aus, bis hin zur Negierung eines Gottes, der solches zugelassen hat. Für andere wiederum wurde die Auseinandersetzung mit der Schoa zum Anlaß einer modifizierten Rechtfertigung Gottes. So formulierte der Religionsphilosoph Emil L. Fackenheim, selbst ein Überlebender der Schoa, ergänzend zu den 613 Geboten und Verboten der Bibel ein „614. Gebot“, das den Juden gebietet, das Gedächtnis an die Opfer der Schoa zu bewahren, und ihnen verbietet, „an der Welt als Gottes Reich zu ver-

PAUL CELAN: geboren 1920 als Paul Antschel in Czernowitz (Bukowina); 1941-1944 Zwangsarbeit; seine Eltern kamen in der Schoa um; 1945 Verlagslektor in Bukarest; 1947 emigrierte er nach Wien und übersiedelte 1948 nach Paris, wo er als Übersetzer und Sprachlehrer tätig war; 1960 Verleihung des Georg-Büchner-Preises; 1970 verübte er in Paris Selbstmord; Hauptwerke: »Der Sand aus den Urnen« (1948), »Mohn und Gedächtnis« (1952), »Von Schwelle zu Schwelle« (1955), »Sprachgitter« (1959), »Die Niemandrose« (1963), »Atemwende« (1967), »Fadensonnen« (1968), »Lichtzwang« (1970), »Schneepart« (1971), »Zeitgehöft« (1976).

zweifeln, damit die Welt nicht den Mächten von Auschwitz in die Hände falle“ (zit. nach Mayer, Judentum, S. 334). Eine Abkehr von der jüdischen Religion würde – so lautet Fackenheim's eindringliche Mahnung – Hitler posthum zum Sieg verhelfen. Der jüdische Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel, ebenfalls ein Schoa-Überlebender, sprach von der Notwendigkeit, angesichts der Zerstörung die religiöse Überlieferung neu zu interpretieren – mit der letzten Konsequenz, einen „neuen Talmud“ zu schreiben. Das herausragendste Beispiel für einen solchen Neubeginn jüdisch-religiösen Denkens stellt wohl das 1952 entstandene Prosabuch »Die Blutsäule. Zeichen und Wunder am Sered« von Soma Morgenstern dar, das als ein Versuch konzipiert ist, die Schoa aus der Perspektive eines Erzählers zu beschreiben, der nur den Tenach und die kabbalistischen Schriften des Judentums gelesen hat. Es ist ein Buch des Gedenkens an die Opfer und des Gerichts über die Mörder. Im Tenach wird יהוה als Wandergott beschrieben, der dem Volk Israel auf der Wüstenwanderung tagsüber in Form einer Wolkensäule und in der Nacht als Feuersäule vorangezogen ist (vgl. Ex. 13,21). Morgenstern transformiert nun dieses religiöse Motiv und entwirft die Vision, daß eine Blutsäule in der Gestalt eines ermordeten jüdischen Kindes (als Symbolfigur der Schoa-Opfer) den Juden den Weg zu ihrer Erlösung – konkret: den Weg in das „Heilige Land“ – weist.

Nelly Sachs umschreibt die nationalsozialistischen Vernichtungslager mit der Metapher „Wohnungen des Todes“. Auf den ersten Blick wirkt diese Bezeichnung befremdlich, klingt sie doch wie eine Verharmlosung der Realität des Grauens. Untersucht man diese Wortwahl jedoch genauer, so enthüllt sich ihr verborgener Sinn. Sachs wählt den Begriff „Wohnungen“, um die Sinnentleerung und Dehumanisierung der Sprache durch die Nationalsozialisten zu entlarven. Die Wohnung, ursprünglich ein Symbol für Geborgenheit, enthüllt sich als Todes-Ort. Durch die Vernichtungspolitik Hitler-Deutschlands wurden die Grundprinzipien menschlichen Zusammenlebens entfremdet, in ihr Gegenteil verkehrt. Daß die „Wohnungen des Todes“ „sinnreich erdacht“ wurden, decouvriert den Zynismus der Täter, die den Massenmord durch euphemistische Begriffe wie „Endlösung“ (für Vernichtung) oder „Desinfizierung“ (für Vergasung) zu verschleiern suchten. Wie die Sprache, so wurde auch das gesamte System der Werteordnung in sein Gegenteil verkehrt, wie es die Lyrikerin am Beispiel der Begriffe „Wohnung“, „Wirt“ und „Gast“ vorführt: der Wohn-Ort wird zur Stätte des Mordes, die Gastfreundschaft pervertiert zur Mordorgie.

Die Schornsteine, die im ersten Vers des Gedichts leitmotivisch genannt werden, verweisen auf die Krematorien der Vernichtungslager, in denen die Körper der Ermordeten verbrannt wurden. Die Metaphern „Rauch“ und „Staub“ – oder auch, wie in anderen Texten der Dichterin, „Sand“ – werden von Nelly Sachs ambivalent verwendet. Zum einen symbolisieren Staub/Sand und Rauch die ermordeten Juden der Schoa, die namenlos gemacht, ihrer menschlichen Würde beraubt ermordet und verbrannt wurden. Staub deutet auf die Asche der Ermordeten hin, der Rauch verweist auf die in den Krematorien verbrannten Leichen. Zum anderen beinhalten Staub/Sand und Rauch aber auch eine religiöse Tiefendimension: „Rauch“ assoziiert den hebräischen Begriff „ruach“, die Bezeichnung für den (göttlichen) Windhauch bzw. Geist, von dem die Propheten ihre Botschaft erhalten; „Staub“ bezieht sich auf die Erde, aus der Gott den Menschen ge-

schaffen hat, aber auch auf den Staub, zu dem der Mensch nach seinem Tod zerfällt; „Sand“ erinnert an die biblische Wüstenlandschaft und kann somit als ein synekdochischer Verweis auf Erez Israel gedeutet werden; so verwendet Sachs in einem anderen Gedicht des Bandes »In den Wohnungen des Todes« die Begriffe „Wandersand“ und „Sinaisand“. Der Sand bezeichnet demnach die göttliche Offenbarung an das jüdische Volk („Sinaisand“), das Leiden des Volkes in der Diaspora („Wandersand“), aber auch die Anonymität der Schoa-Opfer.

Nelly Sachs war seit der Lektüre der Chassidismus-Übertragungen Martin Bubers an der jüdischen Mystik interessiert; in ihren frühen Texten lassen sich mystische Einflüsse erkennen, systematisch mit der Kabbala hat sie sich allerdings erst nach 1950 befaßt. Der Band »In den Wohnungen des Todes« erschien vor diesem Datum, dennoch könnte das Symbol des „Fingers“, mit dem die Lyrikerin die Schornsteine der Vernichtungslager gleichsetzt, aus der jüdischen Mystik entnommen sein. In der Kabbala wird als „Finger“ die Schechina bezeichnet, d. h. das weibliche, in die Welt verstreute Element Gottes. Wenn die Schechina mit anderen göttlichen Emanationen (Sefirot) zusammenwirkt, wird sie „Hand“ genannt, wenn sie alleine wirkt, heißt sie „Finger“ (vgl. Maier, Kabbalah, S. 97). Das Bild des „Fingers“ beinhaltet darüber hinaus eine Befreiungssymbolik, als Hinweis auf den „Finger Gottes“, der in der biblischen Erzählung vom Auszug des Volkes Israel aus Ägypten mit der göttlichen Macht identifiziert wird (vgl. Ex. 8,15). Durch die Assoziation mit der Schechina wird dem Finger-Symbol eine ambivalente Bedeutung – Leid und Erlösungshoffnung – zugewiesen. Aus dieser Perspektive erschließt sich auch die Mehrfachbedeutung des Staub-Symbols: „Der mystische Schlüsselbegriff ist das Wort Staub, das sowohl Vergänglichkeit als auch Erlösung bedeutet. Der Mensch zerfällt zu Staub, aber im Staube beginnt seine Wiedergeburt. Staubverwandlung ist das zentrale mystische Erlebnis.“ (Bahr, Nelly Sachs, S. 132) In diesen Kontext fügt sich ebenso die Nennung der biblischen Figuren Jeremias und Hiob. Jeremias, der prophetische Warner, der die Vernichtung der Stadt Jerusalem und des Tempels verkündigt hat, und Hiob, der unter der Ungerechtigkeit Gottes leidende und gegen sein Leid aufbegehrende Mensch, werden von der Lyrikerin in die Gegenwart versetzt. Es schließt sich der Kreis zwischen der biblischen Zeit und dem Leiden des jüdischen Volkes in der Schoa. Zeitgleich mit dem Gedicht von Nelly Sachs deutete Margarete Susman Hiob als Symbolfigur der Existenzkrise des modernen Menschen und im besonderen der jüdischen Leidenserfahrung (Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes, 1946). Bei Nelly Sachs verbindet sich die Trauer um die Ermordeten mit der – aus der jüdischen Mystik geschöpften – Zuversicht auf die Erlösung, wenn auch die Erlösungshoffnung nur in gebrochener, immer wieder relativierter Form wahrgenommen werden kann.

Paul Celan adaptiert im Gedicht »Psalm« die biblische Gattung der „Preisungen“ (Psalmen), enthalten im »Sefer Tehillim« (= Buch der Psalmen bzw. Psalter). Die biblische Hymne zum Lob Gottes wandelt sich jedoch in eine Anklage Gottes. Im Eingangsvers zitiert Celan die im Buch Bereschit (= Im Anfang) (Genesis) wiedergegebene Geschichte der Erschaffung des Menschen aus „Erde und Lehm“ (vgl. Gen. 1,7). Er bezieht sich dabei auf die Ableitung des Namens des ersten Menschen, Adam, vom hebräischen Wort „adama“ (= Erde). Angesichts der Schrecken der Schoa wandelt sich jedoch der biblische

Schöpfergott in eine undurchschaubare, unpersönliche, in weite Ferne entrückte Instanz, die vom kollektiven „Wir“ des Gedichts (hinter dem sich das jüdische Volk verbirgt) mit dem Namen „Niemand“ angesprochen wird. Das Gedicht spricht den Zweifel an der Existenz Gottes aus, dennoch bleibt der entthronte, als „Niemand“ decouverte Gott Ansprechpartner des gedemütigten jüdischen Volkes. Die Anrede „Gelobt seist du, Niemand“ leitet sich von der hebräischen Segensformel „Baruch ata, adonaj“ (= Gelobt seist du, Herr“) ab. Der Dialog mit Gott wird fortgesetzt, auch wenn dieser Dialog antwortlos bleibt. Mittels einer Travestie des biblischen Schöpfungsberichts bringt Celan die Leidenmystik eines Volkes zur Sprache, das sich von Gott verlassen fühlt.

Insgesamt könnte der Band »Die Niemandrose« als „Anti-Bibel“ bzw. als eine „Revision der Heilsgeschichte“ gedeutet werden: „Der Band beginnt mit einem Gedicht, das [...] von der Erschaffung des Menschen aus einem Erdkloß handelt, und er endet mit der Feststellung, daß nach Auschwitz Erlösung zu spät komme, ja in ihr Gegenteil sich verkehre“ (Janz, Engagement, S. 129). Der Begriff „Niemandrose“, der dem Band den Namen gibt und im Gedicht »Psalm« als Identifikationssymbol für das jüdische Volk gedeutet wird, leitet sich aus der Zusammenführung heterogener Bedeutungsinhalte ab: der „Rose“ als Symbol für das Leben und für das Judentum, und „Niemand“ als Synonym für Nichts, Leere, Lebloigkeit. Das Symbolfeld „Rose“ setzt sich aus mehreren Deutungsebenen zusammen: Die Rose, hebräisch „wered“, kommt im Tenach nicht vor, erst in der apokryphen und vor allem in der rabbinischen Literatur wird sie häufiger erwähnt. Allerdings kommt es in der religiösen Literatur manchmal zu Verwechslungen zwischen „schoschanna“, der „Lilie“ (die beispielsweise im Hohelied als Symbol für das Judentum erscheint), und „wered“, der „Rose“. Die Identifizierung der Rose mit dem Judentum wurde in der kabbalistischen Literatur fortgeführt, während die christliche Deutung die Rose zumeist mit weiblicher Symbolik verknüpfte (man denke etwa an die Rose als Symbol für Maria oder die Vision der Himmelsrose, die Dante am Ende seiner in der »Divina Commedia« geschilderten Jenseitsreise erblickt); möglicherweise bezieht sich Celan auch auf den ersten Vers der jesajanischen Prophezeiung des messianischen Reiches (vgl. Jes. 11,1: „aus dem Baumstumpf Isaais wächst ein Reis hervor“), die in der christlichen Tradition mißverständlich zu „es ist ein Ros' entsprungen“ umgedeutet wurde. In der Kabbala taucht das Bild der Rose zwischen Disteln als ein Symbol für das Volk Israel in der ägyptischen Sklaverei – in übertragenem Sinne könnte man sagen: in der Fremdbestimmung der Diaspora – auf: „Wie die Rose unter den Disteln schwierig zu pflücken ist, so war auch Israel aus Ägypten schwer zu erlösen.“ (zit. nach Maier, Kabbalah, S. 328)

Celans Bild der „Niemandrose“ knüpft an die religiösen Tiefendimensionen des Rosen-Symbols an: die „Rose“ symbolisiert – ähnlich wie die „Finger“ im Gedicht von Nelly Sachs – die Schechina, das weibliche, im Exil befindliche und nach Erlösung strebende Element Gottes, zugleich symbolisiert sie das Volk Israel, das wie die Schechina in Verbannung und Leid lebt. Die Rose beinhaltet jedoch divergente Bedeutungsbereiche, symbolisiert durch „Blüte“ und „Dornen“. Die Blüte (ebenso wie die Farbe Rot) versinnbildlicht Schönheit und Lebenszuversicht, während die Dornen Leid, aber auch Wehrhaftigkeit zum Ausdruck bringen. Eine weitere Dimension des Rosen-Symbols fließt aus der ägyptischen Mythologie ein: die Rose assoziiert Lotos, die rote Seerose, die ihre Blüte am Abend schließt und bei Tagesanbruch wieder öffnet, somit repräsentiert sie ein

ambivalentes, Nacht und Tag bzw. Sonne, Tod und Leben bzw. Wiedergeburt gleichermaßen verkörperndes Sinnbild. Die vergöttlichte Lotosblume wurde von den Ägyptern in der Gestalt des Nefertem verehrt, und dieser wiederum wurde des öfteren mit dem kindlichen Gott Horus (Horus), dem Sohn von Isis und Osiris, identifiziert. Vor allem in griechisch-römischer Zeit wurde die kindliche Erscheinungsform von Horus – mit dem griechischen Namen Harpokrates – verehrt, der unter anderem als Verkörperung des Schweigens (ikonographische Darstellung mit dem Finger am Mund) figurierte (vgl. hierzu Lurker, Götter und Symbole, S. 98 u. 110f.).

Die Symbolfelder Rose/Lotos und Horus verweisen demnach auf Ursprünglichkeit (das Kind als Symbol des Ursprungs), Wiedergeburt (Lotosblüte) und Schweigen (Harpokrates-Ikonographie). Durch den verborgenen Hinweis auf das Motiv des Schweigens enthält der Begriff „Niemandrose“ ein sprachkritisches Element: die Sprache versagt vor einer adäquaten Darstellung der Schoa, sie wird dem Schweigen abgerungen, beständig von der Gefahr des Verstummens begleitet. So wie es Celans Wortschöpfung „Sprachgitter“ (im gleichnamigen, 1959 veröffentlichten Lyrikband) zum Ausdruck bringt, beinhaltet die Sprache zugleich ein verbindendes und ein trennendes Element (Gleichzeitigkeit von Kommunikation und Isolation, Dialog und Gefangenschaft). Schreiben vollzieht sich in der Dialektik zwischen dem Verstummen (Symbol: Harpokrates) und der dennoch am Leben erhaltenen Hoffnung auf Erlösung (Symbol: Rose/Lotos). Jüdische Elemente werden mit Traditionssträngen aus ägyptisch-griechisch-römischer Überlieferung zusammengeführt. Paul Celan schiebt in seinem Neologismus „Niemandrose“ die Bereiche von Leben und Tod, Erlösungshoffnung und nihilistischer Hoffnungslosigkeit ineinander. Auf dichterischem Wege werden Möglichkeiten einer Synthese von Sprechen und Schweigen erkundet. Das Unsagbare verbirgt sich in den Zwischenzonen des Gedichts. In seiner (parallel zur »Niemandrose« entstandenen) Büchner-Preis-Rede von 1960, dem Versuch einer Poetologie nach Auschwitz, deutet Celan die Dichtung als „Atemwende“ (ein Begriff, der das hebräische Wort „nefesch“ assoziiert, worunter zugleich der „Atem“, die „Kehle“ und die „Seele“ verstanden wird). Der Dichtung schreibt er die Möglichkeit zu, „zwischen Fremd und Fremd zu unterscheiden“, oszillierend zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren: „Ich finde etwas – wie die Sprache – Immaterielles, aber Irdisches, Terrestrisches, etwas Kreisförmiges, über die beiden Pole in sich selbst Zurückkehrendes und dabei – heitererweise – sogar die Tropen Durchkreuzendes –: ich finde... einen Meridian.“ (Celan, Meridian, S. 195 f. u. 202) Die Dichtung wird erschlossen im Bild des Meridians, d. h. eines geographischen Koordinatensystems, das Gegensätzliches miteinander verbindet. Ein solches Assoziationsgeflecht beinhaltet im Verborgenen auch ein jüdisches Element: der „Meridian“ könnte als ein „Wegweiser“ gedeutet werden – im übertragenen Sinne könnte man sagen: als eine säkularisierte Tora.

Celan greift die bereits aus dem Gedicht von Nelly Sachs bekannte Metapher „Staub“ auf, die sich wie bei Sachs auf die anonymen Schoa-Opfer bezieht. Eine weitere Facette dieses Symbols erschließt sich im Gedicht »Psalm« durch den Bezug auf den Blütenstaub, der die Möglichkeit eines neuen Lebens zu gewährleisten scheint. Die Blüte – als Organ der Fortpflanzung – repräsentiert ein Erneuerungssymbol. Der durch den „Staubfaden“ der Rose versinnbildlichte Überlebenswille wird jedoch durch das ambivalente Attribut „himmelswüst“ konterkariert. Erneut wird Heterogenes ineinander verschränkt

und solcherart dessen verborgene Gemeinsamkeit enthüllt. Der „Himmel“ repräsentiert zum einen den Bereich des Nicht-Menschlichen, den Wohnort des fernen „Niemand“-Gottes, zum anderen einen Ort der Sehnsucht, der messianischen Hoffnung; auch die „Wüste“ assoziiert sowohl Negatives – Ver-Wüstung, Leblosigkeit – als auch Positives – den Lebensraum des biblischen Judentums und einen Ort der Meditation und der Kommunikation mit Gott. Das dichterische Wort wird mit „Purpur“ assoziiert („Purpurwort“), somit mit den Symbolbereichen „Rot“ und „Blut“ (als Symbol für das Leben, aber auch für Leid, Verwundung und Tod) in Beziehung gesetzt. Die „Krone“ wiederum kann als messianisches Symbol gedeutet werden, als Hoffnung auf die Wiedererringung der menschlichen Würde, die angesichts der Schoa vernichtet schien. Aus dem Gegen- und Ineinander divergierender Deutungsmöglichkeiten erschließt sich der Gehalt von Paul Celans »Psalm«. Das Gedicht wird so zu einer Instanz der kollektiven Erinnerung und der kollektiven Leidenserfahrung (verfaßt aus der „Wir“-Perspektive). Angesichts der Schoa werden Gott und die Schöpfung ebenso wie die Hoffnung auf Erlösung radikal in Frage gestellt, dennoch bleibt deren Denkmöglichkeit bewahrt.

Zitierte und weiterführende Literatur

- Adorno, Theodor W.: Noten zur Literatur. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974 (= Theodor W. Adorno: Gesammelte Schriften, Bd. 11).
- Bahr, Ehrhard: Nelly Sachs. München: C. H. Beck und edition text + kritik 1980 (= Autorenbücher, Bd. 16)
- Benyoetz, Elazar: Variationen über ein verlorenes Thema. München-Wien: Carl Hanser 1997.
- Buber, Martin: Der Glaube der Propheten. 2., verbesserte und um Register ergänzte Auflage. Heidelberg: Lambert Schneider 1984.
- Buber, Martin u. Wiesel, Elie: Elias. Mit acht Farbradierungen v. Kristiana Slawik. Gerlingen: Lambert Schneider 1995.
- Celan, Paul: Der Meridian. Rede anlässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises Darmstadt, am 22. Oktober 1960. In: Ders.: Gesammelte Werke in fünf Bänden. Bd. 3: Gedichte III – Prosa – Reden. Hrsg. v. Beda Allemann u. Stefan Reichert unter Mitwirkung v. Rolf Bücher. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1983, S. 187-202.
- Celan, Paul: Die Niemandrose. In: Ders.: Gesammelte Werke in fünf Bänden. Bd. 1: Gedichte I. Hrsg. v. Beda Allemann u. Stefan Reichert unter Mitwirkung v. Rolf Bücher. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1983, S. 205-291.
- De Vries, S. Ph.: Jüdische Riten und Symbole. Wiesbaden: Fourier 1990.
- Janz, Marlies: Vom Engagement absoluter Poesie. Zur Lyrik und Ästhetik Paul Celans. Frankfurt/M.: Syndikat 1976.
- Jüdisches Lexikon. Ein enzyklopädisches Handbuch des jüdischen Wissens in vier Bänden. Begründet v. Georg Herlitz u. Bruno Kirschner. Berlin: Jüdischer Verlag 1927. ND Frankfurt/M.: Athenäum 1987.
- Kessler, Michael u. Wertheimer, Jürgen (Hrsg.): Nelly Sachs. Neue Interpretationen. Mit Briefen und Erläuterungen der Autorin zu ihren Gedichten im Anhang. Tübingen: Stauffenburg 1994 (= Stauffenburg Colloquium, Bd. 30).

- Kilcher, Andreas B. (Hrsg.): Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur. Jüdische Autorinnen und Autoren deutscher Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Stuttgart-Weimar: J. B. Metzler 2000.
- Klausner, Joseph: Jesus von Nazareth. Seine Zeit, sein Leben und seine Lehre. Autorisierte Übersetzung aus dem Hebräischen v. Walter Fischel. Berlin: Jüdischer Verlag 1930.
- Kronberg, Simon: Werke. Hrsg. v. Armin A. Wallas. Band 1: Lyrik – Prosa. Band 2: Dramatik. München: Klaus Boer 1993.
- Kuschel, Karl-Josef: „Vielleicht hält Gott sich einige Dichter...“ Literarisch-theologische Porträts. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag 1991 (= Rothenfelser Reihe).
- Lapide, Pinchas: Paulus – zwischen Damaskus und Qumran. Fehldeutungen und Übersetzungsfehler. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus ³1995 (= Gütersloher Taschenbücher, Bd. 1425).
- Lehmann, Jürgen, unter Mitarbeit v. Christine Ivanović (Hrsg.): Kommentar zu Paul Celans „Die Niemandsrose“. Heidelberg: C. Winter 1997 (= Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, Folge 3, Bd. 149).
- Lermen, Birgit u. Braun, Michael: Nelly Sachs – „an letzter Atemspitze des Lebens“. Bonn: Bouvier 1998 (= Lebensspuren – Deutsche Dichter des 20. Jahrhunderts, Bd. 2).
- Lurker, Manfred: Götter und Symbole der alten Ägypter. Einführung und kleines Lexikon. Dritte, überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern-München-Wien: Scherz u. Otto Wilhelm Barth 1976.
- Maier, Johann: Die Kabbalah. Einführung – Klassische Texte – Erläuterungen. München: C. H. Beck 1995.
- Mayer, Günter (Hrsg.): Das Judentum. Stuttgart-Berlin-Köln: W. Kohlhammer 1994 (= Die Religionen der Menschheit, Bd. 27).
- Meyer, Michael A.: Jüdische Identität in der Moderne. Aus dem Amerikanischen v. Anne Ruth Frank-Strauss. Frankfurt/M.: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 1992.
- Munk, Michael L.: The Wisdom in the Hebrew Alphabet. The Sacred Letters as a Guide to Jewish Deed and Thought. Overview by Rabbi Nosson Scherman. Brooklyn: Mesorah Publications ²1995 (= ArtScroll Mesorah Series).
- Neher, André: Jüdische Identität. Einführung in den Judaismus. Aus dem Französischen übersetzt v. Holger Fock. Mit einem Nachwort v. Rudolf Pfisterer. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 1995.
- Rad, Gerhard von: Weisheit in Israel. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag 1970.
- Roth, Joseph: Hiob. Roman eines einfachen Mannes. In: Ders.: Werke 5. Romane und Erzählungen 1930-1936. Hrsg. und mit einem Nachwort v. Fritz Hackert. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1990, S. 1-136.
- Sachs, Nelly: In den Wohnungen des Todes. Berlin: Aufbau 1947.
- Sachs, Nelly: Fahrt ins Staublose. Die Gedichte. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1961; Neuauflage 1997.
- Schmidinger, Heinrich, in Verbindung mit Bachl, Gottfried, Holzner, Johann, Kuschel, Karl-Josef, Motté, Magda u. Weiss, Walter (Hrsg.): Die Bibel in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts. Bd. 1: Formen und Motive; Bd. 2: Personen und Figuren. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag 1999.
- Scholem, Gershom: Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen. Zürich: Rhein-Verlag 1957; Taschenbuch-Ausgabe: Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 2000.
- Schroer, Silvia u. Staubli, Thomas: Die Körpersymbolik der Bibel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1998.

- Stemberger, Günter: Der Talmud. Einführung – Texte – Erläuterungen. München: C. H. Beck 1994.
- Susman, Margarete: Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes. Zürich: Steinberg Verlag 1946.
- Wallas, Armin A. (Hrsg.): Texte des Expressionismus. Der Beitrag jüdischer Autoren zur österreichischen Avantgarde. Linz-Wien: edition neue texte 1988.
- Wallas Armin A.: Gesetz – Weisung – Weisheit; Der Gott Israels; Das Volk Israel. In: Schmidinger (Hrsg.), Bibel, Bd. 1, S. 318-357; Bd. 2, S. 7-29; Bd. 2, S. 30-52.
- Wallas, Armin A.: Narrative Konstruktionen jüdischer Nationalität. In: Reichmann, Eva (Hrsg.): Narrative Konstruktion nationaler Identität. St. Ingbert: Röhrig 2000, S. 157-177.

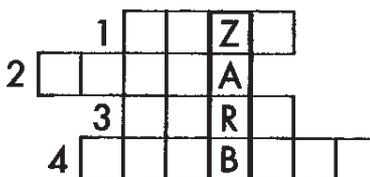
✍ Armin A. Wallas, Assistent am Institut für Germanistik der Universität Klagenfurt (Schwerpunkt „Jüdische Literatur in Mitteleuropa“), Mitherausgeber der „Zeit-Schrift für jüdische Kultur“ Mnemosyne und der Buchreihe „Edition Mnemosyne“, Redakteur der Zeitschrift Das jüdische Echo, zahlreiche Publikationen zur deutschsprachigen jüdischen Literatur im 20. Jahrhundert. Institut für Germanistik, Universitätsstraße 65-67, A-9020 Klagenfurt. E-Mail: armin.wallas@uni-klu.ac.at

ZARB - Zyburas Arbeitshilfen für LehrerInnen

Arbeitsblätter selbst gestalten: Mit ZARB geht das automatisch, schnell und individuell. ZARB erweitert Ihr Textverarbeitungsprogramm Microsoft Word für Windows oder Macintosh um mehr als 40 kreative Hilfsfunktionen.

Sie können mit ZARB zum Beispiel

- Kreuzwort- oder Wortsuchrätsel,
- Lückentexte und Schlangentexte,
- Schüttelwörter, -sätze und -texte,
- Geheimschrift, Kryptogramme und
- Multiple-Choice-Aufgaben anfertigen.



Dies alles und noch viel mehr ganz einfach per Mausclick!

Privat-/Einzellizenz: DM 98,- Schullizenz: DM 355,-

Hans Zyburas Software, Waldquellenweg 52, 33649 Bielefeld,
Deutschland, Telefon: + 49 521 / 9 45 72 90,
Fax: + 49 521 / 9 45 72 92, www.zarb.de

THEMA

AutorInnen und Werke

EVA REICHMANN

Identität als Problem

Leben als Jude in Österreich im Werk von Doron Rabinovici,
Robert Menasse und Robert Schindel

Betrachtet man die Darstellungen jüdischer Figuren in deutschsprachiger Literatur nach 1945, so stellt man fest, daß sowohl jüdische als auch nichtjüdische Autoren auf Grund der geschichtlichen Verhältnisse eine gewisse Befangenheit in Bezug auf diese Figuren aufweisen.

In jüngerer Zeit wird vor allem von Autoren wie Rafael Seligmann diese Befangenheit heftig kritisiert. Laut Seligmann entstanden im deutschen Sprachraum seit 1945 über 1000 Bücher von jüdischen Autoren, von denen jedoch fast die Hälfte rein autobiographischen Charakter hat und sich auf die Schoa bezieht.¹ Bis in die späten 1980er Jahre fehlt laut Seligmann die fiktionale Literatur jüdischer Autoren, vor allem aber Literatur über Gegenwart und alltägliches Leben der Juden. Weiters stellt Seligmann fest, daß die Literatur jüdischer Autoren deutscher Sprache absolut haßfrei und versöhnlich sei, während jüdische Autoren außerhalb Deutschlands, wie etwa Yoram Kaniuk in seinem Roman »Adam Hundesohn«, sich durchaus kritisch über Österreicher und Deutsche äußern. Jüdische deutschsprachige Autoren schreiben befangen deutsch-freundlich und in der Vergangenheit verwurzelt. Negative jüdische Figuren sind für sie genauso tabu wie für nicht-jüdische Autoren: denn schlechte jüdische Charaktere könnten – eine große Angst der Juden – dem Antisemitismus wieder Auftrieb geben.²

Zum anderen sind Juden in Österreich und Deutschland gezwungen, sich dafür zu rechtfertigen, im „Land der Mörder“ zu leben³ (gegenüber anderen Juden, aber auch gegenüber den nicht-jüdischen Österreichern oder Deutschen). Seligmann wirft den Juden vor, nicht öffentlich eingestehen zu wollen, daß es sich in Deutschland (oder Österreich) aus den verschiedensten Gründen einfach besser leben ließe. Gerade das aber machte es

für sie unmöglich, über diese Länder schlecht zu schreiben, denn dann hätte man keine Rechtfertigung mehr, dort zu bleiben.

Die deutschsprachige Faschismusbewältigung schuf einige Tabus in Bezug auf die Darstellung jüdischer Figuren: Edgar Hilsenrath fand jahrelang keinen Verleger für seine brutale Darstellung des Ghettolebens »Nacht« oder seine Satire »Der Nazi und der Friseur« – man sagte ihm, daß Juden nicht so schlechte Menschen seien und daß man über die Schoa nicht satirisch schreiben dürfe. Kaniuks bereits erwähnter Roman mußte elf Jahre auf eine Übersetzung ins Deutsche warten. Verlage und Publikum taten und tun sich schwer mit vom gesellschaftlich sanktionierten Bild des Juden abweichenden Darstellungen: man will den guten Juden, der verzeiht, in der Literatur haben, und nicht Menschen mit ganz normalen menschlichen Schwächen und Eigenschaften. Ein Nathan muß es sein, kein Shylock. Man will Vergangenheit bewältigen, aber nur mit jüdischen Figuren, die dem Leser durch eine Vielzahl positiver Eigenschaften und ihre Leidensgeschichte die nötige kathartische Wirkung verschaffen. An der Gegenwart der Juden in Deutschland oder Österreich hatte bis Ende der 1980er Jahre kaum ein Verlag oder Leser Interesse.

Das änderte sich, als in Österreich durch die Affäre Waldheim die Diskussion über die Vergangenheit und vor allem den Umgang damit in der Gegenwart massiv neu aufgerollt wurde. In Deutschland brachten die Bücher von Rafael Seligmann den Umschwung. Es scheint sich dabei jedoch nicht um ein ausschließlich auf deutschsprachige Länder bezogenes Phänomen zu handeln. Ruth Klüger schreibt über das neue Interesse an Juden, mit Bezug auf amerikanische Schoa-Filme und oral-history-Projekte: „Heute ist es umgekehrt. Eine immer größere Gemeinde von Shoa-Beflissenen gibt Anstoß zu dem bissigen Wortspiel ‚There is no business like Shoah business.‘“⁴

Die österreichischen jüdischen Autoren Doron Rabinovici, Robert Menasse und Robert Schindel setzen sich in ihrem Werk auf unterschiedliche Weise mit der Gegenwart der Juden in Österreich auseinander, die zu einem großen Teil von der Vergangenheit bestimmt ist.

I. Aktive Krisenbewältigung: Jüdische Identität bei Doron Rabinovici

Doron Rabinovici wurde 1961 in Tel Aviv geboren und lebt seit 1964 in Wien. In seinem Roman »Suche nach M.« (Frankfurt 1997) zeigt Rabinovici, daß der Weg in die Zukunft nur über die Vergangenheit, über das Erinnern möglich ist, doch tritt er für eine Art aktives Erinnern ein. Rabinovici gestaltet einen surrealen Krimi mit stark symbolisierten und metaphorisierten Figuren. In »Suche nach M.« geht es um die beiden jüdischen Kinder Dani Morgenthau und Arie Scheinowitz und ihre Identitätsprobleme als Erwachsene.

Dani hat schon als Kind fanatisch für alles, was in seiner Umgebung geschah, die Schuld übernommen. „Ich war’s. Ich bin schuld. Ich hab’s getan“, ist seine Antwort, sogar auf die Frage des Lehrers: „Von wem stammt ‚Der zerbrochene Krug‘?“ (S. 37) Dieser spezielle Schuldübernahmekomplex hat eine tiefere symbolische Bedeutung: Dani fühlt sich tatsächlich mitschuldig an den von seinen Altersgenossen verübten Streichen, da er sie vorausahnt und ausspricht; vielleicht wären sie ja nicht begangen worden, hätte er nicht die innersten Begierden seiner Kameraden verbalisiert und so an deren Realisierung mitgewirkt. (S. 35) Durch die Figur des Dani vermengt Rabinovici auf symbolisierte Weise zwei Aspekte des Schoatraumas: den Schuldkomplex einiger Juden, das KZ

überlebt zu haben, und zugleich den Schuldkomplex einiger nichtjüdischer ‚Philosemiten‘⁵. Die Figur des Dani ist eine Metapher für die Schuldgefühle der Juden, die das Dritte Reich überlebt haben, für die der Juden, die nach 1945 geboren wurden, und für die Schuldgefühle der Philosemiten.

Danis Fähigkeit, die Schuld anderer so im Detail zu erkennen, als hätte er selbst die Übeltaten begangen, ist für ihn eine unerträgliche Qual, die sich körperlich als stark nässender Hautausschlag manifestiert, und Dani dazu zwingt, sich in mehreren Lagen von Bandagen gänzlich einzuwickeln. Er ist „in den Banden der Zeit eingelegt [...] wie eine Mumie“ (S. 259), was nach Rabinovici den falschen Umgang mit der Vergangenheit und der eigenen Existenz bedeutet. Denn dieser Schuldkomplex kann von anderen instrumentalisiert und funktionalisiert werden, raubt Dani die eigene Identität und ist Ursache dafür, daß er von anderen ausgenutzt wird: die Polizei verwendet Dani als eine Art Lügendetektor bei der Verbrechensbekämpfung.

Die Figur des Arie Scheinowitz symbolisiert einen anderen Aspekt des Schoatraumas, die u. a. von dem Schriftsteller Robert Schindel⁶ so genannte „Antisemitenriechelei“; auch Arie lebt nicht die eigene Identität, sondern geht einen von den Eltern (der Vergangenheit) und den anderen geprägten Weg. Aries Vater hat das KZ unter falschem Namen überlebt und so den Tod eines anderen verschuldet; auch nach dem Dritten Reich lebte er unter verschiedenen Identitäten. Arie bildet nun unbewußt eine spezielle Fähigkeit heraus: er kann die Identität von Schuldigen erahnen, indem er unbewußt deren Persönlichkeit annimmt. Er wird dem Täter immer ähnlicher, bis er ihn findet. Aries spezielle Fähigkeit wird ebenso ausgebeutet, wie die Danis, er wird vom israelischen Geheimdienst zur Verbrecherjagd eingesetzt. Auch er lebt nicht die eigene Identität, sondern lebt die Vergangenheit nach und die Identität anderer. Die Kinder können keine eigene Persönlichkeit entwickeln, sondern suchen sich in anderen.

Die Figur des alten Herrn Fischer bringt die Ursache der Identitätsprobleme der Nachkriegsgenerationen auf den Punkt: „Mit euch [den Kindern] sollten alle, die ermordet worden waren, wieder auferstehen [...] in euch wollt wir überleben, wollt wir uns freikaufen von allen Schuldgefühlen gegenüber den Opfern und haben auf diese Weise die ganzen Rückstände auf euer Konto überwiesen. [...] Wie steht bei Jeremia geschrieben: ‚Die Väter haben saure Trauben gegessen und den Kindern werden davon die Zähne stumpf.‘“ (S. 188)

Ein Weg aus dem Dilemma scheint für Rabinovici nur aktives Erinnern zu sein; nicht, sich von einer nicht-erlebten Vergangenheit dominieren zu lassen, sondern sie aktiv zu bewältigen. Arie erkennt, daß er „allen Techniken der Konservierung eine Absage erteilen, die Schichten abstreifen, die Knoten aufdröseln, ihrer Verknüpfung nachgehen, die Knubbel ertasten, die Riemen umschnüren und ablösen“ (S. 259) müsse.

Erst wenn Arie und Dani sich von den Bandagen der Zeit, in denen sie mumifiziert sind, befreien, wird ihnen positiv die Konstruktion einer österreichisch-jüdischen Identität gelingen.

II. Robert Menasse: Das Verstecken hinter Hegel in Brasilien

Robert Menasse wurde 1954 in Wien geboren und arbeitete sieben Jahre lang als Assistent an der Universität Sao Paolo. Die sogenannte »Trilogie der Entgeisterung«⁷ kann als der Kern seines literarischen Werkes bezeichnet werden.

Zweifellos ist es ein Roman über Hegels »Phänomenologie des Geistes« und auch ein Roman über das Leben von Emigranten in Brasilien. Dennoch ist es sehr ärgerlich, daß die Sekundärliteratur⁸ blind und oberflächlich nur an diesen Aspekten der Romane hängen bleibt. Schließlich kann nicht übersehen werden, daß es sich bei den Protagonisten Leo Singer und Judith Katz – man möchte Menasse fast böse sein für die klischeehafte Namensgebung – um jüdische Figuren handelt.

Lediglich Barbara Honigmann – selbst Jüdin – äußert sich zu diesem Aspekt: „Ich habe das Buch *Selige Zeiten, brüchige Welt* von Robert Menasse gelesen und seine beiden Helden schnell erkannt, leider. Er hat sie in die Literatur wie ins Messer laufen lassen – zwei von uns, und ich habe Nein! gebrüllt, bloß nicht weiter! Halt! Aufhören! bitte aufhören! und dann habe ich das Buch in die Ecke gefeuert, unerträglich!“⁹ Honigmanns Lektüreerfahrung zeigt, daß bei Menasse sehr wohl auch eine Auseinandersetzung mit jüdischem Leben in Österreich nach 1945 im Mittelpunkt steht:

Unsere Eltern waren krank, das sahen wir, sie hatten uns nichts anderes zu vererben als ihre Verletzungen und Demütigungen, ihre Krankheit also, die wir auch nicht zu heilen wußten und von der wir selber krank wurden.

Und deshalb sehen wir nämlich genauso aus wie Leo Singer und Judith Katz aussehen, so ungeschickt und unglücklich, so hypochondrisch und selbstzerstörerisch, so hochmütig und unfähig, so voller Angst, und finden nie eine Zuversicht.

Leos Verhältnis zu den Eltern, und damit auch zu seinem Judentum, ist von einer Haßliebe geprägt, deren extreme Pole nur in einer jüdischen Nachkriegsexistenz entstehen können: Er haßt die Mutter, weil er sich an keine einzige Geste der Zärtlichkeit von ihr, kein liebevolles Wort, keinen liebevollen Blick erinnern kann – auch nicht für den Vater. Der Vater hingegen ist mollig, schwach, lebenslustig, liebebedürftig und ewig optimistisch. Ihn haßt Leo gerade wegen des Weich-Seins und der Anpassung. Gegen seinen Willen hatten ihn die Eltern aus Brasilien nach Wien mitgenommen. Leo bewundert Judiths Eltern, weil sie sich weigerten, zurückzukommen.

Aber nicht genug damit, daß Leos Eltern zurückgekehrt sind nach Wien, obwohl sie sich in Brasilien bereits etabliert hatten, sie sind noch dazu nicht im Triumph zurückgekehrt, selbstbewußt, als Sieger, nein, im Gegenteil, duckmäuserisch und ängstlich um eine blöde Reputation bemüht sind sie immer gewesen, und der Vater hat buckelnd bei Beamten vorgesprochen, die schon im Nazi-Apparat gedient hatten, um eine lächerliche sogenannte „Wiedergutmachung“ zu erhalten. Aber nicht genug damit, was ja noch das geringste gewesen wäre, hat sein Vater dann in Wien noch begonnen, Weihnachten zu feiern, weil alle das tun. Während er einerseits monatlich einen gewissen Betrag an die jüdische Kultusgemeinde überwies, begann er andererseits das Weihnachtsfest zu feiern, das macht man hier eben so, das hat mit Religion nichts zu tun, das ist ein gesellschaftliches, ein kulturelles, im Grunde ein geschäftliches Muß, er bekam von Kunden, beziehungsweise von Geschäftspartnern Weihnachtsgeschenke übermittelt [...] und glaubte, daraufhin auch Geschenke machen zu müssen [...] Zu Hause, in der Wohnung, wo keiner seine Angepaßtheit, seine Assimiliertheit, seine Un-

terwerfung kontrollieren konnte, wurde ein Baum aufgestellt und sein schwabbeliger öligter Vater entblödete sich nicht, Weihnachtslieder abzusingen [...] Während die Mutter wenigstens nur mit kalten Augen, starr dastehend wie ein Stock, den korrekten Ablauf der Zeremonie überprüfte [...] hat sein Vater sich geradezu hineingesteigert, als würden alle Taufscheinkatholiken Wiens gerade zuschauen, wie er ‚Stille Nacht heilige Nacht‘ sang.¹⁰

Doch gerade diese Hyper-Assimilation des Vaters, die Leo kritisiert, ist auch sein prägender Wesenszug: er paßt sich in Brasilien völlig seinem (Zieh-)Vater Löwinger an:

Leo und Löwinger waren so perfekt aufeinander eingespielt, daß sie beinahe schon verwechselt werden konnten [...] das waren Zwillinge, zumindest die Minimalausgabe eines Balletts, zwei Menschen, die in ihren Bewegungen, ihrer Gestik, ihren Idiosynkrasien, ihren Reflexen, ihrem Tonfall, ja sogar in ihren Blicken völlig synchronisiert waren [...] es schien Judith, als würden die beiden einander jedes Wort aus dem Mund nehmen. [...] Vielleicht existierte Löwinger gar nicht und Leo hatte nur einen Spiegel vor sich aufgestellt [...]. (SZ S. 238).

Leo kann keine eigene Persönlichkeit entwickeln, da er in einem Haus aufwächst, dessen Kommunikationsstil geprägt ist von gesprächsabwürgenden Phrasen und entpersönlichem Stil. Besonders die Mutter ist darin eine wahre Meisterin:

Man hat jetzt, jetzt muß man, es ist doch so, daß. Man wird, man kann nicht, man ist. Es geht nicht, daß, es gibt keine andere Möglichkeit, als. Was soll man machen. Unter der Voraussetzung, daß, unter der Bedingung, daß. Das heißt, das bedeutet. Es geht nicht anders, leider. Man hätte vielleicht früher, jetzt aber leider. Man hätte rechtzeitig, jetzt aber leider. Das heißt. Erstens. Zweitens. Drittens. Es gibt keine andere Möglichkeit. Man hat. (SZ S. 134)

Leos Versuch, sich von der Mutter zu befreien, scheitert grotesk; auch tot klebt und hängt sie an ihrem Sohn. Nach ihrem Tod läßt Leo sich die Urne nach Brasilien schicken und will ihre Asche über die Felder verstreuen. Verschwitzt versucht er das gegen den Wind, weshalb seine Mutter (in Aschenform) ihn gänzlich überzieht und verklebt; da zugleich auch noch sein Auto kaputt geht, flieht Leo völlig hysterisch zu Fuß und stürzt sich in den Pool einer nahegelegenen Villa, um die Reste seiner an ihm klebenden Mutter loszuwerden. (SZ S. 225) Ein Abstreifen der Vergangenheit ist nicht möglich, diese Bindungen determinieren seine Gegenwart, so wie er auch ausschließlich vom Vermögen seiner verstorbenen Eltern lebt. Die Vergangenheit nährt seine Gegenwart, woraus nichts Positives, Fruchtbare entstehen kann.

Die Existenz des extrem häßlichen¹¹ Leo Singer ist eine tragische Ausnahmeerscheinung: sein Verhältnis zu Geschichte und Politik ist blind und oberflächlich und vor allem davon gekennzeichnet, daß Leo keinerlei Verantwortung für irgendetwas übernehmen möchte. Als Judith ihn auffordert, bei einer antifaschistischen Demo mitzumachen, erklärt er: „Ich meine, sagte Leo, seinen Mantel umständlich zuknöpfend, was hat das für einen Sinn, wenn wir uns auch verprügeln lassen?“ (SZ S. 45) „Wie damals wird es

nicht mehr, egal ob ich jetzt vom Cafe auf die Straße gehe oder nicht, und wenn es doch wieder so wird wie damals, dann erst recht unabhängig davon, ob ich mich vor dem Cafe verprügeln lasse oder nicht.“ (SZ S. 58)

So bleibt auch seine Existenz am Ende oberflächlich: durch den Tod des Vaters und der Mutter wird er, der nie in seinem Leben wirklich gearbeitet hat, immer reicher. Doch weder findet er die ihn erfüllende Liebesbeziehung, noch vollendet er sein Lebenswerk, die Arbeit über Hegel. Vielmehr versteckt er sich hinter den Aufzeichnungen Judiths, die er ermordet; es ist gerecht, aber auch tragisch, daß sich kein Mensch am Ende für dieses Werk interessiert. Auch sein Titel „Professor“ ist nur ein Schein und so wird Leo in der „Bar jeder Hoffnung“ unter falschem Titel sein Leben versaufen. Leo ist eine Schablone, für die es keine Aufgabe gibt in der lebendigen Welt.

III. Anders-Sein als Postulat: die jüdischen Figuren bei Robert Schindel

Robert Schindel wurde mit dem Roman »Gebürtig«, welcher 1992 bei Suhrkamp in Frankfurt erschien, bekannt. Bis dahin hatte Schindel vor allem vier Bändchen Gedichte veröffentlicht. Dem ersten Band davon, »Ohnland« (Frankfurt 1986), stellte er eine lange Widmung an die Toten seiner Familie und an die Überlebenden, die sich um ihn, den 1944 Geborenen, dessen Eltern im selben Jahr deportiert worden waren, gekümmert hatten, voran. Schindel ordnet sich in den Opfer-Kontext ein und bezieht seine Identität mit all ihren Problemen daraus. „...eine vertilgte Mischpoche im Rucksack...“¹² zerstört seine sozialen Beziehungen und normales Alltagsleben. „Deine Texte werden immer jüdischer“¹³, meint ein Freund, als sie immer abstrakter werden, worin Schindel sein Anderssein postuliert sieht.

Selten äußert sich Schindel offen kritisch über deutsche oder österreichische Nachkriegspolitik, wie etwa in dem 1987 erschienenen Band »Geier sind pünktliche Tiere«: in einem Gedicht heißt es: „Was haben doch wir Übriggebliebenen a Glück/ denn uns wird/ Über das Verübeln/ Unsres Weiterlebens/ Hinaus keine weitere Vernichtung zugefügt./ Ma lernt.“¹⁴

In »Im Herzen die Krätze« von 1988 veröffentlichte Schindel vor allem früher entstandene Gedichte. In »Erinnerungen an Prometheus« zieht er den Schluß: „...Den Gojim schulden wir und uns/ Ein lächerliches Totsein, unbesehen.“¹⁵

In den 1990er Jahren beginnt die Auseinandersetzung mit sich selbst, mit der eigenen Identität. So heißt es in »Ein Feuerchen im Hintennach« 1992: „Und schuldig ich, und wie, ein Halbgerechter/ Denn ich vergnüg mich gar nicht schlecht in deutschen Landen/ Schütte entlang der Wiener Donau meinen Samen/ Uns helle Lachen und mein Blick geht in die Belsen fremd.“¹⁶

Schindel steht bewußt zu seinem Leben als Jude in einem Land der Mörder, er beginnt, sich vital mit seiner Gegenwart auseinanderzusetzen: „Ich bin ein Jud aus Wien, das ist die Stadt/ Die heiße Herzen, meines auch, in ihrem Blinddarm hat/ Die schönste Stadt der Welt direkt am Lethesfluß/ ich leb in ihr, in der ich soviel lachen muß.“¹⁷

Innerhalb dieses Wandels vom Leid der Vergangenheit zur aktiven Auseinandersetzung mit der Gegenwart und Österreich nach Waldheim ist Schindels Roman »Gebürtig« zu verstehen.

Bereits auf der ersten Seite ist klar, daß eine Geburt als Jude in Österreich für Schindel eine Determinierung der eigenen Existenz durch die Geschichte bedeutet. Schindel stellt ein Motto von Jakob Haringer¹⁸ dem Prolog voran: „Man kommt nicht heraus aus dem Kopf/ Man kommt nicht hinein in den Traum/ Das Herz, es geht spazieren/ Man kommt nicht heraus aus dem Herz.“ Jüdische Existenz nach 1945 in Österreich bedeutet für Schindel, keine Heimat und keine Identität zu haben.

Dementsprechend sind Schindels Figuren gestaltet: Dani Demant hat eine Freundin „im Februar, Juli und November der letzten beiden Jahre“, zwischenmenschliche Beziehungen sind für ihn sprunghaft und nicht konstant. Das Verhältnis der österreichischen Juden in Schindels Roman zur eigenen Identität ist mehr als problematisch: „...ihr Jüdisches hat ... ein von ihrem sonstigen Ausdrucksvermögen abgekoppeltes Irrlaufdasein angenommen...“ (S. 14), heißt es über Mascha Singer, die einen nicht-jüdischen Elternteil durch Überkompensation einer nicht geklärten Jüdischkeit zu ersetzen sucht. Diese Haltung Maschas kann auf sehr viele der jüdischen Figuren in Schindels Roman übertragen werden: es handelt sich entweder um fanatische „Antisemitenriecher“, wie Schindel sie mehrfach nennt, um Meister im Verdrängen der eigenen Jüdischkeit (Peter Adel), oder um Menschen, die verzweifelt versuchen, ohne ihren jüdischen Kontext als Menschen behandelt zu werden und die dabei doch nur orientierungslos vor sich hinleben, denn: „an dir ist nichts echt“ (S. 17), urteilt Dani Demant über sein alter ego Alexander und meint eigentlich sich selbst. Die jüdische Doppelexistenz Dani-Alexander ist aufgespalten zwischen dem Aufnotieren (Alexander) und dem Lesen der Notizen anderer (Dani der Lektor), es bleibt jedoch kein Raum für eigenständiges aktives Handeln, Schindels jüdische Figuren sind fremdbestimmt.

Deshalb empfinden sie sich als unvollständige, gesplante Existenzen: „Sie bleiben die Hiesigen. Die Sieger. Und mich zertreten sie. Und ich existiere in Stücken. Und was ich bin, ist mir fremd. Das wollen sie haben!“ (S. 15), beschreibt Mascha die Problematik eines jüdischen Lebens nach 1945: Das Problem, als Jude selbst nicht mehr zu wissen, was Judesein eigentlich bedeutet, da man ohne Beziehung zu Tradition, Religion und jüdischem Leben aufgewachsen ist.¹⁹ Aufgesplittert, wie die jüdische Identität, ist auch die Erzählstruktur des Romans: nicht kontinuierlich, sondern bruchstückhaft werden die einzelnen Facetten der Geschichten der unterschiedlichen Protagonisten nebeneinandergestellt, wobei sich am Ende der Lektüre herausstellt, daß sie doch alle eine einzige Quelle und einen Ursprung haben, nämlich die gemeinsame Erfahrung des Dritten Reichs, auch wenn dies nur aus zweiter Hand geschieht.

Das Grundproblem der jüdischen Splitterfiguren scheint zu sein, daß eine Identifikation mit jedem anderen fehlt: „Ein Wir gibt es nicht, nur ich und ihr. Ich bin der andere der anderen“, sagte Schindel in einem Interview.²⁰ Doch auch ein „wir“ mit den Juden kann es kaum geben, denn über welche Identifikationsmerkmale – außer einer allgemein gestörten Identität – sollte dieses Wir-Gefühl ermittelt werden? Eine Identifizierung mit den Juden aller Welt fällt den deutschsprachigen Juden in der Regeln sehr schwer. Der Nicht-Jude Konrad Sachs, der traumatisch darunter leidet, daß sein Vater KZ-Kommandant und General-Gouverneur von Polen war, bringt dies bei Schindel auf den Punkt: „Es gibt keine Normalität. Bloß Schuld und Unschuld.“ (S.115) So determiniert die Vergangenheit in den Augen Schindels die Gegenwart, vor allem der Juden,

aber dadurch auch der Nichtjuden in Österreich; aus ihrer „selbstgebauten Verrücktheit“ (S.142) kann keine Seite entfliehen. „Gebürtig“, die Tatsache, nach 1945 entweder als Jude oder als Nichtjude in Österreich oder Deutschland geboren zu sein, scheint ein Urteil, aus dem es keinen Ausweg gibt.

Besprochene Werke:

- Menasse, Robert. Sinnliche Gewißheit. Hamburg: Rowohlt, 1988 (auch: Suhrkamp Taschenbuch)
 Menasse, Robert. Selige Zeiten, brüchige Welt. Salzburg: Residenz, 1991 (auch: Suhrkamp Taschenbuch)
 Menasse, Robert. Schubumkehr. Salzburg: Residenz, 1995 (auch: Suhrkamp Taschenbuch)
 Menasse, Robert alias Singer, Leopold Joachim. Phänomenologie der Entgeisterung. Frankfurt: Suhrkamp, 1995.
 Rabinovici, Doron. Suche nach M. Frankfurt: Suhrkamp, 1997.
 Schindel, Robert. Gebürtig. Frankfurt: Suhrkamp, 1992.

Anmerkungen:

- 1) Rafael Seligmann, What Keeps the Jews in Germany Quiet?, in: Sander L. Gilman und Karin Remmler (Hg.), Reemerging Jewish Culture in Germany. Life and Literature Since 1989, New York 1994, S. 173-184. In »Mit beschränkter Hoffnung. Juden, Deutsche, Israelis« (Hamburg 1991) hatte Seligmann die Zahl noch mit etwa 300 autobiographischen Schriften angegeben.
- 2) Seligmann, Mit beschränkter Hoffnung, a.o., S. 129-180.
- 3) Eine interessante Parallele hierzu zeigt sich im Werk ungarischer Autoren: auch dort war die Generation der vor 1933 geborenen und nach 1945 nicht emigrierten Juden oft gezwungen, den Kindern und anderen Juden gegenüber ihr Bleiben in Ungarn zu rechtfertigen. Vgl. Mihály Kornis, nihtfordemkind, in: Peter Haber (Hg.), Jüdisches Städtebild Budapest, Frankfurt 1999, S. 231-240, György Dalos, Der Versteckspieler, Frankfurt 1994, oder György Konrád, Geisterfest, Frankfurt 1996.
- 4) Ruth Klüger, Mißbrauch der Erinnerung: KZ-Kitsch. In: Ruth Klüger, Von hoher und niedriger Literatur, Göttingen 1996, S. 35.
- 5) Ausdruck nach Rafael Seligmann.
- 6) Robert Schindel, Gebürtig, Frankfurt 1992.
- 7) Die Trilogie besteht aus den Romanen Sinnliche Gewißheit (Hamburg 1988), Selige Zeiten, brüchige Welt (Salzburg 1991 – Zitate im Text abgekürzt als SZ) und Schubumkehr (Salzburg 1995). Der Essay Phänomenologie der Entgeisterung, den Menasse 1995 in Frankfurt unter dem Pseudonym Leopold Joachim Singer – der Hauptfigur der Trilogie – veröffentlichte, schließt das Romanwerk theoretisch ab.
- 8) Dieter Stolz (Hg.), Die Welt scheint unverbesserlich. Zu Robert Menasses „Trilogie der Entgeisterung“, Frankfurt 1997. Von 26 Beiträgen weist ein einziger auf den Bezug zu jüdischen Figuren hin.
- 9) Barbara Honigmann, Zwei von uns. In: Dieter Stolz, o.a., S. 111-113.
- 10) Robert Menasse, Selige Zeiten, brüchige Welt, Frankfurt 1994, S. 37-38 (Taschenbuch-Ausgabe).

- 11) „Er war ein kleiner magerer Mann, von scharfer, man möchte sagen: ätzender Häßlichkeit, alles war scharf an ihm: die gebogene Nase, die sein Gesicht beherrschte, der schmale Mund, dessen Unterlippe sich beim Reden spitz und doch irgendwie obszön fleischlich nach vorn stülpen konnte, die dickgeschliffenen Gläser seiner schwarzen Brille, die er sich manchmal ins streng zurückgekämmte, fettig wirkende Haar schob, wenn sie ihn auf der Warze an seinem Nasenflügel drückte.“ (SZ 15-16).
- 12) Robert Schindel, Versuch über die Präzision. In: Ohneland (Frankfurt 1986), S. 39.
- 13) Schindel, Vom Indirekten II. In: Ohneland, S. 105.
- 14) Schindel, Die Gnade der späten Geburt. In: Geier sind pünktliche Tiere (Frankfurt 1987), S. 95.
- 15) Schindel, Erinnerungen an Prometheus. In: Im Herzen die Krätze (Frankfurt 1988), S. 15.
- 16) Schindel, Ein Feuerchen im Hintennach. In: Ein Feuerchen im Hintennach (Frankfurt 1992), S. 42.
- 17) Schindel, Feuerchen, o.a., S. 53.
- 18) Jakob Haringer wurde am 16. 3. 1898 in Dresden geboren und starb am 3. 4. 1948 in Zürich. Seine Jugendjahre verbrachte er in Österreich; die Eltern waren als wandernde Verkäufer tätig, Haringer mußte ständig den Wohnort wechseln und lernte kaum die Geborgenheit einer festen Wohnung kennen, was seinen eigenen Lebensstil prägte: auch er wanderte ohne festen Wohnsitz und ohne feste Weltanschauung durch die Lande. Trotz kurzer Versuche von Selbsthaftigkeit blieb Haringer bis ans Lebensende aus privaten und politischen Umständen vagant.
- 19) Eine Tatsache, die die Untersuchungen von Lynn Rapaport Jews in Germany after the Holocaust. Memory, Identity, and Jewish-German Relations (Cambridge 1997) bestätigen. Rapaport befragte Juden in Deutschland, welche nach 1945 geboren worden waren.
- 20) Vgl. Gebirtigs Bitterkeit, Die Welt, 2. April 1992.

✉ Eva Reichmann, Lektorin an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld, Publikationen zu Max Zweig, zur multinationalen und avantgardistischen Literatur aus dem Raum der Habsburgermonarchie, zum Wiener Volkstheater etc. Lina-Oetker-Str. 24, D-33615 Bielefeld.
E-Mail: stockreich@aol.com

JÜRGEN EGYPTIEN UND DIETRICH HOFMANN

Ostjüdische Anklänge in Kafkas Erzählung »Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse«

Textanalyse und Unterrichtsmaterialien

I. Textanalyse

Eine Lektüre von Kafkas später Erzählung »Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse«, die den Text als Reflexion Kafkas über jüdische Identität und Geschichte begreift, hat sich zunächst einmal methodisch zu legitimieren, ist doch im Text davon mit keinem Wort die Rede. Daher sollen vor der Kommentierung des Textes einige biographische Aspekte in Erinnerung gerufen werden, die die Voraussetzung einer solchen Lektüre bilden.

Assimilierte Familie ...

Franz Kafka entstammte einer assimilierten jüdischen Familie. Unter glaubens- und sozialgeschichtlicher Perspektive ist seine Familie exemplarisch. Die großväterliche Generation kam aus der Provinz und hatte den Schritt aus der Judengasse in die habsburgische Vielvölkergemeinschaft getan, ohne ihre religiöse Bindung aufzugeben. Die Vätergeneration zog es in die Städte, wo sie ökonomisch oft reüssierte und sich der christlichen Gesellschaft assimilierte. Die Einhaltung der jüdischen Rituale wurde weitgehend aufgegeben. Die Generation der Söhne war für eine Wiederentdeckung der jüdischen Wurzeln aus mehreren Gründen disponiert. Zum einen hatte sich seit der Jahrhundertwende der Zionismus konstituiert, nicht zuletzt als Gegenreaktion auf den grassierenden Antisemitismus und seine zunehmend aggressive Propaganda. Zum anderen gehörte zur zeitgenössischen Strömung des Expressionismus die Attitüde des – überspitzt gesagt – geistigen Vätermords. Als konkreter gesellschaftlicher Anstoß trat schließlich – auch in Prag – die Konfrontation des Westjudentums mit den ostjüdischen Flüchtlingen während des Ersten Weltkriegs hinzu.

In der jüdischen Gemeinde in Prag dominierte natürlich das assimilierte Judentum. Die Vätergeneration war im Centralverein organisiert, der sich als deutscher Kulturträger verstand. Eine zionistische Stimme entstand mit der Gründung der nationaljüdischen Wochenzeitschrift Selbstwehr im Jahr 1907, zu deren Lesern und später auch Beiträgern Kafka zählte. Er besuchte zudem Vortragsabende der Afike Jehuda über Religions- und Kulturgeschichte des Judentums und stand in Kontakt zum Verein jüdischer Hochschüler Bar Kochba. Hartmut Binder geht davon aus, „dass Kafka seit 1910 Beziehungen zum Kreis um den Bar Kochba hatte, die nicht unwesentlich zur Ausprägung der später bei ihm feststellbaren nationaljüdischen Gesinnung beigetragen haben dürften.“¹ Von der Beschäftigung mit der jüdischen Thematik zeugt auch Kafkas Versuch im März

1911, eine Besprechung von Max Brods Roman »Die Jüdinnen« zu verfassen. Entscheidend war dann die Begegnung mit dem ostjüdischen Schauspieler Löwy, die man als Schlüsselerlebnis für Kafkas Verhältnis zum Thema Judentum ansehen kann.

... und Suche nach jüdischen Wurzeln

Anfang Oktober 1911 bis Mitte Januar 1912 besuchte Kafka ein gutes Dutzend Vorstellungen der Lemberger Theatertruppe von Jizchak Löwy im Restaurant Savoy, wo Stücke jiddischer Autoren gegeben wurden. Zuerst löste die Begegnung mit diesen Stücken in Kafka die Überzeugung aus, „an ein Judentum geraten zu sein, in dem die Anfänge des meinigen ruhen und die sich zu mir hin entwickeln und dadurch in meinem schwerfälligen Judentum mich aufklären und weiterbringen werden.“² Zwar relativierte die Erkenntnis der Gleichförmigkeit der jiddischen Stücke Kafkas Begeisterung, aber die Bekanntschaft mit dem aus Warschau stammenden Löwy blieb ihm eine wertvolle persönliche Bereicherung. Löwy war Kafka dabei nicht nur als Vermittler der ostjüdischen Kultur wichtig, sondern auch in seinem konsequenten und radikalen Künstlertum, dem er materielle Sicherheit und familiäre Bindung aufgeopfert hatte. Das Urteil von Kafkas Vater über Löwy war vernichtend: „Wer sich mit Hunden zu Bett legt steht mit Wanzen auf.“ (T 223) Es dürfte sich darin weniger eine persönliche Aversion von Hermann Kafka gegenüber Löwy aussprechen, als vielmehr die symptomatische Sicht des assimilierten Westjuden auf seinen ostjüdischen Glaubensbruder dokumentieren.

Franz Kafka stand mit seiner positiven, ja enthusiastischen Reaktion auf die ostjüdische Schauspielergruppe in Prag fast alleine da. Er hörte zudem noch fünf private Vorlesungen von Löwy über jiddische Literatur.

In diese Zeit fallen eine Reihe von Tagebucheinträgen, die von seiner Beschäftigung mit Judentum und jüdischer Kultur Zeugnis ablegen. So beginnt Kafka am 1. November 1911 das Standardwerk über die Geschichte der Juden zu lesen: „Heute Geschichte des Judentums von Grätz gierig und glücklich zu lesen angefangen. Weil mein Verlangen danach das Lesen weit überholt hatte, war es mir zuerst fremder als ich dachte und ich musste hie und da einhalten, um durch Ruhe mein Judentum sich sammeln zu lassen.“ (T 215) Am 25. Dezember macht sich Kafka einige Notizen über die Besonderheit der jüdischen Literaturgeschichte. Zu ihren Wirkungen rechnet er „das einheitliche Zusammenhalten des im äußern Leben oft untätigen und immer sich zersplitternden nationalen Bewußtseins“ (T 313). Er rechnet die jüdische zu den kleinen Literaturen, die keine großen, dominierenden Talente hervorgebracht habe. Der Vorteil dieses Umstands liegt für Kafka darin, dass der literarische Streit dadurch „eine wirkliche Berechtigung“ (T 314) erhält.

Die von keiner Begabung durchbrochene Litteratur zeigt deshalb auch keine Lücken, durch die sich Gleichgültige drücken könnten. Der Anspruch der Litteratur auf Aufmerksamkeit wird dadurch zwingender. [...] Das Gedächtnis einer kleinen Nation ist nicht kleiner als das einer großen, es verarbeitet daher den vorhandenen Stoff gründlicher. Es werden zwar weniger Litteraturgeschichtskundige beschäftigt, aber die Litteratur ist weniger eine Angelegenheit der Litteraturgeschichte als Angelegenheit des Volkes. (T 314f.)

Ab Ende Januar studiert Kafka Quellen zur jiddischen und deutsch-jüdischen Literaturgeschichte. Am 24. 1. 1912 heißt es: „las Pinez ‚L’histoire de la littérature judéo-allemande‘, 500 S. und zwar gierig, wie ich es mit solcher Gründlichkeit, Eile und Freude bei solchen Büchern noch niemals getan habe“ (T 360). Zwei Tage später folgen ausführliche Exzerpte, die ihm als Material für seinen Vortrag über Jargon dienen, den er am 18. Februar im Jüdischen Rathaus als Einleitung zu einem Rezitationsabend von Löwy hielt. Es ist interessant, dass Kafka während des Sprechens in sich Kräfte spürte, „denen ich mich gerne anvertrauen möchte, wenn sie bleiben wollten“, und die ihm ein „stolzes, überirdisches Bewußtsein“ vermittelten: „starke Stimme, müheloses Gedächtnis, Anerkennung, vor allem aber die Macht mit der ich laut, bestimmt, entschlossen, fehlerfrei, unaufhaltsam, mit klaren Augen, fast nebenbei, die Frechheit der drei Rathausdiener unterdrücke“ (T 378).

Hier wirkt der Vortrag über das Jiddische als nationale Literatursprache auf den Vortragenden kräftigend zurück. Der Tagebucheintrag lässt an die Stelle in der Erzählung denken, wo von den Störungen während Josefines Gesangsdarbietungen die Rede ist. Josefine kommen „alle Störungen sehr gelegen“, sie reagiert mit einer Art „Triumphpfeifen“, denn – so heisst es weiter – „alles, was sich von außen her der Reinheit ihres Gesanges entgegenstellt, in leichtem Kampf, ja ohne Kampf, bloß durch die Gegenüberstellung besiegt wird, kann dazu beitragen, die Menge zu erwecken“.³

Kafkas Öffnung für das Problem der jüdischen Identität und sein Kontakt zu zionistischen Kreisen dürfen nicht zu der Annahme verleiten, er habe seine assimilatorische Sozialisation vollständig abstreifen können oder nur wollen. Deutlich wird dies etwa an seinem Gefühl von Fremdheit und Distanz, das er beim Besuch des 11. Zionistenkongresses im September 1913 in Wien empfunden hat. Ähnlich fällt das Urteil nach Begegnungen mit galizischen Wunderrabbis aus. So sehr Kafka von der Lebenshaltung und der ‚volkhafte‘ Authentizität der Ostjuden fasziniert war, die er bald nach Kriegsausbruch in Prag, einem der bevorzugten Ziele der Flüchtlinge, beobachten konnte, so sehr ließ sein nüchterner, westlich rationaler Blick an ihren Rabbis Züge des Komischen und Skurrilen hervortreten. Georg Langer brachte Kafka 1915 mit dem Rabbi von Grodeck, der zu den nach Prag Geflohenen gehörte, und 1916 mit dem Belzer Rabbi in Marienbad zusammen. Von ersterem gewann Kafka den Eindruck eines nicht ganz ernst zu nehmenden Exotismus, die Schilderung der Gänge im Gefolge des letzteren entbehren nicht einer leisen Ironie. Dennoch schreibt Kafka an Felix Weltsch, der Belzer Rabbi allein lohne die Fahrt nach Marienbad.⁴

Eine weitere Station in Kafkas Beschäftigung mit dem Judentum bilden seine Hebräischstudien.⁵ Die zionistische Option für das Hebräische als Sprache des Jischuw hatte auch Kafkas Interesse geweckt.⁶ Seit dem Frühjahr 1917 betrieb er Selbstunterricht, nach dem Ersten Weltkrieg lernte er erst unter Anleitung des zionistischen Gymnasiallehrers Friedrich Thieberger, im Herbst 1921 dann bei Georg Langer, der in dieser Zeit an seiner »Erotik der Kabbala« schrieb und durch den Kafka wohl auch eingehender mit dem Chassidismus und der Kabbala bekannt gemacht wurde. Chassidische Erzählungen waren Kafka schon länger geläufig. Er hatte natürlich Bubers Übersetzung der »Legenden des Baal-Schem« wahrgenommen und von Jizchak Löwy mündlich überlieferte Geschichten erzählt bekommen. In diese Zeit fällt etwa der folgende Tagebucheintrag:

Die Gesellschaften der Chassidim, bei denen sie sich fröhlich über Talmudfragen unterhalten. Stockt die Unterhaltung oder beteiligt sich einer nicht, entschädigt man sich mit Gesang. Melodien werden erfunden, gelingt eine werden Familienmitglieder herangerufen und mit ihnen repetiert und studiert. Ein Wunderrabbi, der öfters Halluzinationen hatte, versenkte bei einer solchen Unterhaltung plötzlich sein Gesicht in die auf den Tisch gelegten Arme und verblieb so unter allgemeinem Schweigen 3 Stunden. Als er erwachte weinte er und trug einen ganz neuen lustigen militärischen Marsch vor. Es war dies die Melodie, mit welcher Totenengel eben die Seele eines zu dieser Zeit in einer weit entfernten russischen Stadt verstorbenen Wunderrabbis zum Himmel begleitet hatten. (T 277)

Wie sehr Kafka seine eigene jüdische Identität in der chassidischen Literatur ausgedrückt fand, belegt auf eindrucksvolle Weise ein Brief an Max Brod von Ende September 1917, in dem es heißt: „[...] die chassidischen Geschichten im Jüdischen Echo sind [...] das einzige Jüdische, in welchem ich mich, unabhängig von meiner Verfassung, gleich und immer zuhause fühle.“⁷

Eine neue Intensität und Qualität bekommt Kafkas Bemühung um das Hebräische, als er in der ersten Hälfte des Jahres 1923 in näheren Kontakt zu der aus Palästina stammenden Puah Bentorim tritt. Unter ihrem Einfluß entsteht bei Kafka der dringende Wunsch nach einer Palästina-reise, der dem Sprachstudium eine konkrete Perspektive gibt. Kafka hatte schon zuvor alle Gelegenheiten genutzt, sich von der Aufbauarbeit in Palästina von Augenzeugen – etwa seinem ehemaligen Mitschüler Hugo Bergmann – berichten zu lassen, und 1920 in Prag den Kongress der Ha-Poel Ha-Zair, einer Partei für die Kolonisation Palästinas, besucht. Die Wohngemeinschaft, die Kafka in Berlin mit Dora Diamant eingeht, vertreibt Puah jedoch, und auch der Palästina-Plan bleibt unausgeführt. Binder sieht einen Reflex ihrer Beziehung in der Erzählung »Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse«. Er vertritt die These, dass Kafka bei „der Konzeption der mädchenhaft zarten Sängerin [...] die kleine, kindlich wirkende Puah Bentorim vor Augen gehabt habe.“⁸

Ein Gleichnis für das Judentum?

Kafkas Erzählung ist schon mehrfach unter der Perspektive ihres jüdischen Gehalts gedeutet worden. Schon früh hat Max Brod sie als „Kommentar zu einem der wichtigsten Moralsätze des Talmud (Sondere dich nicht von der Gemeinschaft ab)“⁹ bezeichnet. Diese Deutung erscheint indes als zu vereinfachend und ebnet den widersprüchlichen Charakter des Textes ein. Das dezidiert jüdische Milieu, in dem sich Kafka 1923 in Berlin bewegt hat, veranlasste Binder zu der Annahme, „dass der Autor sich, wie in anderen Ich-Erzählungen, hinter dem Erzähler verbirgt und hier als Exponent einer jüdischen Volksgruppe auftritt.“¹⁰ Allerdings gehe es dem Dichter nicht darum, „eine Etappe seines Lebens [zu] erzählen, sondern im Rückgriff auf biographische Elemente das Problem des Judentums gleichnishaft dar[zustellen.“¹¹ Binder spricht zurecht von einem dialektischen Verhältnis zwischen Josefine und dem Volk. Die Dialektik lässt sich an der Hauptfrage des Textes, dem Charakter von Josefines Singen, ablesen, wenn „unter dem unmittelbaren Einfluß Josefines ihre Exklusivität zugegeben, aus der kritischen Distanz heraus aber ge-

leugnet wird.“¹² Binder überträgt diese Ambivalenz auf Kafkas Haltung zum Judentum und zum Status des Hebräischen. Nur im anschauenden Erlebnis könne es mehr als eine Erinnerung an alte Zeiten sein. Bei der Niederschrift der Josefine überwiege bereits wieder der kritische Abstand, der Kafka die nationaljüdische Bewegung und ihre Wiedererweckung des Hebräischen als eine bald vergessene Episode erscheinen lasse. Binders Deutung scheint uns aufgrund seiner biographischen Methode zu eng zu bleiben, zumal das Pfeifen sich als unverlierbares Volksvermögen erhält. Die Distanzierung betrifft eher den von Josefine verkörperten Künstlertypus und dessen Wirkungsanspruch.

Ritchie Robertson hat Kafkas Erzählung mit Recht in den Kontext seiner „Meditationen über die Kunst“ gerückt und betont, dass sie einer Phase angehöre, in der es Kafka weniger um den „Ausdruck der eigenen Gefühle“ als um „ein Abbild der Wirklichkeit“¹³ in Bezug auf das Verhältnis von Kunst und Publikum gehe. Abbild meint dabei natürlich nicht Widerspiegelung, sondern Erschaffung einer „ins Reine gehobene[n] zweite[n] Welt.“¹⁴ Auf dieser Ebene unterlaufe Kafka radikal die Präntionen eines subjektiven Künstlertypus und stelle ihm gerade das Eingehen in die anonyme Ahnenreihe der „zahllosen Menge der Helden unseres Volkes“ (185) gegenüber. Gerade die Vernachlässigung eines an der Individualität interessierten geschichtlichen Denkens ist es, die „gesteigerte Erlösung“ ermögliche. Es hat in der Forschung eine Debatte darum gegeben, ob sich diese Haltung mit der These von der Identität zwischen Mäusen und Juden vertragen könne. Robertson und nach ihm Grözinger haben dies überzeugend belegt. Man kann zum einen etwas pointierend sagen, dass es zwischen Flavius Josephus und Heinrich Graetz „eine jüdische Historiographie nicht gab,“¹⁵ zum anderen, dass besonders „das kabbalistisch-mystische Judentum an wirklicher Geschichte nur wenig Interesse hat.“¹⁶ Hinzu kommt, dass im jüdischen Volksglauben etwa die Funktion des Retters „im Laufe der Geschichte der einen oder anderen historischen Gestalt [...] [unter]legt werden konnte.“¹⁷ Zu den Indizien, die das Volk der Mäuse als Platzhalter für das jüdische Volk erkennbar machen, zählt Robertson weiterhin die zerstreute Existenz, die „praktische Schlaueit“, das kritische Bewusstsein, die Leidensgewohnheit, Redseligkeit und Humor.

Josefine – ein Zaddik?

Grözinger hat in seinen Ausführungen zu »Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse« diese Annahme dahingehend präzisiert, dass Kafka „durchaus die ostjüdische Welt vor Augen gehabt haben konnte.“¹⁸ Grözinger führt als Beleg eine Reihe von chassidischen Legenden über Wunderretter an, in denen „diese in ihrem Verhältnis zum Volk zuweilen mit einer Dialektik beschrieben [werden], die auch das Verhältnis Josefines zum Volk der Mäuse charakterisiert.“¹⁹ Dabei gelte, dass über die Fähigkeiten eines solchen Wunderrabbis im Prinzip jeder fromme Jude verfüge, insofern er „mit Gebet, Meditation, Gesang und bei den Chassidim auch mit Tanz [...] aus der göttlichen Lichtfülle und Lebenskraft den Segen auf seine Mitmenschen herabzuziehen“²⁰ vermöge. Wie dies dem Status des Pfeifers in Kafkas Erzählung entspricht, so auch Josefines Anspruch auf Freistellung von körperlicher Arbeit der Entbindung des chassidischen Zaddik von dieser Pflicht. Grözinger weist in diesem Zusammenhang auf den chassidischen Grün-

dungstext des Jakob Josef hin, dessen mystische Gemeintheologie von 1780 folgende Konzeption entwirft: „Der Zaddik versorgt mittels seiner Kontemplationen und ekstatischen Aufstiege in den göttlichen Bereich den Gemeindeleib mit dem himmlischen Segen und mit dem mystischen Kontakt zur Gottheit. Der Gemeindeleib hingegen ist, wie der Leib des individuellen Menschen, gehalten, der Gemeinseele, dem Zaddik, das ihr nötige materielle Fundament bereitzustellen.“²¹ Von einer solcherart exzeptionellen spirituellen Funktion kann bei Josefine natürlich nicht die Rede sein. Aufgrund dieser Diskrepanz und auf dem Hintergrund von Kafkas eigener zwischen Ironie und Faszination schwankender Haltung kommt Grözinger zu der These, dass „sich seine ‚Josefine‘ streckenweise wie eine Persiflage dieser ostjüdischen Symbiose“²² lese.

Die Persiflierung trifft von den symbiotischen Partnern vielleicht eher die Künstlergestalt, d. h. den theurgischen Einzelnen. Als Gegenstück zu Kafkas nüchtern-ironischen Berichten über seine Begegnungen mit ostjüdischen Wunderrabbis wäre an einen Brief voll sehnsuchtsvoller Empathie zu erinnern, den er am 7. September 1920 an Milena schrieb. Kafka schildert darin seine Beobachtungen und Gedanken, die er am Vorabend anlässlich ostjüdischer Emigranten anstellte.

Wenn man mir gestern abend (als ich um 8 Uhr von der Gasse aus in den Festsaal des Jüdischen Rathauses hineinsah, wo weit über 100 russisch-jüdische Auswanderer – sie warten hier auf das amerikanische Visum – untergebracht sind, der Saal ist gedrängt voll wie bei einer Volksversammlung und dann um 1/2 1 in der Nacht sah ich sie alle dort schlafen, einen neben dem andern, auch auf Sesseln schliefen sie ausgestreckt, hie und da hustete jemand oder drehte sich auf die andere Seite um oder ging vorsichtig zwischen den Reihen durch, das elektrische Licht brennt die ganze Nacht) wenn man mir freigestellt hätte, ich könnte sein was ich will, dann hätte ich ein kleiner ostjüdischer Junge sein wollen, im Winkel des Saales, ohne eine Spur von Sorgen, der Vater diskutiert in der Mitte mit den Männern, die Mutter dick eingepackt wühlt in den Reisefetzen, die Schwester schwätzt mit den Mädchen und kratzt sich in ihrem schönen Haar – und [...] solche Jungen liefen dort genug herum, kletterten über die Matratzen, krochen unter Stühlen durch und lauerten auf das Brot, das ihnen irgendjemand – es ist ein Volk – mit irgendetwas – alles ist essbar – bestrich.²³

Sowohl die Schlusspassage dieses Briefs, die das Verhalten von Mäusen assoziieren lässt, als auch das Stichwort ‚Volksversammlung‘ erlauben es, einen Bogen zu Josefine zu schlagen.

Symbol für das Ostjudentum?

Grözinger hat sich bei seiner Parallelisierung zwischen Kafkas Erzählung und der ostjüdischen Lebenswelt besonders auf die Stellung des Zaddik oder Wunderrabbi in der Gemeinde konzentriert. Wir möchten ergänzend auf einige Anhaltspunkte aufmerksam machen, die die Beschreibung des Mäusevolkes näher an die Existenzbedingungen des Ostjudentums heranführt. Die Erzählermaus erwähnt die besondere „Fruchtbarkeit unseres Stammes“ (179). Daraus resultiert zunächst ein Verlust an Kindheit: „Eine Genera-

tion – und jede ist zahlreich – drängt die andere, die Kinder haben nicht Zeit, Kinder zu sein.“ Zugleich aber führt die unausgelebte Kindheit zu einem Perennieren des kindlichen Charakters. „Eine gewisse unerstorbene, unausrottbare Kindlichkeit durchdringt unser Volk“ (ebd.). Auf die gleiche Beobachtung stößt man in Arnold Zweigs wunderbarem Buch »Das ostjüdische Antlitz«. Auch Zweig hebt den Kinderreichtum hervor, konstatiert: „die Generationen drängen sich ineinander“²⁴, und leitet daraus eine verschleppte lebenslange Kindlichkeit des Ostjuden ab. Kindheit kann in beiden Fällen nicht zugestanden werden, weil der (Über-)Lebenskampf frühzeitig einsetzt. Das Mäusevolk kann „die Kinder vom Existenzkampfe nicht fernhalten“ (179), weil es „mitten im Tumult der feindlichen Welt“ (178) sich behaupten muss und „sich noch immer irgendwie selbst gerettet hat“ (179). Zweig sieht die Juden als „Hiob unter den Völkern“²⁵ und erblickt im ostjüdischen Antlitz „die Zähigkeit des alten erfahrenen, im Lebenskriege ergrauten Kämpfers“, der „nach jedem Sturz wieder auf die Beine“²⁶ kommt. Die Realitätstüchtigkeit des Mäusevolks rührt von seinem „untrüglichen praktischen Verstande“ (179) her. Entsprechend sieht Zweig im Ostjuden die Verkörperung des „Wirklichkeitssinn[s] eines Langelebenden.“²⁷ Wenn er ihn an derselben Stelle einen ‚Sohn der Erde‘ nennt, so will er damit auf die soziale Tatsache hinlenken, dass unter den Ostjuden nicht wenige Landarbeiter waren. Überhaupt sei „der Jude des Ostens [...] breit auf Arbeit gestellt.“²⁸ Für das Mäusevolk gilt dasselbe. Die Erzählermaus betont, dass „Arbeitsscheu überhaupt bei uns unbekannt ist“ (182), und führt als Beispiel für jemanden, der den ganzen Tag bei der Arbeit pfeift, einen „gewöhnliche[n] Erdarbeiter“ (173) an.

Die Rolle der Musik

Die Beispiele, die vermehrt werden könnten, mögen genügen, um wahrscheinlich zu machen, dass Kafka das Volk der Mäuse wenigstens in wesentlichen Zügen nach dem Bild des Ostjudentums gezeichnet hat.²⁹ Dem scheint die eingestandene Unmusikalität der Mäuse zu widersprechen, besitzt doch der Gesang in der ostjüdischen, zumal chassidischen Glaubenspraxis einen hohen Stellenwert. Grözinger hat allerdings bereits zu bedenken gegeben, dass „trotz der von der Synagogengemeinde geschätzten Vorsänger [...] im synagogalen und traditionell-jüdischen Leben Musik als Kunst kaum eine Rolle“³⁰ spielte. Musik im Shtetl ist vor allem Vokalmusik in religiös-ritueller Funktion. Auch hier liefert Zweig eine sehr eindrucksvolle Beschreibung der Aufgabe und Wirkung des Vorsängers, die andere als künstlerische Akzente trägt. Der Chasan, heißt es da,

muß singen können. Seine Stimme muß metallend und besinnungslos anstürmend die Decke der „Schul“ gen Himmel sprengen [...], dann ist er selbst ganz produzierender und sich kontrollierender Sänger und zugleich Träger, bewußter Träger des heiligen Wortes, [...] Spender einer Erschütterung, die weder mehr ganz Kunsterlebnis noch schon ganz Religion ist. Er erbaut die Gemeinde, und sie vergöttert seine Stimme, sein Können und seine Melodien. Damit ist er das lebende Symbol der Zeit. Zwitterlich zwischen ästhetischer und religiöser Wirkung, strahlend, volkstümlich, naiv eitel, nicht ganz ohne Gewinnfreude, und der üppige Ausdruck einer heftigen Naturbegabung, die nur selten zu reiner, unmittelbar erhobener Leistung gerät.³¹

Wo die Melodie die Hörenden ergreift, versetzt sie sie „in jene pendelnde Bewegung, die die völlige Unterjochung des motorisch angelegten Juden unter eine, unter diese geistige Stimmung aussagt. In dem Wiegen des Leibes werden alle zerstreuen Sondertriebe und Absichten des ganzen Menschen eingefangen und abgeleitet.“³² Der Effekt gleicht dem von Josefines Pfeifen. Deren „Macht des Gesanges“ (172) führt zu dem Gefühl, „als lösten sich dem Einzelnen die Glieder, als dürfte sich der Ruhelose einmal nach seiner Lust im großen warmen Bett des Volkes dehnen und strecken.“ (180) Das Pfeifen hat also einen gemeinschaftsstiftenden Charakter, es ist weniger ästhetisches als soziales Tun. Es hat zudem die Kraft, die Zuhörer überhaupt zu versammeln. Die Erzählermaus nennt denn auch Josefines Auftritt „nicht so sehr eine Gesangsvorführung als vielmehr eine Volksversammlung“ (177).

In der Erzählung »Der Bassgeiger: Schma JiBroel« des jiddischen Autors Jizchok Lejb Perez hat das ebenfalls künstlerisch belanglose Spiel des jungen Awrom eine vergleichbar magisch-magnetische Wirkung. Er spielt „um Mitternacht – mitten auf dem Markte; und die Töne seiner Bassgeige schwebten durch die stille Nacht und drangen durch die Tore und Laden in die Stuben und in die Herzen ein ... Und in seinen Tönen lag eine seltsame, ernste Andacht und Frömmigkeit [...], und die Leute erhoben sich unwillkürlich aus den Betten zum Dienste des Schöpfers, machten Licht und liefen zum Mitternachtsgebet.“³³ Es soll hier keine intertextuelle Beziehung behauptet werden, wenngleich Hartmut Binder schon früh auf eine Korrespondenz zwischen einem Text Kafkas und einer Erzählung aus Perez' »Aus dieser und jener Welt« (Messias' Zeit) hingewiesen hat.³⁴ Für Kafkas Vorstellung, dass bei jedem Juden eine verborgene typisch jüdische Sprachmelodie existiert,³⁵ kann man auch die Sprachmystik in den Erzählungen von Perez als Anregung anführen. In »Chassidische Mischnah« liest man: „Jeder Jude ist ein Sänger, und jeder Buchstabe der heiligen Thora ist der Ton eines Lobliedes, und jede Seele in jedem Körper ist ein Musikton; denn jede Seele ist ein Buchstabe der Thora, und die Gesamtheit aller Seelen ist die ganze heilige Thora!“³⁶

Wichtig ist an dieser Beobachtung, dass Kafka in seinen späten Erzählungen »Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse« und »Forschungen eines Hundes« die Kunstthematik an der Musik entfaltet und damit an einer Äußerungsform, an der der religiöse Sozialverband insgesamt partizipiert und die im Ostjudentum den privilegierten Weg zur göttlichen Gnade darstellt. Perez ist zeitgenössisch der bedeutendste Gestalter der spezifischen Atmosphäre des ostjüdischen Shtetls, und in seinen Erzählungen nehmen Musik und Gesang wie nirgendwo sonst eine zentrale Rolle in der religiösen Mystik ein. Zweig weiß übrigens zu berichten, dass es „vor allem der herrliche Jizchak Lejb Perez“ sei, der „ein ganzes Volk“ zum „entflammte[n] Leser“³⁷ habe. Die gemeinschaftsstiftende Funktion von Josefines Gesang, dem die Erzählermaus sogar den kryptotheologischen Status einer „Botschaft“ (178) konzidiert, könnte also nach dem Modell der „wunderlich unmelodischen Melodie“³⁸ des chassidischen Gemeindegangs gebildet sein. Josefines Pfeifen ist allerdings nur mehr eine Art von entstelltem Echo, wobei in dem Verlangen nach „Anerkennung ihrer Kunst“ (182) der Grundfehler steckt. In dem Tagebucheintrag, in dem Kafka seine Unmusikalität beklagt, macht er auch die Feststellung: „Solche Ehrerbietung wie vor der Musik gibt es im Publikum vor der Litteratur nicht.“ (T

291) Für den ausübenden Künstler liegt in diesem Tatbestand allerdings die Gefahr der Verführung zur Selbstüberschätzung. Zwar schreibt sich die Besonderheit von Josefines Pfeifen gerade aus dem Umstand her, dass sie es „freigemacht von den Fesseln des täglichen Lebens“ (180) bewusst in Szene setzt und vorträgt, aber die daraus abgeleitete Forderung, dieses Vortragens wegen auch sonst von diesen Fesseln entbunden zu sein, brächte das Pfeifen um sein Einmaliges und würde es in den charakteristischen Lebensäußerungen der anderen Mäuse verschwinden lassen. Das Verstummen einer erhobenen einzelnen Stimme würde zwar auch den Weg zu einem höheren Grad an Reinheit ermöglichen. In Perez' Erzählung »Die Kabbalisten« wird die Stufenleiter der musikalischen Entstofflichung radikal zuende gedacht:

Es gibt die Melodie, die Worte haben muß: das ist ein ganz niedriger Grad. es gibt einen höheren Grad: die Melodie, die sich selber singt, ganz ohne Worte – reine Melodie! Aber diese Melodie braucht noch eine Stimme und Lippen, durch die die Stimme ausgeht. Und Lippen, verstehst du, sind doch Stoffliches. Und selbst die Stimme, sie ist edel Stoffliches, – Stoffliches bleibt sie. Sagen wir: die Stimme steht auf der Grenze zwischen Geistigem und Stofflichem! Aber wie dem sei – die Melodie, die in der Stimme gehört wird, die von den Lippen abhängt, ist noch nicht rein, noch nicht gänzlich rein, noch nichts wahrhaft Geistiges. Die wahre Melodie aber singt sich ganz ohne Stimme, im Inneren singt sichs, im Herzen, im Eingeweide.³⁹

Nach außen erschiene dieses ‚Pfeifen‘ als die „feierliche Stille“ (174), die den ersehnten Frieden ahnen lässt. Gleich zu Beginn bekennt die Erzählermaus: „Stiller Frieden ist uns die liebste Musik“ (172), d. h. eine unhörbare Musik, die nur als abwesende anwesend sein kann.⁴⁰

Arnold Zweig hebt bei seiner quasi ethnologischen Recherche hervor, dass die Arbeit im Ostjudentum – hier mag seine Beharrung im Spätmittelalter nachwirken – noch einen unmittelbar religiösen Bezug hat, dass die Arbeitsgesinnung „nur in eine hohe Sphäre gehoben zu werden braucht, um dem Geiste des wahrhaft Schaffenden, des Künstlers, nahe zu sein, [...] religiös begründet und geweiht.“⁴¹ Wie die Alltagstätigkeit nahtlos ins künstlerische Tun als besonders qualifizierter Gottesdienst, man könnte auch sagen: in die Kunst des Gebets übergeht,⁴² so bedarf das künstlerische Tun der re-ligio, der Rückbindung an Verrichtungen des Alltags. Kafkas Erzählung ist in diesem Punkt ein anti-ästhetizistisches Manifest. Ziel ist nicht die Verwandlung des Lebens in Kunst sondern der Kunst in Leben. Es ist ein Gnadenakt des Mäusevolks, Josefine dem Lebensstrom bis zum Grad des Vergessens einzugliedern, eine höhere Einheit ist schlechthin nicht vorstellbar.

II. Materialien und Anregungen für den Unterricht (Sekundarstufe II)

Primärtext

- Aus dem Internet zu beziehen unter: www.gutenberg.aol.de. Hier zu finden unter Kafka, Verschiedenes (Franz Kafka: Kleinere Schriften).
- Mögl. Schülerlektüre: Franz Kafka: Erzählungen mit Materialien. Auswahl der Texte und der Materialien von Martin Pfeifer. Stuttgart, Düsseldorf u. Leipzig 1999. (Preis: 9,00 DM)

1. Der ›Oder Titel‹

Information: Die Erzählung wurde zunächst unter dem Titel »Josefine, die Sängerin« am 20. 4. 1924 in der »Prager Presse« veröffentlicht.⁴³ Für den Sammelband »Ein Hungerkünstler« ändert Kafka den Titel in »Josefine, die Sängerin oder das Volk der Mäuse«. Auf einem Gesprächszettel an seinen Freund Max Brod kommentiert Kafka die Entscheidung mit folgenden Worten: „Solche Oder Titel sind zwar nicht sehr hübsch, aber hier hat es vielleicht besonderen Sinn. Es hat etwas von einer Waage“⁴⁴ Volk und Künstlerin sind also nicht als Gegensätze, sondern in ihrer Zuordnung zu betrachten.

Unterrichtsinhalt:

- Bezug Titel – Zitat herausarbeiten
- Was wird hier gegeneinander abgewogen? Schüler stellen – vor der Lektüre – Vermutungen über den Inhalt der Erzählung an.

2. Analyse der Erzählung

Die Grundlage für ein Verständnis der Erzählung ist eine genaue Textanalyse. Dies sollte unter folgenden Blickpunkten geschehen:

Unterrichtsinhalte:

- Stellung der Erzähler-Maus
- Tabellarische Gegenüberstellung der Aussagen der Erzähler-Maus
 - a) über das Volk und über Josefine
 - b) über den Gesang Josefines aus der Sicht des Volkes und aus der Sicht Josefines

Information: Das Spektrum an Positionen zur Klärung des Rätsels der großen Wirkung von Josefines Gesang, das Hin- und Herwenden von Vermutungen und möglichen Erklärungen, wird durch eine Erzähler-Maus dargestellt, einen Ich-Erzähler, der als Angehöriger des Mäusevolks zugibt, halb zur Opposition zu gehören und halb im Bann von Josefines Gesangsvorführungen zu stehen (vgl. 174/5-7 u. 175/13ff.). Er erscheint als „objektiver Berichterstatter“: Er kommentiert nicht, er verurteilt nicht, sondern berichtet nur das, was dem Leser zum Verstehen der Lage nötig ist. Er hat die Rolle eines Chronisten. Vielleicht ist er der einzige des Mäusevolkes, das „keine Geschichte treib[t]“ (185/45), der doch Geschichte treibt. Dennoch täuscht er den Leser zu Beginn des Berichtes darüber, dass Josefine verschwunden ist, indem er im Präsens schreibt. Gegen Schluss der Erzählung hat der Leser zudem das Gefühl, dass sich die Erzähler-Maus mehr auf die Seite des Mäusevolkes stellt.

Aussagen der Erzähler-Maus über...

...das Volk der Mäuse	...Josefine
<ul style="list-style-type: none"> - Besteht aus: Gegnern (175/145)/ Opposition, (174/5f) und Anhängern (181/9; 183/34, 184/28), Schmeichlern (177/f, 180/45) 	
<p>Musik</p> <ul style="list-style-type: none"> - liebt keine Musik (172/4) - Musik hat für das Volk keinen Bezug zum sonstigen Leben (1727f) - unmusikalisch (172/20), hat aber eine Ahnung von Gesangkunst aus der alten Überlieferung (172/36-41, 180/10f) 	<ul style="list-style-type: none"> - „liebt die Musik und weiß sie auch zu vermitteln“ (172/15f)
<p>Pfeifen</p> <ul style="list-style-type: none"> - Kunstfertigkeit („allgemeines Volkspfeifen“, 173/41) bzw. eine charakteristische Lebensäußerung (172/43ff), - gehört zu den gedankenlosen Gewohnheiten (172f, 174/13) 	
<p>Leben</p> <ul style="list-style-type: none"> - rast- u. ziellos (175/22-24) - bedroht durch viele Feinde (179/4f) - sehnt sich nach Frieden (172/4f) - ohne sorglose Kinderzeit (178/36-179/29, 179/42f) 	
<p>Eigenschaften</p> <ul style="list-style-type: none"> - fleißiges Arbeitervolk (175/2, 182/10f, 184/31f) - praktische Schlauheit (172/10) - kennt keine bedingungslose Ergebenheit bzw. Hingabe (176/7-11) - unnachgiebig (siehe „Beziehung“) - vernachlässigt Geschichtsforschung (177/28, 185/43f) - freundlich (179/30-36) - lebt zerstreut (179/2ff) - „leidensgewohnt“ (177/20) - wagemutig (177/24) - sehr fruchtbar (177/24; 179/8-10) - Plappermäuler (177/8-11) - müde und hoffnungslos – zäh und hoffnungsstark (179/44ff) 	<ul style="list-style-type: none"> - zartes, zerbrechliches Wesen (173/44ff, 175/5-13) - verblendet von ihrem Selbstbewusstsein (177/45) - ungeduldig und jähzornig (175/37-40) - kämpft mit allen Mitteln für ihre Ziele (183-195: 183/13-16 u. 46f, 185/13-18) - schweigsam (177/8) - strebt nach der unerreichbaren Vollkommenheit (183/24-27)
<p>Beziehung</p> <ul style="list-style-type: none"> - lacht nicht über Josefine (176/16-21) - sorgt wie ein Vater für sein Kind (176/21-25, 31f) - lehnt unnachgiebig Josefines Forderung nach einer Sonderstellung in der Gemeinschaft ab (181/39-182/2f u. 33-38; 184/19-23; 185/26-29) - bewundert Josefines Kunst, aber nicht in der von ihr geforderten Art und Weise (174/4-9) - horcht „in Notsituationen noch besser als sonst auf Josefines Stimme“ (177/29f) 	<ul style="list-style-type: none"> - glaubt das Volk durch ihre Gesangkunst vor Unglück zu beschützen bzw. die Kraft zu geben dieses zu ertragen (177/2-7) - sorgt wie ein Hirte für seine Herde (177/11-16) - „will nicht nur bewundert, sondern genau in der von ihr bestimmten Art bewundert sein“ (174/7ff) - strebt die Anerkennung ihrer Gesangkunst an (182/15ff) - will mit Rücksicht auf ihren Gesang von jeder Arbeit befreit werden (181/30-34)

Aussagen der Erzähler-Maus über den Gesang Josefines...

... aus der Sicht des Volkes	... aus der Sicht Josefines
<p>– glaubt Josefines Gesang zu verstehen (172/21)</p>	<p>leugnet das Verständnis ihres Gesangs durch das Volk der Mäuse (172/21f; 174/36f; 181/20ff)</p>
<p>Wesen des Gesangs – Rätsel der großen Wirkung von Josefines Gesang (172/1-4, 173/10f) – „nichts Außerordentliches“ (172/25-35), – entspricht nicht der Ahnung von Gesang, die das Mäusevolk aus den Gesangsüberlieferungen hat (172/36-41) – Josefines Gesang ist nur das übliche „allgemeine Volkspfeifen“ (172/41f, 173,41) bzw. reicht kaum an das übliche Pfeifen heran (173/7f, 19f; 175/14-17) – entspricht dem „selbstvergessenen kindlichen Gepfeife“ (174/21-27)</p>	<p>– leugnet „jeden Zusammenhang zwischen ihrer Kunst und dem Pfeifen“ (174/1ff)</p>
<p>Gesangsvorstellungen – „[E]s ist zum Verständnis ihrer Kunst notwendig, sie nicht nur zu hören sondern auch zu sehn“ (173/19f, 174/10ff) – Es ist „die Sonderbarkeit, daß jemand sich feierlich hinstellt, um nichts anderes als das Übliche zu tun“ (173/24-26) – Josefine zeigt das eigentliche Wesen des allgemeinen Volkspfeifens (s. Nussknackervergleich 173/26-37; 180/36-40) – „Es ist nicht so sehr eine Gesangsvorführung als vielmehr eine Volksversammlung“ (177/37f, 178/7-11)</p>	<p>– Störungen sind geeignet, die Wirkung ihres Gesangs zu erhöhen (174/33-44) – singt mit Vorliebe in aufregenden Zeiten (174f, 175/33)</p>
<p>Wirkung (der Gesangsvorstellungen) – „Es gibt niemanden, den ihr Gesang nicht fortreißt“ (172/2f) – weniger der Gesang entzückt als „die feierliche Stille, von der das schwache Stimmchen umgeben ist“ (174/19ff) – das Volk spürt den ersehnten Frieden (174/17) – Volksgenossen erfahren Gemeinschaft (175/19-21; 180/22-26) – eine Botschaft des Volkes zu dem einzelnen (178/13-17) – „Etwas von der armen kurzen Kindheit ist darin, etwas von verlorenem, nie wieder aufzufindendem Glück, aber auch etwas vom tätigen heutigen Leben ist darin“ (180/29-33) – Gesangsvorstellungen bringen das Volk in Gefahr (180f), Josefines Gesang lockt den Feind sogar an (181/7f)</p>	<p>– glaubt das Volk durch ihre Gesangkunst vor Unglück zu beschützen bzw. die Kraft zu geben dieses zu ertragen (177/2-7, 11-16; 180/42f) [s. o.]</p>

3. „Allgemeines Volkspfeifen“ (173/41) oder „über alles bisher Bekannte sich weit erhebende Kunst“ (182/16f)

Informationen: Der Gesang ist nicht das, was er darstellt, sondern repräsentiert ihn nur. Mit objektiven akustischen Maßstäben gemessen ist Josefines Gesang nur ein eher etwas schwächliches „allgemeines Volkspfeifen“ (vgl. 173/41). Wie aber ist dann das Rätsel von Josefines großer Wirkung zu erklären?

Die Erzähler-Maus stellt fest: Es geht nicht nur ums Hören, sondern auch ums Sehen, nicht nur ums Singen, sondern auch ums Zeigen (vgl. 173/21-23).

Das Rätsel um Josefines Wirkung bleibt jedoch bestehen: Warum ruft Josefine durch ihre Demonstration des gewöhnlichen Mäusepfeifens bei den Mäusen eine ungewöhnliche Wirkung hervor? Josefines Gesang wird von der Erzähler-Maus mit der öffentlichen Demonstration des Nüsseknackens verglichen (vgl. 173/26-36). Die besondere Wirkung der Demonstration des Gewöhnlichen wäre, dass Josefine dasjenige bewusst produziert, was jene unbewusst tun.

Eine plausible Erklärung für diese Wirkung findet sich in der Forschungsliteratur in dem Hinweis auf die „Negativität“ in Josefines Gesang: Indem Josefines Gesangskunst in allen Teilen – Intention und Darbietung – wie wirklicher Gesang auftritt, bis auf den Gesang selbst, hebt sich der Mangel an Gesang eindeutig hervor. Dieser Mangel an Gesang aber verweist auf Gesang.⁴⁵

Warum aber reißt Josefines Gesang das Mäusevolk fort? (vgl. 172/2-4) Das Mäusevolk benötigt die Gemeinschaft, um zu überleben (vgl. 174f), lebt aber aus „wirtschaftlichen Rücksichten zerstreut“ (179/2-4), umgeben von zahllosen unberechenbaren Feinden und Gefahren (vgl. 179/4f), in einer ständigen Unruhe (vgl. 175/22-24). Während Josefines Gesangsvorführungen aber spürt das Mäusevolk, was Ruhe und friedvolle Gemeinschaft ist. Diese Gesangsvorstellungen sind daher auch nicht „so sehr eine Gesangsvorführung als vielmehr eine Volksversammlung (177/37f; vgl. 180/22-33; 177/29-38). Es findet sich also eine Gemeinsamkeit zwischen Josefines Gesang und der Wirklichkeit des Mäusevolks.

Unterrichtsinhalte:

- Einstieg: Bild von René Magritte (»Ceci n'est pas une pipe«).
http://www.magritte.com/3_detail.cfm?ID=332⁴⁶
- Diskussion der Frage „Ist es denn überhaupt Gesang? Ist es nicht vielleicht doch nur ein Pfeifen?“ (172/41f) auf dem Hintergrund der Ergebnisse der Textanalyse.

»Was sie hier pfeift, ist kein Pfeifen« (174)

»But I see nothing paradoxical in this image, because the image of a pipe is not a pipe; there is a difference.« (René Magritte⁴⁷)

4. Analogien zwischen dem „Volk der Mäuse“ und dem Volk der Juden

Informationen zur jüdischen Geschichte und Kultur:

- <http://www.lgd.de/projekt/judentum/index.htm>
- <http://www.hagalil.com>
- <http://www.payer.de/judentum/judentum.htm>

- <http://www.talknet.de/~chajmg/index.htm>
- Encarta
- Informationen und gutes Unterrichtsmaterial findet sich auch in: Projektwoche Israel. Hrsg. v. der Bundeszentrale für pol. Bildung Bonn 1998 (Arbeitshilfen für die politische Bildung).

Kafka über Judentum, Ostjudentum, Chassidische Literatur:

siehe Zitate im textanalytischen Teil:

- T(agebücher) 349, T 215, T 360
- Briefe 1902-1924, S. 172f.
- Briefe an Milena, S. 257f.

Franz Kafka bemerkte im Gespräch über eine Anthologie ostjüdischer Erzählungen: „Perez, Asch und alle die anderen Schriftsteller des jüdischen Ostens bringen eigentlich immer nur Volkserzählungen. Das ist richtig. Das Judentum ist ja nicht nur eine Sache des Glaubens, sondern vor allem die Sache der Lebenspraxis einer durch den Glauben bestimmten Gemeinschaft.“

(Gustav Janouch: Gespräche mit Kafka. Aufzeichnungen und Erinnerungen. Frankfurt a. M. 1961 [Fischer-Bücherei 417], S. 72)

Lebenssituation (Zerstreuung)

Spaziergang am Kai.

Ich fragte nach der Bedeutung des Wortes „Diaspora“. Kafka sagte, daß dies die griechische Bezeichnung für die Zerstreuung des jüdischen Volkes sei. Hebräisch heißt es „Galut“.

Er sagte: „Das jüdische Volk ist zerstreut, wie eine Saat zerstreut ist. Wie ein Saatkorn die Stoffe der Umwelt heranzieht, sie in sich aufspeichert und das eigene Wachstum höher führt, so ist es Schicksalsaufgabe des Judentums, die Kräfte der Menschheit in sich aufzunehmen, zu reinigen und so höher zu führen. Moses ist noch immer aktuell. Wie Abiram und Daten sich Moses widersetzen mit den Worten ‚Lo naale! Wir gehen nicht hinauf!‘ so widersetzt sich die Welt mit dem Geschrei des Antisemitismus. Um nicht zum Menschlichen aufzusteigen, stürzt man sich in die dunkle Tiefe der zoologischen Lehre von der Rasse. Man schlägt den Juden und erschlägt den Menschen.“

(Gustav Janouch: Gespräche mit Kafka, S. 73)

„Wir sind ein Volk, ein Volk. Wir haben überall ehrlich versucht, in der uns umgebenden Volksgemeinschaft unterzugehen und nur den Glauben unserer Väter zu bewahren. Man läßt es nicht zu. Vergebens sind wir treue und an manchen Orten sogar überschwängliche Patrioten, vergebens bringen wir dieselben Opfer an Gut und Blut wie unsere Mitbürger, vergebens bemühen wir uns, den Ruhm unserer Vaterländer in Künsten und Wissenschaften, ihren Reichtum durch Handel und Verkehr zu erhöhen. In unseren Vaterländern, in denen wir ja auch schon seit Jahrhunderten wohnen, werden wir als Fremdlinge angeschrien; oft von solchen, deren Geschlechter noch nicht im Lande waren, als unsere Väter da schon seufzten. Wer der Fremde im Lande ist, das kann die Mehrheit entscheiden; es ist eine Machtfrage, wie alles im Völkerverkehr.“

(Theodor Herzl: Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage. Leipzig und Wien 1896. Zitiert nach: Helmut Kranz: Eine israelische Familie mit deutschen Wurzeln. In: Projektwoche Israel, S. 22.)

„Erez Israel ist der Geburtsort des jüdischen Volkes. Hier wurde sein geistiger, religiöser und nationaler Charakter geformt. Hier errangen die Juden die Unabhängigkeit und schufen eine Kultur von nationaler und universeller Bedeutung. Hier wurde die Bibel geschrieben und der Welt gegeben. Verbannt vom Lande bleiben die Juden in ihrer Zerstreung ihm treu und niemals haben sie aufgehört, für ihre Rückkehr und ihre nationale Freiheit zu beten und zu hoffen. Sie haben Jahrhunderte lang versucht, das Land ihrer Väter wieder zu gewinnen.“

(Ausschnitt aus der Proklamation des Staates Israel am 14. Mai 1948. In: Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz 48 (Mai 1948) Nr. 21. Hier nach: Peter Freimark, Hans Grothaus u. a.: Große Fremde Religionen. Hannover: Schroedel 1997, S. 52.)

Gesang

„Das ‚Lied‘ war für die Bewohner des typischen osteuropäischen ‚Shtetls‘ weit mehr als nur Freizeitbeschäftigung. Das Lied war ein Teil ihres Überlebenskampfes, sei es als Gewerbetreibender oder als Arbeiter. Musik war ein Ausdruck von ‚Leben‘ – das Zeichen zum Willen des Überlebens.“

(Aus: Edda Langecker: Bausteine – traditionelle Musik, Volkstanz. In: Projektwoche Israel, S. 42.)

„[E]in und dieselbe Melodie kann – von verschiedenen Menschen – in verschiedenen Lebenslagen und emotionalen Befindlichkeiten gesungen – vollkommen anders sein, klingen und wirken. Die Lieder sind eine Folie, auf der der jeweilige Nutzer seine Intention ausdrückt, seine Emotion nacherlebbar macht. Nicht der Interpret steht im Dienst eines Werkes, welches er mit möglichst genauer Annäherung an den Notentext wiederzugeben hat: aus dem überlieferten Lied kann jeder Interpret sein Lied machen.“

(Zitiert nach: Edda Langecker: Bausteine – traditionelle Musik, Volkstanz. In: Projektwoche Israel, S. 46.)

siehe Zitate aus Erzählungen von Jizchok Lejb Perez im textanalytischen Teil.

Arbeitervolk

„Arbeit als ehrlicher Lebensunterhaltserwerb ist Gebot, Pflicht und Segen. Die Lehrer des Talmud sagen, daß Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradies beglückt war, als Gott ihm sagte, er dürfe im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen (Gen 3,19), als Lohn für harte Arbeit. Der Faule wird gerügt, möge er die Ameise sich zum Vorbild nehmen (Sprüche 6,16-12). Der Psalmist verkündet: ‚O Glück alljedes der IHN fürchtet, der in seinen Wegen geht! Der Fleiß deiner Hände, wenn du davon issest, o deines Glücks! Gut darfst du es haben‘ (Psalm 128,1f.) Die Weisen deuten diesen Vers mit den Worten: ‚„O deines Glücks!“ in dieser Welt, „gut darfst du es haben“ in der künftigen Welt“. Arbeit wird mit Gottesfurcht verflochten, dies ist wesentlich.“

(Aus: Judentum. Zusammengestellt u. bearb. für den Unterrichtsgebrauch von Prof. Dr. Peter Antes u. Giesela Aslam-Malik. Düsseldorf, Berlin u. Leipzig: Klett (Lesehefte Ethik – Werte und Normen – Philosophie: Reihe Weltreligionen), S. 25.)

Anmerkungen:

- 1) Kafka-Handbuch in zwei Bänden. Unter Mitarb. zahlreicher Fachwissenschaftler hg. v. Hartmut Binder. Bd. 1. Der Mensch und seine Zeit. Stuttgart 1979, S. 375.
- 2) Franz Kafka: Tagebücher in der Fassung der Handschrift. Hg. v. Hans-Gerd Koch, Michael Müller u. Malcolm Pasley. Frankfurt a. M. 1990, S. 349. Alle Zitate aus den Tagebüchern werden im folgenden im Text durch die Sigle T und die Seitenzahl nachgewiesen.
- 3) Franz Kafka: Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse. In: F. K.: Sämtliche Erzählungen. Hg. v. Paul Raabe. Frankfurt a. M. 1993 (Fischer Taschenbuch 1078), S. 172–185, hier S. 174. Alle Zitate aus der Erzählung werden im folgenden im Text nur durch die Angabe der Seitenzahl nachgewiesen.
- 4) Franz Kafka: Briefe 1902–1924. Hg. v. Max Brod. Frankfurt a. M. 1983 (Fischer Taschenbuch 1575), S. 146. Ich möchte allerdings nicht ausschließen, dass Kafka mit dem Lohnenden an etwas einem Kuriositätenkabinett Vergleichbares denkt.
- 5) Vgl. Hartmut Binder: Kafkas Hebräischstudien. In: JbDSG 11 (1967), S. 527–556.
- 6) Hartmut Binder führt Kafkas Lernmotivation auf den Anstoß zurück, „der während der Jahre 1915–1917 vom Ostjudentum auf Kafka ausgegangen ist“ (ebd., S. 546), doch ist dem entgegenzuhalten, dass dessen Sprache das Jiddische war.
- 7) Franz Kafka: Briefe 1902–1924 (Anm. 4), S. 172f.
- 8) Hartmut Binder: Kafkas Hebräischstudien (Anm. 5), S. 552.
- 9) Max Brod: Über Franz Kafka. Frankfurt a. M. 1974 (Fischer Taschenbuch 1496), S. 251.
- 10) Hartmut Binder: Kafkas Hebräischstudien (Anm. 5), S. 551.
- 11) Ebd., S. 554f.
- 12) Ebd., S. 555.
- 13) Ritchie Robertson: Kafka. Judentum Gesellschaft Literatur. München u. Wien 1988, S. 362f.
- 14) Ebd.
- 15) Ebd., S. 366.
- 16) Karl Erich Grözinger: Kafka und die Kabbala. Das Jüdische in Werk und Denken von Franz Kafka. Frankfurt a. M. 1992, S. 170.
- 17) Ebd., S. 173.
- 18) Ebd., S. 194.
- 19) Ebd., S. 175.
- 20) Ebd., S. 182f.
- 21) Ebd., S. 191.
- 22) Ebd., S. 192.
- 23) Franz Kafka: Briefe an Milena. Erw. u. neu geordnete Ausgabe. Hg. v. Jürgen Born u. Michael Müller. Frankfurt a. M. 1986 (Fischer Taschenbuch 5307), S. 257f.
- 24) Arnold Zweig: Das ostjüdische Antlitz. Zu zweiundfünfzig Zeichnungen von Hermann Struck. Berlin 1920. Neuausgabe Wiesbaden 1988, S. 151. Eine Kenntnis dieses Buches seitens Kafkas ist m. W. nicht belegt. Da sich Kafka jedoch in Berlin in einem jüdischen Umfeld bewegte, das dem Ostjudentum einiges Interesse entgegenbrachte, ist eine Kenntnis des Werks durchaus vorstellbar.

- 25) Ebd., S. 63
- 26) Ebd., S. 34.
- 27) Ebd., S. 21.
- 28) Ebd., S. 73.
- 29) Dabei ist nicht zu übersehen, dass das Mäusevolk auch Züge des assimilierten Westjudentums aufweist. Seine Entfremdung von der Ursprungsmusik, seine Unfähigkeit zu völliger Hingabe und sein kritischer Rationalismus deuten u. a. darauf hin. Die Existenz von Schmeichlern und Oppositionellen zeigt zudem die innere Differenziertheit des Mäusevolks.
- 30) Karl Erich Grözinger: Kafka und die Kabbala (Anm. 16), S. 188.
- 31) Arnold Zweig: Das ostjüdische Antlitz (Anm. 24), S. 150.
- 32) Ebd., S. 58.
- 33) Jizchok Lejb Perez: Der Bassgeiger: Schma JiBroel. In: Jiddische Erzählungen. M. e. Einleitung v. Rudolf Neumann. Köln 1997, S. 253-268, hier S. 262. Kafka besaß von Perez die 1919 erschienenen jüdischen Geschichten Aus dieser und jener Welt, die diesen Text enthalten.
- 34) Hartmut Binder: Motiv und Gestaltung bei Franz Kafka. Bonn 1966, S. 55.
- 35) Vgl. Binder: Kafkas Hebräischstudien (Anm. 5), S. 532.
- 36) Jizchok Lejb Perez: Erzählungen aus dem Ghetto. München 1961, S. 80.
- 37) Arnold Zweig: Das ostjüdische Antlitz (Anm. 24), S. 52.
- 38) Ebd., S. 58.
- 39) Itzchak Leib Perez: Chassidische Erzählungen. Aus dem Jiddischen übertragen von Ludwig Strauß. Berlin: Schocken 1936, S. 69f.
- 40) Zu diesem Gedanken der Negativität und ihrer Verweisungsfunktion vgl. Christine Lubkoll: Dies ist kein Pfeifen. Musik und Negation in Franz Kafkas Erzählung Josefine, die Sängerin, oder Das Volk der Mäuse. In: DVjs 66 (1992), S. 748-764.
- 41) Arnold Zweig: Das ostjüdische Antlitz (Anm. 24), S. 73.
- 42) Man erinnere sich Kafkas Diktum „Schreiben ist eine Form des Betens.“
- 43) Ludwig Dietz: Kafkas Veröffentlichungen zu seinen Lebzeiten (1908-1924). Eine textkritische und kommentierte Bibliographie. Heidelberg 1982, S. 124.
- 44) Max Brod: Über Franz Kafka (Anm. 9), S. 179f.
- 45) Vgl. Sabine Kienlechner: Negativität der Erkenntnis im Werk Franz Kafkas. Eine Untersuchung zu seinem Denken anhand einiger später Texte. Tübingen 1981, S. 125-147.
- 46) Anregungen zum Vergleich des Bildes von Magritte mit Kafkas Josefine-Erzählung finden sich bei Christine Lubkoll: Dies ist kein Pfeifen (Anm. 40), bes. S. 761-763. Grundlegende Informationen zu Magrittes Kunstauffassung gibt Hans Holländer in »Die Bildsprache Magrittes«. In: <http://www.mauthner-gesellschaft.de/mauthner/tex/holland.html>.
- 47) Zitat in: http://www.expo-shop.com/2_2.cfm?cfid=484142&cfctoken=93272102&tid=69.

✉ Jürgen Egyptien, Dozent am Germanistischen Institut der RWTH Aachen, zahlreiche Publikationen zur Literatur und Ästhetik des 20. Jahrhunderts, u. a. Herausgeber der Werke von Hans Lebert. Germanistisches Institut, Templergraben 55, D-52062 Aachen. E-Mail: j.egyptien@germanistik.rwth-aachen.de

Dietrich Hofmann, Germanist, Lehrer an der Gesamtschule Niederzier-Mecharnich. E-Mail: hofmann@germanistik.rwth-aachen.de

ARMIN EIDHERR

Drei Generationen jiddischer Literatur

Die „autobiografische Trilogie“ der Familie Bergner

Von der jiddischen Literatur liegen von Mendele Mojcher-Sforim und Isaak Lejb Perez bis Abraham Sutzkever, von Schalom Asch und Jizchok Katzenelson bis A. M. Fuchs und Isaac Bashevis Singer zwar nicht viele, aber immerhin eine nicht unbeachtliche Zahl ins Deutsche übersetzter Werke vor, die dem interessierten Leser einen guten Eindruck von der thematischen Vielfalt und sprachlichen Kraft dieser im wahrsten Sinne des Wortes Welt-Literatur zu vermitteln vermögen.

Ein besonders fruchtbares Genre in der jiddischen Literatur ist das der Autobiografie, ein vielen Lesern wahrscheinlich noch wenig bekanntes Gebiet, das aber gleichwohl aus verschiedensterlei Gründen die Auseinandersetzung lohnt: Von den Memoiren der Glückel von Hameln (1645 – 1724; Glückel, 1994) bis zu den autobiografischen Schriften von Isaac B. Singer (1904 – 1991; Singer, 1985, 1991 u. a.).

Diese Autobiografien interessieren nicht nur als Zeugnisse ungewöhnlicher Lebensläufe außergewöhnlicher Menschen, die oft genug aus der Perspektive von zu Außenseitern Gemachten die Welt schildern, sondern auch wegen ihres kulturhistorischen Wertes: Sie geben uns die Gelegenheit, zahllosen kulturellen und weltanschaulichen Konstanten und Veränderungen nachzuspüren und Geschichte nicht abstrakt und zu statistischen Daten erstarrt zu „erleben“. Besonders Themen wie die Schoa im Geschichtsunterricht über das 20. Jahrhundert könnten so „individualisiert“ werden.

Um einen Eindruck von dem Vorausgeschickten zu geben, bieten sich drei autobiografische Werke an, die nicht nur in der jiddischen, sondern in der gesamten Weltliteratur ein seltener oder sogar einzigartiger Fall sind: Wir haben das Glück, in einer einzigen Familie über drei Generationen von Jiddischsprechern hinweg Autobiografien zu besitzen, die gezielte motivische Untersuchungen besonders interessant machen.

I. Drei Autobiografien einer Familie

Es handelt sich um folgende drei Werke, die im Weiteren etwas näher betrachtet werden sollen:

1. »in di lange vinternecht« (»In den langen Winternächten. Familienerinnerungen aus einem Städtel in Galizien«; bergner, 1946) von Hinde Bergner.

Die Autorin wurde 1870 in Radymno (Redim auf Jiddisch), einer kleinen Stadt in Galizien, geboren und 1942 im Vernichtungslager Belzec ermordet (zu den biografischen Angaben siehe: leksikon, 1956, Sp. 378 f.). 1937 begann sie mit der Niederschrift ihrer Memoiren, die sie kapitelweise an ihre Söhne schickte, – von denen der eine, Herz Bergner, in Australien und der andere, Melech Rawitsch, in Kanada lebte. In Buchform (in jid-

discher Sprache) erschienen sie 1946 in Montreal. Sie umfassen in etwa den Zeitraum von 1870 bis 1900 und schildern fast ausschließlich das Leben, den Alltag und die Festtage in den „Städtels“ Galiziens. Das Buch wurde 1982 von Aria Aharoni ins Hebräische übersetzt (bergner, 1982; mit einem Vorwort von I. B. Singer). Eine deutsche Übersetzung, in der auch das Vorwort von Singer aufgenommen wurde, erschien 1995 im Otto Müller Verlag (Bergner, 1995).

2. Hinde Bergners erstgeborener Sohn, Melech Rawitsch, schrieb drei Bände einer Autobiografie: »dos mayse-bukh fun mayn leben« (»Das Geschichtenbuch meines Lebens«; ravitsh, 1962, 1964 und 1975).

Geboren 1893 in Radymno als Sacharja Chana Bergner, nahm er 1908 mit der Entscheidung, ein Schriftsteller in jiddischer Sprache zu werden, das Pseudonym Melech Rawitsch an. Er veröffentlichte mehr als 20 Bücher mit Theaterstücken, Gedichten, Reportagen, Aufsätzen – und Memoiren. 1976 starb er in Montreal.

Als Dichter ist er oft voller Visionen und Vorahnungen, beispielsweise in folgendem Gedicht (»An den Wassern der Weichsel ...«) aus dem Jahr 1935 (!), von dem hier nur die letzten Zeilen zitiert werden:

An den Wassern der Weichsel
wachsen jüdische Friedhöfe
über Marktplätze, über Häuser,
über Städte und Städtels –

Und der Tod – durch Fensterlöcher
steckt er seine weißen Knochenfinger;
was er will, kann er bekommen:
Alte aus den Totenbetten, Kinder aus den Wiegen –
(ravitsh, 1956, S. 277-279; Übers.: Eidherr, 1999, S. 32 f.)

Die drei Bände der Autobiografie – insgesamt rund 1400 Seiten – schrieb er in den Jahren zwischen 1955 und 1970:

Das erste Buch erschien 1962 in Buenos Aires. Es handelt hauptsächlich von den Jahren 1893 bis 1908 und vom Leben in Galizien (ravitsh, 1962).

Der zweite Band wurde zwei Jahre später, 1964, ebenfalls in Buenos Aires veröffentlicht und beschreibt die Jahre von 1908 bis 1921 – vor allem Rawitschs Leben in Wien – als Dichter und Bankangestellter – bis zu seiner Entscheidung, alle Sicherheiten aufzugeben und sich mit seiner Frau und den zwei kleinen Kindern ins Zentrum der modernen jiddischen Literatur zu begeben – nach Warschau (ravitsh, 1964).

Und von dieser Warschauer Zeit – den Jahren 1921 bis 1934 – handelt das dritte Buch, das 1975 in Tel Aviv herauskam (ravitsh, 1975).

Zwar umfassen die »Geschichten« in Rawitschs Autobiografie nur den Zeitraum von 1893 bis 1934; immer wieder aber erweitert er das zeitliche Panorama durch Ausblicke darüber hinaus bis hin zur Zeit der Niederschrift.

Die drei Bände erschienen auch in hebräischer Übersetzung (ravitsch, 1976) von Mische Jungman, der selbst ein ausgezeichneter jiddischer Dichter war, dessen Werk außerhalb der jiddischen Literaturwelt noch in guten Übersetzungen bekannt zu machen wäre. Eine deutsche Übersetzung, die auf 230 Seiten eine Auswahl aus dem Werk gibt und großteils die Schilderung der Wiener Jahre, 1912 – 1921, enthält, erschien wie Hinde Bergners Memoiren bei Otto Müller (Rawitsch, 1996).

3. Die dritte Autobiografie stammt von Jossl Bergner, dem Sohn von Melech Rawitsch, der 1920 in Wien geboren wurde, aber in Warschau aufgewachsen ist, wo er die jiddischen „Bund“-Schulen besuchte. Seit 1950 lebt er in Israel und gilt dort als einer der bedeutendsten zeitgenössischen israelischen Maler.

Seine Autobiografie umfasst den Zeitraum von 1920 bis 1995 – das Leben in Warschau, in Australien, Reisen durch die ganze Welt und das Leben in Israel. Das Buch erschien erstmals 1996 in einer hebräischen Version – mit dem Titel »ikar schakhakhti« (»Postskriptum«; bergner, 1996) – und ein Jahr später in einer etwas erweiterten englischen Übersetzung unter dem Titel »What I Meant to Say« (Bergner, 1997).

Es ließen sich nun Konstanten und Änderungen der Sichtweisen anhand zahlreicher Themen und Motive durch die drei Autobiografien hindurch verfolgen: Partnerwahl und Heiratsvermittlung, Liebe, Hochzeiten, Familie, Kinder, Einstellung zu Abtreibung und Beschneidung; die Bedeutung von Literatur und Sprache(n), das Jiddische als Grundlage der kulturellen Identität; das Ich und die Identitätsfrage im Zusammenhang mit dem biografischen Gestalten usf.

Drei Biografien, – drei Generationen, drei Leben ... ein zu weites Feld, um es zur Gänze zu bearbeiten. Hier können nur einige Aspekte aufgezeigt werden, die von Interesse auch für die didaktisierende Herangehensweise an die Texte zu sein scheinen und vielleicht auch zu weiteren, detaillierteren Analysen anregen.

II. Tradition und Rebellion: Die Mutter

Hinde Bergner war noch eine typische Frau des osteuropäischen jüdischen Städtels. Isaac B. Singer drückt das in seinem Vorwort folgendermaßen aus:

Generationen jüdischer Frauen sprechen aus diesem Buch, von dem es der Schriftstellerin nur mehr gelang, einige Kapitel fertigzustellen. (...) Wie jede wahre Kunst ist dieses Buch reich an Information, an allerhand Einzelheiten über das jüdische Städtel in Ostgalizien, jüdische Berufe und jüdische Kleidung. Alles ist dort vorhanden: Frömmigkeit und Aufklärung, Reichtum und Armut, Verwurzeltheit und Verbannung, tiefe Trauer und Lebenslust. (bergner, 1982, S. 5; Übers.: Bergner, 1995, S. 7 f.)

Tatsächlich herrscht eine überpersönliche Perspektive vor. Und doch spricht aus diesem Buch auch ein Ich, das sich von den traditionellen Rollen zu lösen beginnt, sich einen Weg zu einer bewusst gewählten Identität bahnt und sich schreibend selbst zu definieren versucht.

Sicherlich ist dieses Ich noch tief im jüdischen Städtel Galiziens verwurzelt, in den das ganze Leben bestimmenden Traditionen und Riten, in den Anforderungen des Alltags. Aber da Radymno „zwischen zwei größeren Städten“ (Przemyśl und Jaroslaw) lag, „hatte das Städtchen eine Tendenz, sich von der verschimmelten Lebensweise zu emanzipieren.“ (Bergner, 1995, S. 9; aus den Vorbemerkungen der Söhne)

Hinde Bergner lebte quasi ihr ganzes Leben lang in Radymno. „Ihre weitesten Reisen waren nach Warschau, Wien, Lemberg, Krakau, Stanislaw.“ (ebd., S. 10)

Die Idee, dass die Mutter ihre Erinnerungen niederschreiben solle, kam von ihren Söhnen. Sie wussten, anhand des Stils und der Schreibweise ihrer Briefe, dass sie schriftstellerische Fähigkeiten besaß, und sie wussten auch, dass sie einst sogar schriftstellerische Ambitionen hatte. Sie las ganze Tage lang in drei Sprachen: Jiddisch, Polnisch und Deutsch. (ebd., S. 11)

Von ihr wird das Schreiben ausdrücklich als Rekonstruktion des Ichs vor dem Hintergrund eines „vorgegebenen“ Lebensweges erfahren. Die Sätze beginnen häufig mit Worten wie „Ich erinnere mich ...“ oder „Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, ...“ oder „Ich erinnere mich noch daran, als ob es heute gewesen wäre, ...“ u. ä. Die Entscheidung für das Jiddische als Sprache ihrer Lebenserinnerungen – und nicht für das Polnische oder Deutsche – signalisiert ein Abstandnehmen von assimilatorischen Erwartungen und vom unhinterfragten Sich-Fügen in eine vorgegebene Rolle, sie signalisiert weiters die Solidarisierung mit ihren jiddischistischen Söhnen und den Inhalten von deren Jiddischismus: das Bestehen auf einer eigenen, gleichzeitig jüdischen und weltoffenen, von Kunst und Philosophie tief geprägten Identität (vgl. dazu Bergner, 1995, S. 16).

Melech Rawitsch betont später die ständige Revolte seiner Mutter gegen die „bürgerliche Ordnung im Privatleben, obwohl das seines Vaters höchstes Ideal war“ (vgl. Rawitsch, 1996, S. 233, Anm. 11).

Das Akzeptieren der jiddischen (und nicht allein jüdischen) Identität gegen die Anforderungen der Assimilation in Österreich-Ungarn und Polen stellt einen Schritt dar, an den beispielsweise ihr Mann nie auch nur gedacht hätte.

Auch wenn diese „Revolte“, dieser Selbstbestimmungswille nicht allzu weit führen konnte (und durfte), so kann darin doch eine Art von „Grundlage“ für die künstlerische Selbstverwirklichungsmöglichkeit ihrer drei Söhne gesehen werden:

Aber wenn wir, die Söhne, von irgendwoher das bisschen an künstlerischen Fähigkeiten geerbt haben, so sind sie ausschließlich von unserer Mutter hergekommen. (Bergner, 1995, S. 15)

III. „In Jiddisch und nur in Jiddisch“: Der Sohn

Hinde Bergner schrieb ihre Erinnerungen für ihre Söhne und Enkelkinder. Einen viel größeren Leserkreis konnte sie sich nicht vorstellen. – Melech Rawitsch dagegen hatte bereits eine größere Leserschaft vor Augen.

Die Niederschrift seiner Autobiografie bedeutete für ihn eine „äußerliche Pflicht“ und einen „innerlichen Zwang“, weil es darum gehe, eine „Welt, die nicht mehr existiert (...) und eine zweite, weitere, die schnell und schneller vergeht, ehe die neue entsteht [gemeint ist Rawitschs eigenes Leben und seine Reinkarnation]“ nicht in Vergessenheit geraten zu lassen (Rawitsch, 1996, S. 8).

Rawitsch begreift die Geschichte (oder „die Geschichten“) seines Lebens auch als eine kollektive Geschichte: „Die Wahrheit ist einfach: Ihr müsst – Geschichten – niedergeschrieben werden – und gedruckt, weil sowohl die Menschheit als auch das jüdische Volk der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Mittelringe zwischen zwei ganz besonderen Welten sind. Du und deine Geschichten sind im wesentlichen nicht nur die individuelle Ganzheit ‚DU‘, sondern ein kollektiver Millionst Jude und Billionst Mensch.“ (ebd., S. 10)

Der „Ort“ für Rawitschs Memoiren ist „in der jüdisch-jiddischen Literatur (...), einer Weltliteratur en miniature ...“ (ebd., S. 11), weil seine Persönlichkeit nur in diesem Umfeld wachsen und sich vervollständigen konnte. Es war für ihn das einzig vorstellbare Umfeld, in dem sich das Ideal seines Lebens verwirklichen ließ: beizutragen zur Schaffung eines neuen Menschentyps – gemäß dem Konzept seines lebenslangen, leuchtenden Vorbilds als Mensch und Philosoph – Baruch Spinoza, dem er übrigens auch in seinem Buch »Spinoza« (Wien 1918, 2. Auflage 1921) ein dichterisches Denkmal geschaffen hat, das der angemessenen Wiederentdeckung harret.

Als er sich 1912 in Wien ansiedelte, geschah das „mit dem unerschütterlichen Willen, ein Schriftsteller in Jiddisch und nur in Jiddisch zu sein und zu bleiben“; ein Traum, den er zur Zeit der Niederschrift der Memoiren nicht mehr nachvollziehen konnte: „Aber muss denn ein Traum logisch sein?“ (ebd., S. 35)

Anfänglich empfindet er das Leben in Wien als Befreiung. Die Verschmelzung der jiddischen mit der westlichen Kultur erscheint ihm unerlässlich für die Erreichung seines humanistischen Ideals – und Wien der geeignete Boden für den Probelauf dieses Weltexperiments. Er fühlt sich „neu und frei“, voller Selbstvertrauen, was er in einem Gedicht aus dieser frühen Wiener Zeit so zum Ausdruck bringt:

Und unter mir viel schwarze Gassen,
Und über mir Billionen Sterne;
Die Nacht ist kühl – und in mir singt und singt
Ein Lied des Neu-Geboren-Werdens.

Und unter mir nur schwarzer Abgrund,
Und über mir unklare Wege;
Ich gehe einem neuen Gotte, einem neuen Leben
Und einem neuen Tod entgegen.
(Rawitsch, 1954, S. 24; vgl. Rawitsch, 1996, S. 43)

Er wird Vegetarier – am Anfang, um sich von seinen Wiener „assimilierten Verwandten“ (Rawitsch, 1996, S. 51) abzuheben. Später wird der Vegetarismus dann zu einer der Säulen seiner Weltanschauung. Isaac Bashevis Singer, der sich unter dem Einfluss von Ra-

witsch zum Vegetarismus „bekehren“ lassen hatte, schrieb: „Rawitsch war davon überzeugt, dass die Welt der Gerechtigkeit morgen oder übermorgen kommen werde und dass früher oder später alle Menschenwesen Brüder sein würden und Vegetarier.“ (vgl. Bergner, 1997, S. 62 f.)

Fundamental für den jungen Rawitsch der Jahre, welche die Autobiografie beschreibt, ist der tiefe und unerschütterliche Glaube an die Kultur als universelle Macht, die zur Erlösung der ganzen Welt führen müsse.

Wenn Rawitsch jedoch von seinem Enthusiasmus und dem Enthusiasmus in den literarischen Zirkeln der jungen jiddischen Schriftsteller Galiziens, Wiens oder Warschaws erzählt, so geschieht dies nach der Zäsur durch die zwei großen Tragödien des 20. Jahrhunderts: nach der Schoa und nach den Stalinistischen „Säuberungen“. In einem Gedicht, das geschrieben wurde, nachdem Rawitsch von der Ermordung seines besten Freundes, des Dichters Perez Markisch, und von anderen jiddischen Schriftstellern am selben Tag, dem 12. August 1952, erfahren hatte, kommen seine Enttäuschung und seine Resignation zum Ausdruck:

Wir sind die schwermütig-düsteren Ritter,
Die Ritter vom finsternen Stern;
Wir zogen am Morgen hinaus mit Liedern
Und reiten mit Tränen jetzt heim.
(...)
Wir kündeten Glauben und Lob mit Gebeten und Liedern
Und lästern nun unter Tränen voll Blut.
(...)
Wer hätt' es geglaubt, dass unser Lied der Lieder
Einst in Blut und in Tränen ertrinkt ...

(ravitsch, 1969, S. 94; Übers.: Eidherr, 1999, S. 9)

Bekommt bei Rawitsch das Bemühen, geschichtliche Ereignisse philosophisch oder metaphysisch zu interpretieren, auch eine zunehmend pessimistischere Färbung, so verliert er dennoch nie das Prinzip Hoffnung, den Glauben an eine Gerechtigkeit und an einen diese Gerechtigkeit repräsentierenden Gott aus den Augen.

Nach zehn Jahren in Wien kündigt er seinen sicheren Posten bei einer großen Bank und zieht mit seiner Familie nach Warschau, ins Zentrum der modernen jiddischen Literatur, dorthin, wo er sein geistiges Zuhause zu finden hofft. Westeuropa verlässt er für immer. (Vgl. dazu das ergreifende, für die Lektüre und Diskussion im Deutsch- oder Geschichtsunterricht bestens geeignete Kapitel „War-sza-wa –“ in: Rawitsch, 1996, S. 205-212.)

Das radikale Verwirklichen dessen, was ihm seine innere Stimme als Notwendigkeit nennt, ist bestimmend für sein ganzes Leben, in dem er alle Kontinente durchreist und bewohnt hat und das sich im Rückblick tatsächlich wie ein „Geschichtenbuch“ ausnimmt.

IV. Nichts als Erinnerung: Der Enkel

Dies trifft auch auf das Leben des Sohnes von Melech Rawitsch, Jossl Bergner, zu, der sich „ständig schwanger mit meinem Vater“ fühlt. (Bergner, 1997, S. 65)

Hier soll nun nicht Jossl Bergners bewegtes Leben nacherzählt werden. Statt dessen sei abschließend noch einmal das Thema der Sprache, d. h. des Jiddischen, hervorgehoben.

Jossl Bergners Muttersprache ist das Jiddische; seine Autobiografie jedoch hat er auf Englisch der israelischen Journalistin Ruth Bondi erzählt, die sie wiederum in Buchform in hebräischer Sprache herausgegeben hat.

Seine Interviewerin, die aus Prag stammt, kritisiert er andauernd wegen ihrer Unkenntnis des Jiddischen: „Es ist verdammt schade, dass du kein Jiddisch verstehst!“ sagt er häufig (z. B. ebd., S. 76), oder: „Das hat mir der [jiddische] Dichter Mani Lejb erzählt, den du, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht kennst ...“ (ebd., S. 65) etc.

Die Muttersprache wird zu etwas, an das man sich nur noch mit „Heimweh“ und Wehmut erinnert:

In der Schule war die Unterrichtssprache das literarische Jiddisch, aber sowie es klingelte, waren wir schon draußen auf der Straße, wo wir unsere Sprache sprachen: das Warschauer Jiddisch. (ebd., S. 35)

Oder:

Das Jiddische gibt es ja noch, aber das Volk ist verschwunden. Du kannst dir nicht vorstellen was das Jiddische war, was es bedeutete – eine ganze Stadt, die Jiddisch sprach und Jiddisch las. Heute lehrt man Jiddisch an den Universitäten, aber das Volk, die Jiddischsprecher fehlen. (ebd., S. 61)

Das Thema „Jiddisch“ ist in Jossl Bergners Autobiografie ständig präsent; es schafft für ihn die Kontinuität seiner Identität. Auch in Israel definiert er sein Judentum über das Jiddische und die jiddische Kultur.

Für Hinde Bergner hatte die Entscheidung für das Jiddische eine vor allem persönliche Bedeutung, ohne dass es damals notwendig war, dies ausdrücklich zu thematisieren. Auch für Melech Rawitsch war die Wahl des Jiddischen als alleinige Sprache seiner schriftstellerischen Tätigkeit eine bewusste Entscheidung, – mehr noch: wahrlich die einzige Möglichkeit, seinen humanistischen Idealen gemäß leben zu können. Jossl Bergner dagegen, dessen Buch die „autobiografische Trilogie“ der Bergners abschließt, kann sich – da es an Jiddisch-Hörern und -Lesern fehlt – nicht mehr in der Sprache äußern, die seine kulturelle Identität grundlegend bestimmt. Was ihm nur mehr bleibt, ist, über diese Sprache und die mit dieser eng verbundenen Welt zu sprechen: eine Welt, die Erinnerung geworden ist ...

Anhang:

Die jiddische Sprache

Jiddisch ist eine heute noch auf allen Kontinenten gesprochene Sprache. Sie entstand im Mittelalter aus dem deutschen Getto-Dialekt der wegen Verfolgungen von Deutschland nach Osteuropa (anfänglich besonders nach Polen) ausgewanderten Juden. Der Wortschatz der Sprache setzt sich vor allem aus altem Deutsch, hebräischen und aramäischen und auch sehr vielen slawischen – polnischen, ukrainischen, russischen und anderen – Bestandteilen zusammen. Die jiddische Grammatik ist stark von der slawischen beeinflusst. Geschrieben wird das Jiddische ausschließlich mit hebräischen Buchstaben.

Im Folgenden finden sich zwei kleine Beispiele für das Jiddische: ein Prosatext – zuerst in der Originalschrift, dann in Lateinschrift transkribiert und schließlich in Übersetzung – und ein Gedicht – rechtsbündig der Originaltext, linksbündig interlinear die Übersetzung.

1. Aus Melech Rawitsch: »Das Geschichtenbuch meines Lebens«

a) Original:

מיט אַט דעם דאָנאַרקאַנאַל פֿלעגן יעדן פֿרימאָרגן אַנקומען שלעפֿשיפֿן מיט עסן־פֿרעסן און נאַשן דעם פֿאַר דעם פֿריי־לעך־צעזונגענעם מויל פֿון ווין. אַז מען האָט פֿון די בריקן געזען אַט די עלעפֿשיפֿן אונטן אויפֿן וואַסער, האָט עס אויסגעזען ווי אַ באַרג־קייט וואַלט דאָרט זיך פֿאוואַליע באַוועגט – און די בערג נישט פֿון ערד, ליים און שטיין און גייערט פֿון עפל, באַרן, פֿלוימען, פֿאַמידאַרן, פֿערשקעס, ווינטרויבן, אַט־אַ די דאָזיקע בערגלעך אויף די דאָנאַרשיפֿלעך זענען געווען דאָס גרויסע גליק פֿון אונדזער הונגעריקן דריילינג – סאַניע פֿאַל־נון, א. מ. פֿוקס און איד. יעדן פֿרימאָרגן – איידער גיין צו דער אַרבעט אין באַנק – פֿלעג איך מיך אַראַפֿכאַפֿן צו די מאַרק־הענדלערס ביים ברעג און פֿאַר אַ שיבוש איינקויפֿן אַ גרויסן שקאַרמוץ מיט אַלערליי מאַכלים, אויך ברויט האָט מען דאָרט געקראָגן ביליקער, דער עיקר, אַז מען האָט נישט מקפֿיד געווען אויף פֿרישקייט. געפעלט האָט נאָר אַמיסל זאַלץ און אַ טאַפֿ הייס וואַסער און מען האָט שוין געקענט איבערלעבן אַ טאַג ביד המלך.



b) Transkription:

mit ot dem donau-kanal flegn jedn frimorgn onkumen schlep-schifn mit essn-fressn un naschn far dem frejlech-zesungenem mojł fun win. as men hot fun di brikn gesen ot di schlep-schifn untñ ojfn wasser, hot ess ojssgesen wi a barg-keyt wolt dort sich pawolje bawegt – un di berg nischt fun erd, lejñ un schtejn un nejert fun epl, barn, floymen, pomidorn, ferschkess, wajntrojbn. (...) jedn frimorgn – ejder gejn zu der arbet in bank – fleg ich mich aropchapn zu di mark-hendlerss bajm breg un far a schibesch ajnkofjn a grojssn schkarmuz mit alerlej majcholim. ojch brojt hot men dort gekrogn biliker, der iker, as men hot nischt makpid gewen ojf frischkejt. gefelthot nor abissl salz un a top hejss wasser un men hot schojn gekent iberlebn a tog kejád hamejlech.

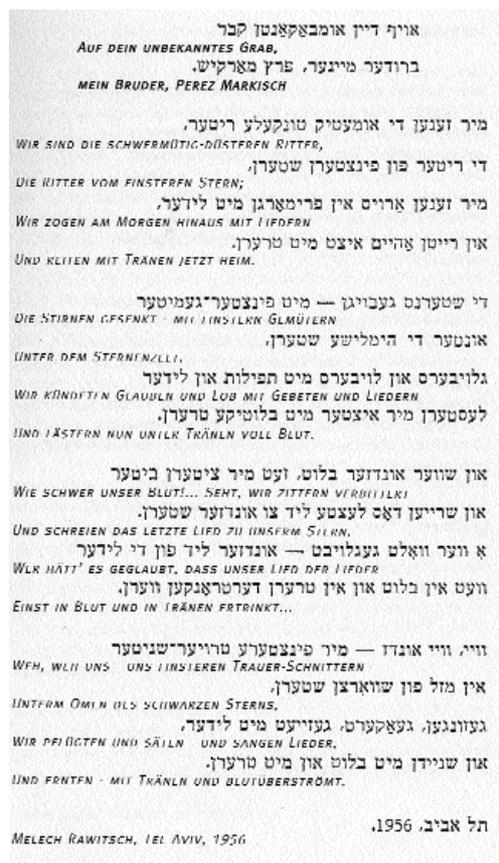
(melekh ravitsch: dos mayse-bukh fun mayn lebn. 1908 – 1921. Buenos Aires 1964, S. 233.)

c) Übersetzung:

Auf diesem Donaukanal pflegten jeden Morgen Schleppkähne mit Essen, Fressen und Näsereien für den fröhlich-sangesfreudigen Mund Wiens anzukommen. Sah man von den Brücken diese Schleppkähne unten auf dem Wasser, sah das aus, als bewege sich dort gemächlich eine Bergkette – nur waren die Berge nicht aus Erde, Lehm und Stein, sondern aus Äpfeln, Zwetschken, Paradeisern, Pfirsichen, Weintrauben. (...) Jeden Morgen begab ich mich, bevor ich zur Arbeit in die Bank ging, zu den Markthändlern beim Ufer hinunter und kaufte für eine Bagatelle eine große Tüte mit allerhand Lebensmitteln. Auch Brot bekam man dort billiger, wichtig war nur, dass man nicht allzu pedantisch war, was die Frische betraf. Es fehlte nur ein wenig Salz und ein Topf heißen Wassers, und schon konnte man einen Tag erleben, der des Kaisers würdig gewesen wäre.

(Melech Rawitsch: Das Geschichtenbuch meines Lebens. Auswahl. Aus dem Jiddischen übersetzt und herausgegeben von Armin Eidherr. Salzburg/Wien: Otto Müller, 1996, S. 73 f.)

2. Melech Rawitsch: »Auf dein unbekanntes Grab, mein Bruder, Perez Markisch«



Armin Eidherr: gehat hob ikh a heym.
Ich hatte ein Zuhause'. Zeitgenössische jiddische Lyrik. Band 1 der Reihe: Am Herzen Europas. Landeck: EYE Literaturverlag, 1999. ISBN 3-901735-05-4

Bibliografie:

In deutscher Sprache:

- Aus der Finsternis geboren. Erzählungen jiddischer Autorinnen. Salzburg/Wien: Otto Müller, 1999.
- Bergner, Hinde: In den langen Winternächten. Familienerinnerungen aus einem Städtel in Galizien (1870 – 1900). Übersetzung und Nachwort von Armin Eidherr. Salzburg/Wien: Otto Müller, 1995.
- Eidherr, Armin (Hrsg. u. Übers.): gehat hob ikh a heym / Ich hatte ein Zuhause: Zeitgenössische jiddische Lyrik. Landeck: EYE, 1999.
- Glückel von Hameln: Die Memoiren. Weinheim 1994.
- Rawitsch, Melech: Das Geschichtenbuch meines Lebens. Auswahl. Aus dem Jiddischen übersetzt und herausgegeben von Armin Eidherr. Salzburg/Wien: Otto Müller, 1996.
- Singer, Isaac Bashevis: Verloren in Amerika. München: dtv, 1985.
- Singer, Isaac Bashevis: Mein Vater der Rabbi. Bilderbuch einer Kindheit. Reinbek: Rowohlt, 1991.

Zitierte Texte in anderen Sprachen:

- bergner, hinde: in di lange vinternekht ... mishpokhe-zikhroynes fun a shtetl in galizye. 1870 – 1900. Montreal 1946.
- bergner, hinde: belaylot hakhoref haarukim. Hebräische Übersetzung: Aria Aharoni. Tel Aviv: Am Oved, 1982
- bergner, yosl: ikar shakhakhti. Ed.: Ruth Bondi. Tel Aviv: Hed Arzi Book Publishing, 1996.
- Bergner, Yosl: What I Meant to Say. Stories and travels as told to Ruth Bondy. Englische Übersetzung: Valerie Argon. Tel Aviv: Hed Arzi Book Publishing, 1997.
- leksikon fun der nayer yidisher literatur. ershter band. a – b. New York: Marstin Press, 1956.
- ravitsh, melekh: di lider fun mayne lider. Montreal 1954.
- ravitsh, melekh: dos mayse-bukh fun mayn lebn. 1893 – 1908. Buenos Aires 1962.
- ravitsh, melekh: dos mayse-bukh fun mayn lebn. 1908 – 1921. Buenos Aires 1964.
- ravitsh, melekh: ikor shokhakhti. lider un poemes. Montreal 1969.
- ravitsh, melekh: dos mayse-bukh fun mayn lebn. 1921 – 1934. Tel Aviv: Perez Publishing House, 1975.
- ravitsh, melekh: sefer hamaasot shel khayay. Hebräische Übersetzung: moshe yungman. Tel Aviv 1976.

- ✉ Armin Eidherr, Übersetzer, Schriftsteller, Universitätslektor. Er bietet Workshops und Vorträge in Schulen an; unter anderem zu folgenden Themen: „Die jiddische Literatur“, „Isaac Bashevis Singer – Leben und Werk“, „Die Jiddische Bibliothek“, „Jiddische Lyrik und Musik“, „Jüdische Feste und Bräuche“, „Der Chassidismus“, „Der jiddische Film“ u. ä. Bayrisch-Platzl-Str. 16, A-5020 Salzburg.
E-Mail: armin.eidherr@yline.com

GABRIELE VON GLASENAPP

„Die Juden, das sind doch die anderen“

Das „Bild des Juden“ in der neueren Kinder- und Jugendliteratur*

I. Der verengte Blick

In Manfred Mais hochgelobtem und mittlerweile auch als Hörbuch vorliegendem Werk über die deutsche Geschichte von ihren Anfängen, d. h. von Christi Geburt bis zur Wiedervereinigung, spielt das deutsche Judentum nur eine sehr marginale Rolle. Lediglich an zwei Stellen geht der Autor auch auf die jüdische Bevölkerung Deutschlands ein: Sehr ausführlich innerhalb der Kapitel über den Nationalsozialismus, von denen eines, „Von Hitlers Rassenwahn zum Holocaust“ (Mai 1999, 133-136), ganz der Judenverfolgung und –vernichtung gewidmet ist. Auf wenige Zeilen hingegen beschränken sich Mais Bemerkungen über die jüdische Bevölkerung während des Mittelalters. In dem Kapitel „Macht Stadtluft frei?“ (ebd., 27-29) werden unter den städtischen Bevölkerungsgruppen auch die Juden genannt, als eine Gruppe von Menschen, die aufgrund ihrer Religion und ihrer Gebräuche von den anderen Menschen getrennt lebten. Ihren rechtlichen Schutz durch die Herrscher mußten sie mit Geld bezahlen. „Das war für sie [die Juden] meistens kein Problem, denn es gab viele reiche Juden.“ (ebd., 28)

Mais Darstellung, wiewohl es sich hier um ein Sachbuch und nicht um einen erzählenden Text handelt, kann dennoch als symptomatisch für die Darstellung jüdischer Figuren in der in Deutschland erscheinenden älteren wie neueren Kinder- und Jugendliteratur gelten. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle steht das ‚Bild des Juden‘, dem jugendliche Leser in der Kinder- und Jugendliteratur begegnen, in engem Kontext zur Schoa, bzw. deren unmittelbaren Vorgeschichte. So entsteht bei vielen Lesern geradezu zwangsläufig der Eindruck, daß Juden erst mit dem Beginn des Nationalsozialismus eine Rolle in der deutschen Geschichte spielen, eine Rolle, die zudem meist sehr eindimensional auf die des Opfers reduziert wird. Die mehr als tausendjährige deutsch-jüdische Geschichte vor 1933 muß auf diese Weise aus dem Blickfeld geraten, oder aber die herrschende Unkenntnis wird, wie bei Mai, zum Nährboden altbekannter Stereotypen wie hier dem vom ‚reichen Juden‘. Ebenso zwangsläufig verstellt der ausschließliche Blick auf die unmittelbare Vergangenheit – so notwendig es ist, diese Vergangenheit auch in kinder- und jugendliterarischen Texten zu erinnern – den Blick auf die unmittelbare Gegenwart. Kinder- und Jugendliteratur über die Schoa vermag ihren LeserInnen nur in Ausnahmefällen zu vermitteln, daß es auch heute sowohl in Deutschland als auch in Österreich eine zwar kleine, aber sehr aktive jüdische Minderheit gibt, deren Vorhandensein auch Teil des eigenen Alltags ist. Die starke Dominanz der Schoa-Literatur verdeckt nicht selten den Blick dafür, daß die LeserInnen mittlerweile jüdischer Geschichte und jüdischer Figuren auch in ganz anderen literarischen Kontexten begegnen können. Zu nennen wäre an dieser Stelle neben der zeitgeschichtlichen die neuere historische Kinder- und Jugendliteratur, die (ins Deutsche übersetzte, zeitgenössische) israelische

sowie die religiöse Kinder- und Jugendliteratur. Eine ähnliche Vielfalt bietet sich auch im Bereich der Bilder- und Sachbücher. Analog zu den erzählenden Texten ist zwar auch hier ein Übergewicht jener Werke zu konstatieren, die das Judentum ausschließlich im Umfeld der Schoa evozieren, doch auch ihnen sind mittlerweile vermehrt Texte an die Seite gestellt worden, in denen diese Ausschließlichkeit aufgebrochen wurde.

Dennoch wird sich diese Darstellung im folgenden primär auf die erzählende Kinder- und Jugendliteratur konzentrieren und versuchen, anhand exemplarischer Texte Konstanten, aber auch die Veränderungen bei der Darstellung jüdischer Figuren herauszuarbeiten.

II. Jüdische Figuren und die Schoa

Nach 1945 zählte die Darstellung jüdischer Figuren vor allem in der Kinder- und Jugendliteratur zu den am stärksten tabuisierten Themenfeldern. Die sogenannte literarische Vergangenheitsbewältigung erfolgte weitgehend durch Texte, in denen das Leid der deutschen nichtjüdischen Bevölkerung im Mittelpunkt stand und die persönliche Erlebnisperspektive nur selten überschritten wurde. Die in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg stattgefundenene konsequente Ausblendung des Schicksals der jüdischen Bevölkerung konnte auch durch die Veröffentlichung einzelner Werke, wie etwa »Das Tagebuch der Anne Frank« (1950) nicht nachhaltig erschüttert werden. Obwohl zunächst nicht an Jugendliche adressiert, wurde das »Tagebuch« bald zu einem literarischen Bestseller, der Erwachsene wie Jugendliche gleichermaßen in seinen Bann schlug. Der Buchveröffentlichung folgten bald eine Theater- und Filmversion sowie die Aufnahme einzelner Auszüge in die Schullesebücher. Es spricht jedoch viel dafür, daß die Protagonistin und ihr Schicksal von den LeserInnen gar nicht als ein spezifisch jüdisches wahrgenommen wurde. Ein Indiz für diese Haltung ist das Vorwort von Albrecht Goes, in dem das Hauptaugenmerk weniger auf das Leiden eines jüdischen Mädchens gerichtet ist, sondern das Erschrecken über das Schicksal dieses Kindes in den Vordergrund stellt. „Dem Schicksal aber, das diesem Kind zugeteilt worden ist, möchten wir hinfort nicht mehr gerne begegnen, schlimm genug, daß wir ihm hier begegnen müssen und daß der Bericht über dieses Schicksal so lauten muß, wie er lautet.“ (Goes 1982, 5) Daß Leid und Tod von Anne Frank unmittelbar mit ihrer jüdischen Herkunft, sprich mit dem Rassenwahn der Deutschen, verbunden waren, erfuhren die LeserInnen erst in den neueren Fassungen der Tagebücher (Anne Frank 1991; Pressler 1992).



Es sollte bis zum Beginn der 1960er Jahre dauern, bevor in der Kinder- und Jugendliteratur erstmals ein Anlauf unternommen wurde, das Schicksal der jüdischen Bevölkerung während des Dritten Reiches – aus nichtjüdischer Perspektive – literarisch abzubilden, und es ist bezeichnend, daß das erste kinderliterarische Werk, das sich dieses Themas annahm, ein Klassiker der kinderliterarischen Schoa-Literatur geworden und bis heute geblieben ist. Die Rede ist von Hans-Peter Richters fiktionaler Biographie eines jungen Juden im Dritten Reich »Damals war es Friedrich« (1961). Die mittlerweile hefti-



ge Kritik, der dieses bis heute erfolgreichste kinderliterarische Werk über die Schoa ausgesetzt ist (Shavit 1988, 11–42; Wermke 1999, 128–153, 189f.), entzündete sich vor allem an der eindimensionalen Darstellung einzelner Figuren, etwa der durchweg als ‚häßlich‘ apostrophierten Nazis, denen gleichfalls stereotyp gezeichnete, sogenannte judenfreundliche Charaktere gegenüberstehen, und schließlich an den jüdischen Figuren selbst, denen pauschal die Eigenschaften ‚reich‘, ‚edel‘ und ‚leidend‘ zugewiesen werden. Vor allem der Monolog des philosemitischen Lehrers (Richter 1994, 62–65) über die Leidensgeschichte des jüdischen Volkes erschöpft sich in letzter Konsequenz in einer Anhäufung antisemitischer Klischees, die hier von der Erzählerinstanz in affirmativer Art und Weise wiedergegeben werden.

Trotz aller Kritik kommt Richters Werk das Verdienst zu, erstmals in der Kinder- und Jugendliteratur nach 1945 jüdische Geschichte, jüdische Figuren abgebildet zu haben, ein Unterfangen, dessen Signalwirkung im Nachhinein nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Noch in den 1960er Jahren fand Richters Werk zahlreiche, wiederum sehr erfolgreiche literarische Nachfolger, die sich auf sehr unterschiedliche Art und Weise der jüdischen Geschichte annahmten. Zu nennen wäre an dieser Stelle Willi Fährmanns auf einem historischen Vorfall beruhender Roman »Es geschah im Nachbarhaus« (1968), in dem aus der Perspektive eines nichtjüdischen Jungen die Folgen der gegen eine befreundete jüdische Familie erhobenen Ritualmordbeschuldigung aufgerollt werden. Die bislang in das dörfliche Milieu scheinbar vollkommen integrierte Familie erfährt Ablehnung, Ausgrenzung und Angriffe, bis sie schließlich – nach ihrer im Prozeß erwiesenen Unschuld – in die Großstadt übersiedelt. Während die Handlung bei Fährmann Ende des 19. Jahrhunderts angesiedelt ist, konfrontiert Hans-Georg Noack in seiner Erzählung »Hautfarbe Nebensache« (1961) die Leser mit der bundesdeutschen Gegenwart der frühen 1960er Jahre. Der Protagonist Jonny ist das Kind einer deutschen Mutter und eines schwarzen amerikanischen Soldaten. In einem Lehrlingsheim erfährt er zum ersten Mal in seinem Leben die rassistisch motivierte Ablehnung seiner Umwelt. Es bleibt einer Randfigur, dem jüdischen Lehrling Sammy, überlassen, das Umfeld wieder zur Vernunft zu bringen, indem er seine eigene Lebensgeschichte während der NS-Zeit erzählt. Sowohl in der Erzählung von Noack als auch im Roman von Fährmann wird am Ende deutlich, daß es sich hier nur vordergründig um einen historischen Roman bzw. um eine Erzählung aus der Gegenwart handelt. Beide kommentieren aus unterschiedlichen Perspektiven letztendlich in Form einer Parabel die Ausgrenzung, Verfolgung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung während der NS-Zeit.

Diese Art der Darstellung jüdischer Figuren hat in den kommenden Jahrzehnten innerhalb der Kinder- und Jugendliteratur keine Nachfolger gefunden. Stattdessen ist in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren eine ständige Zunahme der sogenannten Holocaust-Literatur im kinder- und jugendliterarischen Bereich zu konstatieren, die sich dieser Epoche aus unterschiedlichster Perspektiven annimmt. Aus der Vielzahl dieser Texte soll an dieser Stelle lediglich ein Werk herausgegriffen werden, die Erzählung von Gu-

drun Pausewang »Reise im August« (1992) über die Deportation eines jüdischen Mädchens. Im Gegensatz zu vielen ihrer Vorgänger hat sich Pausewang nicht an kinder- und jugendliterarischen, sondern eindeutig an Erzählmustern der Erwachsenenliteratur orientiert. Ihre Erzählung enthält weder moralische Effekte noch irgendwelche pädagogisierend wissensvermittelnde Interventionen von Seiten des Erzählers. Entscheidende Neuerungen sind jedoch auch auf inhaltlicher Ebene sowie hinsichtlich der Erzählkonstruktion auszumachen. Erstmals wagt Pausewang eine differenzierte Darstellung der jüdischen Opfer selbst, die sie aus der Perspektive ihrer Protagonistin als höchst unterschiedliche und keineswegs nur sympathische Charaktere auftreten läßt. Damit wird das bislang gültige Darstellungsgebot, die jüdischen Opfer eindimensional auf ihre Rolle als verängstigte Verfolgungsobjekte der Deutschen festzulegen, aufgebrochen. Dem entspricht eine ebenso innovative Verwendung bewährter Genres wie etwa der Mädchenliteratur, das hier herangezogen wird für die Gestaltung einer weiblichen Adoleszenz unter extremen Bedingungen und mit negativem Ausgang sowie die Umdeutung des bekannten Reisemotivs in eine sich parallel (während der Zugfahrt nach Auschwitz) vollziehende Initiation der Protagonistin in die soziale Welt (Steinlein 1996).

III. Historische und Abenteuer- Texte

Erst Ende der 1980er Jahre begannen AutorInnen damit, jüdische Figuren auch in literarischen Kontexten zu entwickeln, die in keinem Zusammenhang mehr mit der Schoa standen. Die Wiederentdeckung des historischen Romans als jugendliterarisches Genre bot nun auch die Möglichkeit, sich der deutsch-jüdischen Geschichte aus anderer Perspektive anzunähern. Bis heute ist dabei das Mittelalter eine der bevorzugten Epochen der AutorInnen geblieben, möglicherweise, weil es hier am einfachsten war, an Bekanntes aus der allgemeinen Literatur anzuknüpfen. Einer der ersten jugendliterarischen Texte, in denen der Versuch unternommen wurde, mittelalterliche Geschichte als einen Schauplatz auch der religiösen Auseinandersetzungen zwischen Christen, Juden und Moslems zu evozieren, ist Max Kruses »Der Ritter« (1988). »In Anlehnung an Motive aus Sir Walter Scotts ‚Ivanhoe‘“ (ebd., 4), wie der Autor explizit vermerkte, kommt es hier vor dem Hintergrund der Kreuzzüge zu einer Liebesbeziehung zwischen dem christlichen Ritter Leon und dem jüdischen Mädchen Miriam, der, anders als im Falle von Scott, am Ende auch eine Zukunft beschieden ist: das Paar wird „bei den Sarazenen“ (ebd., 392) eine neue Heimat finden, wo jeder seinen Glauben behalten kann – ein Konstrukt, das offensichtlich weniger auf historischer Authentizität beruht als den vermeintlichen Bedürfnissen der jugendlichen LeserInnen geschuldet ist.

Die Liebe bzw. die Freundschaft zwischen Christen und Juden gehört zu den häufigsten Motiven der neuen historischen (Abenteuer-)literatur. Dabei weisen die Handlungsgerüste der einzelnen Erzählungen nicht selten erstaunliche Übereinstimmungen auf. Die zumeist männlichen (nichtjüdischen) Protagonisten treffen in einer Krisensituation auf einen jüdischen Jungen, bzw. eine jüdische Familie, ein Aufeinandertreffen, das dem Erzähler Gelegenheit gibt, die Leser mit jüdischem Leben und der jüdischen Religion vertraut zu machen, um auf diese Weise bestehende antijüdische Vorurteile abzubauen. So verfährt Rainer M. Schröder in seiner zur Zeit des ersten Kreuzzugs angesiedelten Erzählung »Das Vermächtnis des alten Pilgers« (1999), in der sich der Bauern-

junge Marius in das jüdische Mädchen Sarah verliebt. Beide fliehen schließlich gemeinsam aus Mainz vor den Pogromen der Kreuzfahrer, und auch in diesem Fall steht allen religiösen Unterschieden zum Trotz einer gemeinsamen Zukunft nichts mehr im Wege.

Ein analoges Konstrukt entwickelt auch Ruben Philipp Wickenhäuser in seiner im 14. Jahrhundert verorteten Kriminalerzählung »Mauern des Schweigens« (1999). Als der elfjährige Martin versucht, die Hintergründe für den plötzlichen Tod seines Vaters aufzuklären, lernt er den gleichaltrigen jüdischen Jungen Johnathan [!] kennen. Beide setzen sich über die gängigen Vorurteile hinweg und werden Freunde – gemeinsam können sie so einer Verschwörung auf die Spur kommen.

Jüdisches Leben wird bis heute in der Mehrheit der kinder- und jugendliterarischen Texte aus nichtjüdischer Perspektive betrachtet, d. h. ein nichtjüdischer Autor konfrontiert einen nichtjüdischen Erzähler sowie einen nichtjüdischen Protagonisten mit jüdischen Figuren und jüdischem Leben. Diese Außenperspektive ist in den letzten Jahren zunehmend aufgebrochen worden, zugunsten von Texten, in denen jüdische Protagonisten im Zentrum stehen, wie etwa in Inge Otts Golem-Erzählung »Der stumme Wächter« (1989), in deren Mittelpunkt der jüdische Junge Isaak steht. Unter Einbeziehung jüdischer Sagen und Legenden wird der Leser hier gleichsam aus der Innenperspektive mit jüdischem Leben konfrontiert, und es erscheint bezeichnend, daß den interreligiösen Beziehungen dabei nur eine nachrangige Bedeutung zugewiesen wird.

Ähnlich verfährt Hans-Georg Schuld in seinem Kinderroman »Jakob und der Schwarze Tod« (1999) über die große Pestepidemie des frühen 15. Jahrhunderts. Der Freundschaft zwischen Jakob und Martin ist hier keine Zukunft beschieden, denn die jüdische Familie flieht vor den andauernden Verfolgungen schließlich nach Polen, wohin sie Martin nicht begleiten kann.

Bislang eher selten thematisiert wurden im neueren historischen Roman jüdisches Leben in der jüngeren Vergangenheit. Als Ausnahmen zu nennen wären hier Jürgen Seidels historische Kriminalerzählung »Harry Heine und der Morgenländer« (1997), über Heinrich Heines Jugend im Düsseldorf des frühen 19. Jahrhunderts, sowie Rainer M. Schröders »Die wundersame Weltreise des Jonathan Blum« (1995), der glaubt, dem Antisemitismus des 19. Jahrhunderts auf einer Weltreise entgegen zu können.

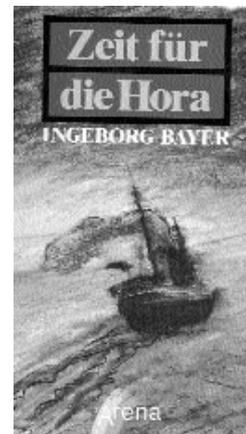
In der Mehrzahl der historischen Texte wird bis heute jüdisches Leben aus männlicher Perspektive dargestellt. Doch es gibt mittlerweile auch Ausnahmen. Dazu zählen u. a. die historischen Romane von Waltraud Lewin über die Geschehnisse des jüdischen Mädchens Esther, die nach dem gewaltsamen Tod ihres Vaters während der spanischen Reconquista als Junge verkleidet mit Christoph Columbus nach Amerika segelt. Auf der Überfahrt muß sie feststellen, daß es noch andere Juden an Bord gibt, die ebenfalls neue Identitäten angenommen haben. In dieser gefährlichen Situation ist sich jeder selbst der nächste, es kommt also nicht zu einer Solidarisierung unter den Verfolgten, sondern jeder ist bestrebt, den einmal gewonnenen Platz innerhalb der christlichen Mehrheitsgesellschaft auch zu behaupten, so daß hier zugleich eine sehr subtile Studie über die Verhaltensmuster verfolgter Minderheiten aus weiblicher Perspektive gegeben wird. (»Jenseits des Meeres die Freiheit« sowie »Insel der Hoffnung«)

Jüdische Figuren aus einer anderen als der gewohnten Perspektive zu sehen, versucht auch Mirjam Pressler in ihrem Roman »Shylocks Tochter« (1999). Eine der großen Komö-

dien der Weltliteratur wird hier zugleich fort- und umgeschrieben. Im Mittelpunkt der Handlung stehen nicht mehr die menschenverachtenden Forderungen Shylocks, sondern das Schicksal seiner Tochter Jessica, die das Ghetto und den Vater verlassen hat, zum Christentum übergetreten ist, um den Christen Lorenzo zu heiraten. Aus der wohl bekanntesten Geschichte eines jüdischen Wucherers – aus christlicher Perspektive – ist so „eine sehr jüdische Geschichte“ (Pressler 1999, 207) geworden, die zugleich den Leser in die Lage versetzt, die Handlungsweise sowohl der jüdischen wie der christlichen Figuren in einem neuen Licht zu betrachten.

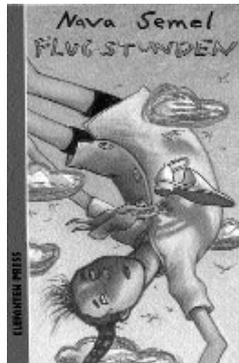
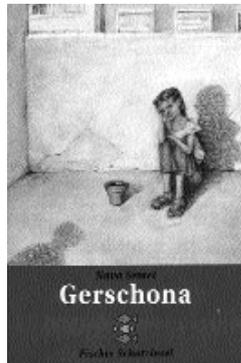
IV. Texte aus und über Israel

Ende der 1980er Jahre beschränkte sich die Existenz jüdischer Figuren jedoch nicht nur auf die Schoa-Literatur sowie auf historische Erzählungen. Vor allem die kinder- und jugendliterarischen Texte über und aus Israel boten den LeserInnen die Möglichkeit einer Begegnung bzw. Auseinandersetzung mit den vielfältigen Formen jüdischer Existenz in der Gegenwart. Die Komplexität des deutsch-jüdischen Verhältnisses ist allerdings auch in diesen Texten von zentraler Bedeutung. Das gilt vor allem für Ingeborg Bayers mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichneten Roman »Zeit für die Hora« (1988), in dem die Geschichte der Emigration der deutschen Juden nach 1933 verbunden wird mit den innerjüdischen Auseinandersetzungen über die vielfältigen Wege zur Gründung des Staates Israel. Und auch in den Abenteuererzählungen über das moderne Israel, wie in Susanne Sterzenbachs »Im Zeichen des Skorpions« (1998), müssen die Protagonisten Lea und David die Erfahrung machen, daß israelische Gegenwart und deutsche Vergangenheit auf vielfältige Art und Weise untrennbar miteinander verbunden sind. So konnte Davids deutsche Großmutter, die in der Nazizeit von ihrem nichtjüdischen Mann verlassen wurde, ihr Leben nur durch die Flucht nach Palästina retten, während der Mann von Leas Urgroßmutter, ein jüdischer Arzt, im KZ ermordet wurde.



Der Auseinandersetzung mit der Schoa wird auch in der ins Deutsche übersetzten israelischen Kinder- und Jugendliteratur ein zentraler Platz zugewiesen. Das gilt in erster Linie für die Erzählungen, die auf den autobiographischen Erlebnissen von Überlebenden beruhen, wie etwa im Falle der preisgekrönten Werke von Uri Orlev, der im deutschsprachigen Raum mittlerweile zu den bekanntesten israelischen Jugendbuchautoren zählt. Thematisiert werden in der israelischen Kinder- und Jugendliteratur zunehmend aber auch die Folgen der Schoa für die zweite und dritte Generation. Dazu zählen in erster Linie die Erzählungen von Gila Almagor und Nava Semel. Beide Autorinnen schildern in ihren Werken die Adoleszenz von Mädchen, die die Namen ihrer in der Schoa ermordeten Verwandten tragen, ohne daß die Eltern mit ihnen jemals über deren Schicksal gesprochen haben. Sowohl in den Werken von Almagor als auch von Semel wird dieses undurchdringliche Schweigen der Eltern und Großeltern zu einem zentralen Be-

standteil jüdisch-israelischer Gegenwart, ein Schweigen, das von den Protagonistinnen nicht immer erfolgreich und ohne persönliche Opfer durchbrochen werden kann.



Ein weiterer Themenschwerpunkt innerhalb der Kinder- und Jugendliteratur aus und über Israel ist das virulente Verhältnis zwischen Israelis und Palästinensern. Während zunächst auch in diesem Bereich das bewährte, jedoch nicht selten realitätsferne literarische Muster der Freundschaftsgeschichte, meist zwischen männlichen Jugendlichen, dominierte, wie etwa in Roswitha von Bendas Erzählung »Mein Jerusalem – Dein El Kuds« (1989), greifen neuere Texte dieses Motiv zwar weiterhin auf, verweisen auf der Handlungsebene jedoch zugleich auf die noch unüberwindlichen Grenzen solcher Freundschaften. Klaus Steinvorth hat in seinem Roman »Achmed. Der Aufstand der Kinder« (1993) die Schwierigkeiten einer Freundschaft zwischen einem palästinensischen Jungen und einer jüdischen Lehrerin aufgezeigt. Beide werden zum Spielball unterschiedlicher politischer Interessen: Achmed muß sich an Vergeltungsaktionen seines Cousins Maher an den Israelis beteiligen, und die Lehrerin muß ihre Schule auf Anordnung der israelischen Behörden schließen, so daß am Ende die Politik (noch einmal) über die privaten Belange der Menschen den Sieg davonträgt. Auch israelische Autorinnen haben in jüngster Zeit den israelisch-palästinensischen Konflikt in jugendliterarischen Texten aufgegriffen, darunter an erster Stelle Daniella Carmi, Raya Harnik und Galila Ron-Feder.

So thematisiert Daniella Carmi vor allem die Willkür der israelischen Behörden gegenüber den Palästinensern, etwa in »Die Explosion in der Ahalan Street« (1991), in dem ein in Israel lebender Palästinenser ohne Beweise für einen vermeintlichen Anschlag verantwortlich gemacht wird und ohne Prozeß für Monate im Gefängnis sitzt. Berichtet wird dies aus der Perspektive seiner Tochter, die gleichzeitig das Kind einer jüdischen Mutter ist, von der sich die Bekannten schrittweise zurückziehen. Im Zentrum von »Samir und Jonathan« (1996) hingegen steht das Leben in den palästinensischen Gebieten; der palästinensische Junge Samir wird zwar in einem israelischen Krankenhaus behandelt, doch die traumatischen Erinnerungen an die Ermordung seines jüngsten Bruders durch



israelische Soldaten können dort nicht geheilt werden. In der Freundschaft zu Jonathan und ihren gemeinsamen Computerspielen eröffnet sich für beide eine utopisch bleibende Möglichkeit, der Realität wenigstens für einige Stunden zu entfliehen.

Zu den Realitäten der israelischen Gesellschaft gehört bis heute das Leben mit politisch motivierter Gewalt und Tod. Galila Ron-Feder beschreibt in »Die Tage nach dem Anschlag« (1998) die Gefühle eines israelischen Jugendlichen, dessen Freund bei einem palästinensischen Anschlag ums Leben kam. Während er auf eine Bestrafung der Mörder hofft, muß er stattdessen erleben, wie die Aggressionen von politisch interessierten Gruppierungen für eigene Zwecke instrumentalisiert werden und schließlich wiederum in Gewalt gegen Unschuldige münden.

Eine Lösung für diesen bis in die jüngste Gegenwart andauernden Konflikt hat sie ebensovienig anzubieten wie Raya Harnik in ihrem Adoleszenzroman »Mein Bruder, mein Bruder« (1996), in dem sich der junge Ronen mit dem Tod seines Bruders auseinandersetzen muß, der als Soldat gefallen ist. Obwohl das Thema Tod mittlerweile seit einigen Jahren Eingang in das Jugend- und sogar ins Kinderbuch gefunden hat, stellt Raya Harniks Behandlung dieses vormaligen Tabuthemas immer noch eine sehr kompromißlose Variante dar, in die zugleich ein Porträt der israelischen Gesellschaft einfließt. Der Protagonist Ronen muß nämlich feststellen, daß letztendlich, obwohl doch Tod fast zum Alltag innerhalb der Gesellschaft zählt, niemand fähig ist, damit umzugehen, daß auch hier eher eine Vermeidungsstrategie vorherrscht, an der seine Familie fast zerbricht.

V. Die Lücken der Vielfalt: Gegenwart in Deutschland und Österreich

Die Vielfältigkeit jüdischer Figuren in Erzähltexten ganz unterschiedlicher Ausprägung und Herkunft kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese Vielfältigkeit doch auch erhebliche Lücken aufweist. Es existieren nämlich bislang kaum kinder- und jugendliterarische Texte, die sich mit dem jüdischen Leben in Deutschland bzw. Österreich in der Gegenwart beschäftigen. Die wenigen Versuche, die in diese Richtung gemacht wurden, etwa die Edition der Anthologie »Prinzessin Sabbat« (1993) mit Erzählungen jüdischer Autoren von Heinrich Heine bis Walter Benjamin, oder das von Alexa Brum edierte Lesebuch »KinderWelten« (1996) sind bislang Ausnahmen geblieben.

Das Gleiche gilt für die Erzählung von Peter Sichrovsky »Mein Freund David« (1990), angesiedelt im Berlin kurz vor der Maueröffnung. David kommt neu in Bettis Klasse, und Betti muß sich nun im Zuge ihrer beginnenden Freundschaft nicht nur mit den alten Vorurteilen ihrer MitschülerInnen, sondern auch mit Davids ganz persönlichen Problemen auseinandersetzen. Neben Petra Kuniks Erzählung »Der Hohe Rabbi Löw und sein Golem« (1998), in dem die Großmutter ihrem Enkel die Verbindung zwischen den alten jüdischen Legenden und dem jüdischen Leben im Hier und Jetzt aufzeigt, ist dies jedoch der einzige Text geblieben, in dem jugendlichen LeserInnen die Möglichkeit geboten wird, jüdische Figuren, jüdische Kultur und Geschichte nicht als etwas Fernes und Anderes, sondern als Teil der eigenen Gegenwart zu begreifen.

Dennoch läßt sich grundsätzlich festhalten, daß die neuere Kinder- und Jugendliteratur in den letzten Jahren eine deutliche Tendenz zu einer komplexeren Darstellungsweise

jüdischer Figuren aufweist. Bei vielen AutorInnen läßt sich der Versuch erkennen, sich wenigstens der jüdischen Geschichte auf vielfältige Weise anzunähern und dabei gleichzeitig Elemente modernen kinder- und jugendliterarischen Erzählens nicht unberücksichtigt zu lassen. Dies kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß, im Unterschied zur Erwachsenenliteratur, innerhalb der Kinder- und Jugendliteratur ein gewisses Zögern seitens der AutorInnen zu konstatieren ist, jüdische Figuren in Handlungskontexten zu evozieren, in denen Situationen und Problemstellungen der unmittelbaren Gegenwart aufgegriffen werden. Dies allerdings wäre unumgänglich, um das Stereotyp vom ‚Juden‘ als ‚dem Fremden‘ und ‚dem Anderen‘ endgültig verabschieden zu können.

* Der Titel wurde angeregt durch das Buch von Lea Rosh „Die Juden das sind doch die anderen“. Der Streit um ein deutsches Denkmal. Berlin: Philo, 1999.

Literarische Texte:

Almagor, Gila: Der Sommer von Aviha. Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler. Frankfurt a. M.: Alibaba, 1990.

Alter, Daniel (Hg.): Prinzessin Sabbat. Jüdische Erzählungen. Bilder von Ephraim Moses Lilien. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1993.

Anne Frank Tagebuch. Fassung von Otto H. Frank und Mirjam Pressler. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1991.

Bayer, Ingeborg: Zeit für die Hora. Roman. Würzburg: Arena, 1988.

Benda, Roswitha von: Mein Jerusalem – Dein El Kuds. Geschichte einer Freundschaft. Freiburg [u.a.]: Herder, 1989.

Brum, Alexa [u.a.] (Hg.): KinderWelten. Ein jüdisches Lesebuch. Mit Illustrationen von Ami Blumenthal. Eichenau: Kovar, 1996.

Carmi, Daniella: Die Explosion in der Ahalan Street. Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler. Frankfurt a. M.: Alibaba, 1991 (auch als »Die Explosion in der Ahalanstraße« München: dtv junior, 1993).

– Samir und Jonathan. Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer. München: Hanser, 1998.

Harnik, Raya: Mein Bruder, mein Bruder. Roman. Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler. Weinheim: Beltz & Gelberg, 1996.

Kruse, Max: Der Ritter. Wien: Ueberreuter, 1988.

Kunik, Petra: Der Hohe Rabbi Löw und sein Golem. Großmutter erzählt. Frankfurt: Brandes & Apsel, 1998.

Lewin, Waltraut: Jenseits des Meeres die Freiheit. Ravensburg: Ravensburger Buchverlag, 1997.

– Insel der Hoffnung. Ravensburg: Ravensburger Buchverlag, 1998.

Orlev, Uri: Die Insel in der Vogelstraße. Aus dem Hebräischen von Beate Esther von Schwarze. Berlin: Elefant Press, 1986.

– Der Mann von der anderen Seite. Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler. Berlin: Elefant Press, 1990.

– Julek und die Dame mit dem Hut. Roman. Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler. Weinheim: Beltz & Gelberg, 1997.

- Ott, Inge: Der stumme Wächter. Eine Geschichte um den Golem im alten Prag. Stuttgart: Freies Geistesleben, 1989.
- Pressler, Mirjam: Ich sehne mich so. Die Lebensgeschichte der Anne Frank. Weinheim und Basel: Beltz & Gelberg, 1992.
- Shylocks Tochter. Roman. Frankfurt a. M.: Alibaba, 1999.
- Richter, Hans Peter: Damals war es Friedrich. 32. Auflage. München: dtv, 1994.
- Ron-Feder, Galila: Die Tage nach dem Anschlag. Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler. Weinheim: Beltz & Gelberg, 1998.
- Schröder, Rainer M.: Die wundersame Weltreise des Jonathan Blum. Würzburg: Arena, 1995.
- Das Vermächtnis des alten Pilgers. Würzburg: Arena, 1999.
- Schuld, Hans-Georg: Jakob und der Schwarze Tod. Düsseldorf: Patmos, 1999.
- Seidel, Jürgen: Harry Heine und der Morgenländer. Weinheim und Basel: Beltz & Gelberg, 1997.
- Sichrovsky, Peter: Mein Freund David. Ein Kinderroman mit Bildern von Zipora Fried. Zürich: Nagel & Kimche, 1990.
- Steinorth, Klaus: Achmed. Der Aufstand der Kinder. Reutlingen: Ennslin & Laiblin, 1993.
- Sterzenbach, Susanne: Im Zeichen des Skorpion. Reutlingen: Ensslin & Laiblin, 1998.
- Wickenhäuser, Ruben Philipp: Mauern des Schweigens. Esslingen: Esslinger, 1999.

Sekundärliteratur und andere Texte:

- Goes, Albrecht: Vorwort: In: Das Tagebuch der Anne Frank. Aus dem Niederländischen von Annelese Schütz. 56. Auflage. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1982, S. 5-6.
- Mai, Manfred: Deutsche Geschichte. Mit Bildern von Julian Jusim. Weinheim und Basel: Beltz & Gelberg, 1999.
- Deutsche Geschichte. Gelesen von Mark Bremer. Hamburg: Hörcompany, 2000.
- Shavit, Zohar: Die Darstellung des Nationalsozialismus und des Holocaust in der deutschen und israelischen Kinder- und Jugendliteratur. In: Malte Dahrendorf / Zohar Shavit (Hgg.): Die Darstellung des Dritten Reiches im Jugendbuch. Frankfurt a. M. 1988, S. 11-42.
- Steinlein, Rüdiger: Holocaust-Literatur zwischen Pädagogik und Innovation. Gudrun Pausewangs Erzählung ‚Reise im August‘. In: Deutschunterricht 49 (1996), S. 295-304.
- Wermke, Michael: Jugendliteratur über den Holocaust. Eine religionspädagogische, gedächtnissoziologische und literaturtheoretische Untersuchung. Göttingen 1999.

✉ Gabriele von Glasenapp ist wissenschaftliche Mitarbeiterin des Instituts für Jugendbuchforschung an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main. Böhmerstraße 69, D-60322 Frankfurt.
E-Mail: glasenapp@em.uni-frankfurt.de

HERLINDE AICHNER

Erzählte Kindheit

Das jüdische Galizien in Autobiographien

I. Aspekte des Themas

Autobiographische Texte haben ungebrochene Konjunktur. Sie setzen dem Textverständnis scheinbar weniger Schwierigkeiten entgegen, sie ermöglichen einen anderen Zugang zu historischen Welten als sozial- oder geschichtswissenschaftliche Darstellungen oder Quellen, sie befriedigen schließlich ein voyeuristisches Interesse an fremdem Leben; sie laden zur Identifikation oder zum Mitgefühl ein. Wenn sich diese Elemente mit einem besonderen Interesse an einer „versunkenen“ Welt verbinden, dann umso besser. Der Raum, die Kultur und das Milieu des galizischen Judentums ist durch keine Reise mehr erfahrbar, und wenn, dann nur auf eine sehr melancholische Weise, wie die melancholischen Reiseberichte, die heute erscheinen, zeigen (Dohrn). Es hat sich jedoch – nicht zuletzt durch die genannte Reiseführerliteratur – ein stark verkitschtes Bild dieser „versunkenen“ Welt durchgesetzt (in Fernsehdokumentationen immer durch die unvermeidliche Klezmer-Klarinette signalisiert, die Standbilder in Schwarzweiß untermalt), das Ergebnis mehr unserer exotistischen Wünsche nach einer fremden harmonischen Welt ist als ein realistisches Abbild einer zerstörten Kultur.

Im Fall von Autobiographien aus dem galizischen Judentum der letzten Jahrhundertwende sind alle eingangs genannten Kriterien idealtypisch erfüllt. Doch bedarf es einiger Reflexion, um mit Autobiographien als Quellen zu arbeiten.

Zunächst hat die Person und die Position des Autors besondere Bedeutung. Nur eine extreme Minderheit schreibt autobiographische Texte, die auch zur Veröffentlichung bestimmt sind. Wer Autobiographien schreibt, hat außerdem das Ausgangsmilieu, über



das er berichtet, immer schon verlassen. Die traditionellen osteuropäischen Milieus waren mit Ausnahme der religiösen Sphäre schriftskeptisch bzw. nicht alphabetisiert und haben auch jene Individualitätskonzepte nicht ausgebildet, die hinter der europäischen Gattungstradition der Autobiographie stehen. Eine jüdische Autobiographie aus Galizien setzt damit also einen Kulturbruch voraus, der auch meist thematisiert wird, wenn er nicht gar im Zentrum des Textes steht. In religiös-traditionellen jüdischen Milieus ist die Thematisierung des Ichs im Sinn der philosophischen Subjekttradition undenkbar. Viele jüdische Lebensgeschichten, die in Galizien beginnen, verarbeiten die Abkehr, manchmal auch die Flucht aus der Herkunftswelt offensiv; unser Interesse liegt jedoch zumeist auf genau jener Kultur, die die Schreibenden verlassen haben. Zweitens, und das gilt für alle nach dem Zweiten Weltkrieg verfaßten Texte, haben die Autoren die Schoa überlebt und sind mit ihren, oft danach gegründeten Familien häufig die einzigen Überlebenden großer Familienverbände. Diese traumatische Perspektive hat Konsequenzen für die Biographie als gewissermaßen persönliches Dokument und auch für die Sicht auf die Herkunftswelt. Solche Autobiographie ist nicht „subjektiv“ im landläufigen Sinn, sondern aktive Erinnerungsarbeit; man muß nur wissen, welche Fragen man an sie stellen darf. Drittens schließlich hängt der Blick auf die Kindheitswelt von der zur Schreibzeit erreichten Position und dem Lebensalter ab.

Aus all dem ergeben sich Folgerungen für die Gattung Autobiographie im allgemeinen und für den speziellen Fall. Schon früh wurde die Teleologie der autobiographischen Form bemerkt: die Elemente der Lebens-Erzählung sind auf den Schreibzeitpunkt hingeorde- net, erst die Erzählung macht aus den Zufälligkeiten und Umständen eines Lebens eine Biographie, also einen kohärenten Text. Nachträglich werden die Kontinuitäten und Teleologien hergestellt, die zum Selbstbild des Schreibenden zum Zeitpunkt der Abfassung der Autobiographie führen sollen. Autobiographie und auch Biographie spielen aus diesen Gründen in der Identitätsproblematik eine besondere Rolle. Deshalb sind im jüdischen Kontext besonders auch die Identitätsangebote zu beachten, die zur Schreibzeit vorliegen, von der Assimilation an eine der (anderen) europäischen (Kultur-)Nationen über den Zionismus, in seinen politischen und/oder kulturalistischen Varianten bis hin zur Wiederaneignung der jüdisch-religiösen Tradition.¹ Individuelles, „kommunikatives“ und „kulturelles“ Gedächtnis (Assmann) werden in diesen Prozessen überblendet. Erzählte Kindheit ist dazu immer ein Exotikum, sei es als utopisches, sei es als katastrophales (Gegen-)Bild, wenngleich die Verklärung deutlich überwiegt. Schon der Begriff „Kinderwelten“ löst bei Erwachsenen „eine in Emotionen zwischen Sehnsuchtsgegnuß und Verlustreminiszenzen schwingende, unklare Nachdenklichkeit aus“ (Berg 15). Und wenn „[a]lle Vorstellungen und Entwürfe von Kindheiten [...] Erwachsenenbilder“ sind, „da sie von Erwachsenen erinnert [...] werden“ (Berg ebd.), dann muß der absolute Bruch zwischen Kindheitswelt und Erwachsenenwelt in Biographien, die durch die Erfahrung eines absoluten „Zivilisationsbruchs“ geprägt sind (und das gilt für alle jüdischen Biographien der Zeit), noch einmal deutlicher werden.

Im folgenden sollen autobiographische Texte mit galizischen Kindheits- und Jugenderinnerungen von Helene Deutsch, Alexander Granach und Soma Morgenstern innerhalb dieses Rahmens kurz behandelt werden. Dazu sollen zunächst kurz ihre Autoren vorgestellt werden.

Helene Deutsch, „Freuds Liebling“ (Paul Roazen), wurde 1884 in Przemyśl in Galizien als Tochter eines renommierten Rechtsanwaltes geboren, ihren Text »Confrontation With Myself« verfaßte sie fast 90jährig teils in englischer, teils in deutscher Sprache (1973). Die Schülerin Sigmund Freuds emigrierte 1934 in die Vereinigten Staaten und wurde mit ihren Arbeiten zur weiblichen Sexualität (»Die Psychologie der Frau« [dt. 1948]), zu einer der wichtigsten Psychoanalytikerinnen des 20. Jahrhunderts. Ihre Autobiographie hat sie selbst als „Ergänzung jener anderen Autobiographie [...], die in meinem allgemeinen Werk ‚Die Psychologie der Frau‘ enthalten ist“ (D² 9) verstanden.

Der Schauspieler Alexander Granach wurde als Jessaja Szajko Gronich 1890 als Sohn eines jüdischen Händlers und Bäckers in Werbowitz (Galizien) geboren und emigrierte 1933 von Berlin aus in die Schweiz, schließlich über Polen und die Sowjetunion in die USA, wo er nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 1939 seine Erinnerungen »Da geht ein Mensch« zu schreiben begann; das Buch erschien 1945 posthum in einem deutschsprachigen Verlag in Schweden.

Der Schriftsteller Soma (Salomo) Morgenstern kam 1890 als Sohn eines Kaufmanns in Budzanów (Galizien) zur Welt. Am Tag des „Anschlusses“ Österreichs an Nazideutschland floh Morgenstern von Wien nach Frankreich, später über Marokko und Portugal nach New York, wo er als amerikanischer Staatsbürger bis zu seinem Tod 1976 lebte. In der zweiten Hälfte der 1950er Jahre begann er mit der Arbeit an autobiographischen Erinnerungsbildern, die fragment geblieben sind und erst vom Herausgeber der Gesamtausgabe seiner Schriften zu einem fortlaufenden Text zusammengestellt wurden.

II. Kinderwelten

Unter den herangezogenen Autobiographien ist die von Helene Deutsch die am wenigsten literarische, doch die am stärksten lebensgeschichtlich reflektierte, auch was die Problematik der Gattung Autobiographie selbst betrifft. Ihr Schreiben vollzieht sich stets vor dem Hintergrund des professionellen Umgangs mit Lebens-Erzählungen durch die Psychoanalytikerin; durch das Schreiben und das Erinnern des eigenen Lebens „habe ich manchmal mehr über mich selbst erfahren als durch die Psychoanalyse“ (D 13). Sie weiß, „daß selbst bei aufrichtigster Bemühung um Objektivität jede Erinnerung mehr oder weniger von der augenblicklichen psychischen Verfassung sowie vom fortdauernden Einfluß dieser Erinnerung auf das Leben als Ganzes abhängig ist.“ (D 13) Diese wichtige Einsicht zum autobiographischen Schreiben überhaupt wird allerdings durch die Schreibweise des Textes konterkariert. Der analytische Blick der Autorin verhindert eine erzählerische Anverwandlung an das erinnert-erlebende Ich; ihre „Selbstkonfrontation“ nähert sich in vielen Passagen einer schematischen soziologischen Analyse ihrer Herkunftswelt und der eigenen Rolle in ihr.

Das hängt wohl mit der objektiven Position des Kindes in der Herkunftswelt zusammen, die auch nachträglich nicht zur Romantisierung einlud. Sie betont die Ungleichzeitigkeiten hinsichtlich des Grades an jüdischer Traditionalität in den Familien. „In meiner unmittelbaren Umgebung waren widersprüchliche Ideologien durch drei Generationen von Vorfahren überliefert worden, die das Stigma trugen, polnische Juden zu sein. Selbst wenn man aus dem Ghetto ausbrach, dauerte es lange Zeit, bis man die Folgen dieses unsichtbaren Stigmas überwunden hatte. Obwohl starke Unterschiede zwischen

dem kulturellen Niveau der älteren und der jüngeren Generation bestanden, war die Kluft zwischen den Generationen, verglichen mit heute, minimal. In manchen Familien erstreckte sich religiöse Orthoxie über mehrere Generationen, während in anderen ein Großvater noch tief in der Orthoxie verwurzelt und der Enkel bis zum Punkt völliger Identifizierung an die Polen angeglichen war. Die assimilierte Jugend nahm aktiven Anteil an den politischen Demonstrationen, Volksfesten und anderen Veranstaltungen; es gab sogar einige, die sich an kurzlebigen Revolten gegen die österreichische Monarchie beteiligten.“ (D 73 f.) In ihrer eigenen Familie überlagern einander die Begrenzungen, die eine bürgerliche und eine jüdische Lebenswelt ihren weiblichen Mitgliedern gegenüber ausübt; ihr Großvater verhindert eine Heirat der Schwester mit einem Nichtjuden, ihre Matura ertrotzt sie, und der Aufbruch zum Medizinstudium nach Wien vollendet ihre eigene Emanzipationsleistung, die vollständig wird durch das Verlassen der bürgerlichen Welt der galizischen Peripherie. Ein Teil dieser Emanzipation ist die Wahl einer Identifikationsposition, die quer zu den Angeboten ihrer jüdischen Herkunftswelt liegt: „Ich wurde zu einer Zeit in ein polnisch-jüdisches Milieu hineingeboren, als der Assimilierungsprozeß voll im Gange war. Aber die jüdische Tendenz, innerhalb der Gesamtgesellschaft eine separate, abgeschlossene Religionsgemeinschaft zu bilden, war ebenfalls noch vorhanden. In diesem Konflikt, dieser Zwiespältigkeit neigte ich eher dazu, mich mit dem romantischen ‚leidenden, versklavten Polen‘ zu identifizieren, als mit meiner jüdischen Abstammung.“ (D 25)

Anders liegen die Dinge bei Granach und Morgenstern. Alexander Granach, zur Zeit der Abfassung gefeierter Darsteller insbesondere jüdischer Rollen an Berliner Bühnen, beginnt seine Erinnerungen mit einem zeitlosen Bild der galizischen Erde: „Die Erde in Ostgalizien ist schwarz und saftig und sieht immer etwas schläfrig aus, wie eine riesige fette Kuh, die dasteht und sich gutmütig melken läßt. So schenkt die ostgalizische Erde dankbar und ver-tausendfacht alles zurück, was man in sie hineintut [...]“. (G 7) Das gilt auch für die „schöne[n] gesunde[n] Menschen: Ukrainer, Polen, Juden“ dieser Erde, „[d]er ostgalizische Mensch ist schwerfällig, gutmütig, ein bißchen faul und fruchtbar wie seine Erde. Wo man hinguckt, Kinder.“ (G 7) Was wie ein transponierter Heimatroman beginnt, geht in eine Beschreibung einer harten, entbehreungsreichen Kindheit über, die insbesondere die Brutalität der Landbevölkerung betont; die Kindheitswelt ist jedoch intakt, wenn auch schon auf den ersten Seiten die Gestalt der Mutter nicht sentimental idealisiert, sondern als das eigentliche Opfer dieser intakten Kindheit gesehen wird: „Die arme kleine Mama, sie war sehr unglücklich! Sie war die Mutter und das Weib, die Geliebte und die Magd, die Gebärerin und die Amme, die arme, arme Kleine! Und war doch selber ein Kind, ein unwissendes, ahnungsloses Kind, ohne jegliche Freiheiten und Freuden, sie kannte nur Arbeit und Pflichten, Pflichten und Arbeit. Eines Tages brach sie zusammen unter diesem Trott, sie war müde, überwältigt und konnte nicht mehr weiter. Sie legte sich am hellichten Tage ins Bett und weinte und schrie und wollte entweder sterben oder sich scheiden lassen.“ (G 10)

Soma Morgenstern beginnt mit einem feuilletonartigen Bericht »Auf dem Friedhof«, der den Schreibenden in einer jüdischen Genealogie verankert. „Väterlicherseits entstamme ich einem Geschlecht von Frommen und Gelehrten“, der Siebenjährige wird von seinem Vater zu den Gräbern der Ahnen geführt. Auch diese Kindheitswelt ist eine Welt der Ge-

borgenheit in einer kulturellen Traditionalität, die jedoch bedroht ist durch eine merkwürdige Neigung der Familienmitglieder, „fatalen Unfällen zum Opfer [zu] fallen“ (M 9). Der Abschnitt schließt mit einem Ausgriff auf die Schreibgegenwart des entgegen aller Prophezeiungen immer noch Lebenden, dessen Familie – gewissermaßen in Abweichung von jener Familientradition – zum Großteil der Schoa zum Opfer gefallen ist.

Antisemitismus und Nationalsozialismus werden zwar für immer die Kindheitswelten der Schreibenden zerstören, und alle drei Autoren wissen das bereits; ihre Biographien nehmen jedoch zunächst eine andere Wendung, die für ihre Generation typisch ist: Das Galizien der Kindheit wird verlassen, weil die Schreibenden der als bedrückend empfundenen Enge von Traditionalität und Provinzialität entkommen wollen. Die implizite Idealisierung der Kindheitswelt steht hier also unter einer doppelten Brechung: dem unwiederbringlichen Verlust dieser Welt durch ihre reale Vernichtung, aber auch dem bewußten Auszug „in die Welt“, nach Wien und Berlin. So entsteht das Paradox, daß autobiographische Zeugnisse aus Galizien und aus der Welt des Shtetls immer nur von Dissidenten dieses Milieus vorliegen können. Die Rolle, die Gelehrsamkeit in der traditionellen jüdischen (männlichen) Sozialisation spielt und in allen Autobiographien auch betont wird, wird bei Morgenstern überboten durch eine Selbstausbildung zum Intellektuellen, dem späteren Freund und Biographen von Joseph Roth, Alban Berg und Stefan Zweig, bei Deutsch durch die Ausbildung zur Medizinerin und Psychoanalytikerin, bei Granach zum Schauspieler von internationalem Ruf. Sofern also Autobiographien als Quellen „einer versunkenen Welt“ herangezogen werden, ist stets zu bedenken, daß dieser Blick immer schon durch die Entwicklung des Berichtenden gebrochen sein muß. Das fromme Kind Morgenstern verliert seine Frömmigkeit durch die genossene und aktiv gesuchte weltliche Bildung, die aber wieder die Bedingung für sein Schreiben ist. Der Vater ist gegen Somas Wunsch, das Gymnasium zu besuchen, und der Heranwachsende erklärt einem Verwandten, „Mein Vater ist ein sehr frommer Mann. Er fährt jedes Jahr zum Czortkower Rabbi, und der Czortkower hat ihm ein für allemal gesagt: Mit dem Gymnasium fängt es an, und es endet mit Schmad [Abfall vom Glauben, Taufe]. [...]“ (M 189)

Zur Taufe führt das Gymnasium im Fall Morgensterns nicht, doch zu einer deutlichen Distanz vom Glauben, ohne daß dadurch seine jüdische Identität in Frage stehen würde, gibt es doch bereits auch säkulare Versionen jüdischer Identitätsangebote wie den Zionismus, mit dem Morgenstern über einen „intellektuellen Möbeltischler“ und seinen Schulfreund Leon Roth, aber auch durch gebildete Familienmitglieder in Berührung kommt. Ungeachtet dessen sind die Szenen, die mit Religion, Ritus und Fest zu tun haben, besondere Höhepunkte des Kinderalltags, die noch aus der zeitlichen Distanz mit großer Wärme geschildert werden: die Lockenschur vor dem Chederbesuch (M 60 f.), Purimspiele (M 323-325), der Schabbath (M 64 f.); als erste Kindheitserinnerung behält der Zweijährige die nächtliche Hochzeitsfeier seiner Tante (M 31 f.). Vor einer Romantisierung dieses Lebens bewahrt den Erzähler eine leicht resignative, mitunter ironische Distanz und eine Erzählstrategie, die stets – etwa neben der Güte und Weisheit des Vaters – die Individualität des Kindes betont und immer bestrebt ist, die kindliche Perspektive einzunehmen. Auffallend oft sind dann die Erinnerungen an Feste und Kulthandlungen von kleinen Mißgeschicken, Peinlichkeiten und Ängsten verdunkelt, sehr differenziert werden Empfindungen und Verhalten der Kinder in der jüdischen Binnenwelt und das

Verhalten ihrer nichtjüdischen Umwelt beschrieben. Der Antisemitismus spielt in dieser erinnerten Kindheit noch eine untergeordnete Rolle; als der katholische Bischof ins Dorf kommt und dem kleinen Vorsänger Morgenstern zum Lohn ein Marienbildchen überreicht wird, wird die beschämte Erstarrung des Kindes rasch bemerkt und das Madonnenbild gegen eines mit Moses und den Gesetzestafeln ausgetauscht. (M 83-85)

In Granachs Erinnerungen treten alle diese Friktionen auch auf, wenn nicht sogar stärkere; doch geht die Strategie der Darstellung viel stärker dahin, in zuweilen legendenhaftem Ton Sicherheit und Einheit der Empfindung herauszustellen und in der Beschreibung immer alles wieder gut werden zu lassen, wenn auch die tatsächlichen Bedrohungen der Familie größere sind: die Brüder Jankel und Leibzi gehen fort, ohne daß jemand mehr etwas von ihnen gehört hätte, die Schwester Rachel brennt durch, der Bruder Schmiel verliert traumatisiert die Stimme und muß vom Wunderrabbi geheilt werden. „So wurde die Familie immer kleiner, aber die Armut immer größer. Wir hatten nun des Bruders Mitgift verbacken und konnten die Bäckerei nicht mehr führen. Wir waren bankrott. Und wir wuchsen – ich verließ bald die Schule und wurde Geselle bei einem andern Bäcker, unserem ehemaligen Konkurrenten; aber mir gefiel es besser. Ich wurde selbständig und fühlte nun mit zehn Jahren, daß ich mich ernähren konnte. Und das war ein Trost, der mir im Leben viel geholfen hat.“ (G 106) Granachs galizisches Dorf ist eine zeitlose Welt; die Erzählung wechselt immer wieder ins Präsens, bei der Schilderung der Chedereinführung (G 78), beim Schabbath. Schmiel ist gerade verschwunden, das Ereignis, das das Fest überschattet, wird jedoch aufgehoben durch die zeitlosen Besorgungen, die das Fest erfordert. „Dann kam der Donnerstag mit seinem großen Betrieb; da begannen schon die Vorbereitungen für Schabbath, mit Teig anrühren für das Brot, den weißen Barches und den Malaj aus Kukuruz. Die Weiber laufen umher, atemlos und aufgereggt [...]. Freitag wird alles gewaschen, geputzt, aufgeräumt. [...] Der Tisch ist weiß gedeckt, geputzte Messingleuchter zieren ihn, die Tellerchen stehen da, für jeden, jeder hat seinen Platz, dem Alter nach, der Würde nach. [...] Nun kam der männliche Teil der Familie heim von der Schul, feierlich und pathetisch wünschte man sich gegenseitig ‚Gut Schabbes‘.“ (G 29 f., Hervorh. H. A.)

III. Theaterwelten

Ein gutes Beispiel für diese Paradoxien ist die Rolle des Theaters, das in der Provinz die Rolle der Kultur zu vertreten hat.

Granach wird in Lemberg in das jiddische Theater geführt und ist so gefesselt, daß sich in ihm der Wunsch, Schauspieler zu werden, unauslöschlich festsetzt; er veruntreut die Wochenlohnung seines Arbeitgebers und flüchtet zusammen mit dessen Sohn nach Berlin, wo er nach privatem Deutsch- und Schauspielunterricht tatsächlich ein Stipendium für die Schauspielschule des Deutschen Theaters unter der Leitung von Max Reinhardt erhält. Die außerordentlich lebendig gestaltete Szene des ersten Theaterbesuchs in Granachs Erinnerungen erinnert an die Leidenschaft Kafkas für das jiddische Theater, doch könnten die Ausgangspositionen und die Ergebnisse dieser Leidenschaften ungleicher nicht sein. Für Granach bedeutet das jiddische Theater die erste Bekanntschaft mit der Hochkultur und ihren Formen, einen ersten Schritt hin zur deutschen Bühne; für

den Prager Assimilierten Kafka bedeutet die gastierende jiddische Truppe Jitzchak Löwys, mit dem er sich gegen den Willen seines Vaters, der typischerweise um Distanz zum Ostjudentum bemüht ist, anfreundet, zur selben Zeit das Erweckungserlebnis einer „verschütteten“ jüdischen Identität. In ähnlicher Weise fungiert also das Theater als Katalysator einer Traditionswahl, doch in gleichsam entgegengesetzter Richtung.

„Aber eines Abends gingen wir ins Theater. Und hier war plötzlich das, was mit nichts vergleichbar war von allem, was ich bis jetzt gesehen, gehört und erlebt hatte. Denn hier entdeckte ich eine ganz andere, eine mir unbekannt, eine neue Welt.“ (G 177) Die Aufführung selbst wird von Granach ohne die Distanz, die die „kultivierte“ Dramenrezeption voraussetzt, erlebt und hat bis zum Zeitpunkt der Niederschrift, Jahrzehnte später, nichts von ihrer Faszination verloren, die gesamte Stelle ist im Präsens wiedergegeben, gefolgt von einer atemlos erzählten Inhaltsangabe des Gesehenen: „Welch eine Welt! Welch eine Pracht! Das ist ja hundertmal aufregender als der aufregendste Traum! Mir rinnt der Schweiß von der Stirn!“ (G 179) Die Distanzlosigkeit in der Wahrnehmung führt zur Identifikation mit dem Geschehen auf der Bühne: „Ich bin fieberhaft aufgereggt und wütend auf diesen frechen Mazik. Diesen Verderber! Am liebsten möchte ich ihm mit dem Schlagring eins ins Gesicht geben!“ (G 181), mit jenem Schlagring, mit dem Granach als Wächter eines jüdischen Winkelbordells Betrunkene zur Räson gebracht hatte. Diese Faszination teilt der junge Granach mit dem Publikum: „Und wir alle hassen die Tante [die das junge Dienstmädchen Chasja zu Unrecht eines Diebstahls bezichtigt, H. A.] und fühlen mit Chasja. Jetzt brüllt die Tante lauter: ‚Wo ist die Brosche? Wo ist die Brosche?‘ und ohrfeigt dabei die arme Waise ununterbrochen. Und einer, der in meiner Nähe auf der Galerie steht, zieht einen Revolver aus der Tasche und schreit lauter als die beim Spiel: ‚Bestie! Bind ihr sofort die Zöpfe los, oder ich knall’ dich nieder wie einen Hund!!!‘“ (G 187)

Der junge Gymnasiast Morgenstern sieht in Tarnopol in diesen Jahren ein Gastspiel des Lemberger jiddischen Theaters, also derselben Truppe, die Granach sieht, reagiert jedoch distanzierter, weniger wegen der bescheidenen Qualität der Darbietungen als wegen genau der Art von Faszination, die Granach erfaßt hatte: „In unangenehmer Erinnerung an dieses Theater ist mir eines geblieben: das Publikum. Sie benahmen sich so, als gehörten sie, wie die Schauspieler, aktiv zum Theater. Sie sprachen miteinander, sie machten Zurufe auf die Bühne und zwangen die Schauspieler, laut zu sprechen [...]. [...] Da dieses Publikum hundertprozentig jiddisch war, machte das uns Gymnasiasten sehr traurig und wir nahmen es ihm übel. ‚Jiddisches Theaterpublikum!‘, sagten wir bitter.“ (M 329) „Da die orthodoxen Juden nicht ins Theater gingen, war das Publikum im jiddischen Theater nicht gerade eine Auslese von Gebildeten. Es war das einfache Volk, das noch keine Theatertradition hatte. Das jiddische Theater war hier in den Anfängen. Und so war auch das Publikum.“ (M 330) Erst in der Zwischenkriegszeit formierten sich semiprofessionelle Ensembles mit dem Ziel der Aufwertung der jiddischen Sprache im Sinn der „jüdischen Renaissance“. Auch Morgenstern wird später durch die Leistungen der „Wilnaer Truppe“ mit dem jiddischen Theater versöhnt. (M 330 f.) Morgenstern beginnt als siebzehnjähriger Gymnasiast nun die polnischen Theateraufführungen zu besuchen und hat hier seine Bildungserlebnisse, die mit ihm auch ein anderes Publikum begeistern: „In diesem Theatersaal bestand das Publikum auch aus achtzig Prozent Juden. Aber es waren nicht die Juden, die ins jiddische Theater gingen.“ (M 330) Er faßt nach seinem ersten Theaterbesuch in Lemberg den Plan, Theaterkritiker zu werden.

Granach schließt sich in Berlin einem jiddischen Theaterverein „Jakob Gordin“ an und spielt nun selbst mit in dem Stück, das ihn zum Theater gebracht hatte, in Gordins »Gott, Mensch und Teufel«. Ihm wird geraten, Deutsch zu lernen und deutscher Schauspieler zu werden. Dies trifft sich mit der Lektüre eines weiteren Identifikationstextes, an den Granach gerät: den Roman »Der Pojaz« von Karl Emil Franzos, einer autobiographisch inspirierten galizischen Jugendgeschichte, die zugleich der Bildungsroman eines Assimilierten ist, dem die deutsche Kultur der Aufstieg aus der Welt des jüdischen Lumpenproletariats ist: „Kam er doch aus meiner Gegend. Ich sah plötzlich Städte und Dörfer, Menschen aus meiner Heimat. Dieser Junge im Buch wollte ja auch Schauspieler werden. Er hatte ja dieselben Sorgen, dieselben Pläne, dieselbe Sehnsucht, dieselben Schwierigkeiten. Er sah auch ein Theaterstück, das ihn aufregte und erschütterte, und verglich die fremdländischen Figuren in diesem Stück mit denen seines Dorfes, seiner Heimat. Her mit dem Stück! Ich stürzte mich darauf, las es, verschlang es, nein, es stürzte sich auf mich und verschlang mich. Es war der ‚Kaufmann von Venedig‘. Es war Shylock.“ (G 220 f.) Shakespeares Shylock sollte zu Granachs Lebensrolle werden.

Bei der städtisch-bürgerlich sozialisierten Helene Deutsch wecken die Schiller-Rezitationen ihres Vaters den Wunsch, Schauspielerin zu werden (D 37). Auch die allgemeine Theaterbegeisterung der Jugend um die Jahrhundertwende äußert sich also in jüdischen Biographien schicht- und milieuspezifisch.

Aus all dem ergibt sich, daß Galizien heute eine romantisierende Chiffre für höchst unterschiedliche Dinge geworden ist. Die Autobiographien geben kein Bild, das das gewissermaßen „authentische“ Judentum zeigen würde. Das galizische Judentum war eine Gesellschaft im Prozeß der Modernisierung, und diese Modernisierung hat eine Vielzahl unterschiedlicher Reaktionen herausgefordert. In einer Gemengelage von Schichtzugehörigkeit, Zugehörigkeit zu bzw. Identifikation mit einer Sprachgemeinschaft und individuellen Konflikten, die allerdings immer auch generationentypisch sind, richteten sich die Einzelnen ein. Gemeinsam ist ihnen als Juden eine spezielle kulturelle Färbung und eine Reihe von objektiven Widerständen der nichtjüdischen Umwelt. Das Verlassen der provinziellen Herkunftswelt, die als Summe von Zwängen erlebt wird, der Weg von der Peripherie in die Metropolen ist für die Einzelnen auch immer der Weg zur höheren Kultur. Daß gerade aus dieser ‚höheren Kultur‘ die Vernichtung der eigenen drohte, das erst läßt alle jüdischen Schicksale der Epoche zusammenmünden.

Anmerkungen:

- 1) Aus der Sicht der Gedächtnisforschung liegt besondere Aufmerksamkeit auf der sozialen Gruppenzugehörigkeit des Erinnernden, wie Jan Assmann in Anschluß an Maurice Halbwachs formuliert: „Was dieses Gedächtnis aber inhaltlich aufnimmt, wie es diese Inhalte organisiert, wie lange es was zu behalten vermag, ist weitestgehend eine Frage nicht innerer Kapazität und Steuerung, sondern äußerer, d. h. gesellschaftlicher und kultureller Rahmenbedingungen.“ (Assmann 19 f.) „Es gibt kein mögliches Gedächtnis außerhalb derjenigen Bezugsrahmen, deren sich die in der Gesellschaft lebenden Menschen bedienen, um ihre Erinnerungen zu fixieren und wiederzufinden.“ (Halbwachs, zit. bei Assmann 34)

- 2) Die Texte werden zitiert als D (Deutsch), G (Granach) und M (Morgenstern) und Seite. Vgl. Literaturverzeichnis.

Behandelte autobiographische Texte:

- Deutsch, Helene: Selbstkonfrontation. Eine Autobiographie. Aus d. Amerikanischen v. Brigitte Stein. Frankfurt/M.: Fischer TB 1994 (= FTB 11813).
- Granach, Alexander: Da geht ein Mensch. Roman eines Lebens. 5. Aufl. München: Piper 1999 (= SP 959).
- Morgenstern, Soma: In einer anderen Zeit. Jugendjahre in Ostgalizien. Hrsg. und Nachwort von Ingolf Schulte. Berlin: Aufbau 1999 (= Aufbau TB 1568).

Zitierte und weiterführende Literatur:

- Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. 2. Aufl. München: Beck 1999.
- Berg, Christa: Kinderleben in der Industriekultur. Der Beitrag der Historischen Sozialisationsforschung. In: Kinderwelten. Hrsg. v. Christa Berg. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991 (= es 1624), S. 15-40.
- Dalinger, Brigitte: „Verloshene Sterne“. Geschichte des jüdischen Theaters in Wien. Wien: Picus 1998.
- Die jüdische Welt von gestern 1860-1938. Text- und Bild-Zeugnisse aus Mitteleuropa. Hrsg. v. Rachel Salamander. Wien: Brandstätter 1990; München: dtv 1998 (= dtv 30700).
- Dohm, Verena: Reise nach Galizien. Grenzlandschaften des alten Europa. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuchverlag 1993.
- Haumann, Heiko: Geschichte der Ostjuden. Aktualisierte u. erweiterte Neuausg. München: dtv 1998 (= dtv 30663).
- Klanska, Maria: Aus dem Shtetl in die Welt 1772-1938. Ostjüdische Autobiographien in deutscher Sprache. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1994 (= Literatur und Leben 45).
- Roazen, Paul: Freuds Liebling Helene Deutsch. Das Leben einer Psychoanalytikerin. Aus d. Amerikanischen v. Gudrun Theusner-Stampa. München, Wien: Vlg. Internationale Psychoanalyse 1989.
- Zweig, Stefan: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. 26. Aufl. Frankfurt/M.: Fischer TB 1996 (= FTB 1152).

- ✉ Herlinde Aichner studierte Germanistik, Judaistik und Geschichte in Wien, arbeitet derzeit an einer Dissertation über Zionismus und Literatur in Österreich im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Siebensterngasse 46/7/92, A-1070 Wien.
E-Mail: a8502124@unet.univie.ac.at

THEMA

Literatur im Unterricht

MARKUS KREUZWIESER

„Nachrichten von Büchern und Menschen“

Eine Anregung, Prager jüdische Autoren zu lesen

Nicht nur Franz Kafka hat von den „Krallen“ des Mütterchens Prag gesprochen,¹ bei Josef Paul Hodin fungiert diese Einschätzung der alten Königsstadt als Titel seiner Autobiographie (Hodin, 1985). Die Kafka-Literatur füllt Bibliotheken, viele andere Prager Dichter, etwa Hodin, sind fast vergessen.

Die folgenden Anmerkungen wollen anregen, eine Literatur (wieder) zu entdecken, die ausgelöscht, verdrängt und (teilweise) zu Unrecht vergessen wurde. Hellmut G. Haasis resümiert das Schicksal vieler deutschsprachiger „Bücher und Menschen“ aus Prag:

Prags deutschsprachiger Beitrag zur Weltliteratur ruht in einem Totenhaus. Beweint wurde er kaum. Wer hätte ihn auch schon vermissen können? Ermordet, bestenfalls geflüchtet war der eine Teil des Publikums: die Juden Prags; verjagt nur wenige Jahre später der andere, die letzten Prager deutscher Sprache. Was die Nazis übriggelassen hatten, würgten die Stalinisten. (Haasis, 1992, S. 349)

Es handelt sich bei vielen dieser „Prager Beiträge“ um Dichtungen, die nicht nur Literaturhistorikern zu überlassen wären, sondern um Texte, die ein neues, auch junges Lesepublikum verdienen. Verfasst wurden sie von Autorinnen und Autoren, deren Biographien gleichermaßen der Geschichtsforschung wie Thriller-Autoren² Stoff liefern könnten.

I. Kakaniens Erbe(n)

Seit der Öffnung der Ostgrenzen und der Diskussion um die EU-Osterweiterung rückt der „östliche“ Teil der Donau-Monarchie verstärkt ins Bild. Karl-Markus Gauß polemisierte schon 1988 gegen jene Form österreichischer „Besinnungspolitik“, die eine „selbstver-

ständliche Inbesitznahme dessen, was einem an Kultur nicht gehört, die Eingemeindung von dem, was einst mit kaltem Bürokratenzorn ausgegrenzt oder in hitzigem Dünkel verstoßen wurde“, darstelle. (Gauß, 1988, S. 8) In der Kulturdiskussion eines gemeinsamen Europa sollten weder Besitzerstolz noch die verklärende Apologie der Habsburger-Monarchie im Zentrum stehen. (ebd., S. 7, 8) Wünschenswert wäre eine historisch-kritische Bestandsaufnahme des kulturellen bzw. literarischen Erbes der verschiedenen Regionen des alten Kaiserreichs. Einen Beitrag dazu hat Jürgen Serke vorgelegt. Sein Band zur vergessenen deutschsprachigen Literatur in Böhmen ist, wenn auch in einzelnen Aspekten manchmal fragwürdig (vgl. Gauß, 1988, S. 119), eine gut lesbare, für den Unterricht höchst brauchbare, informative Literaturgeschichte, die viel Material zugänglich macht und keiner provinziellen Ideologie huldigt. Serke arbeitete mit dem Zsolnay Verlag zusammen, bei dem er in der Reihe Bücher der Böhmisches Dörfer wichtige Texte herausgab, die lange einer breiteren Leserschicht schwer zugänglich waren. Zudem ist einschlägige (Fach)literatur erschienen (und erscheint), die die Situation erfreulich verbessert hat.³

Verkürzend wäre es, nur den gelenkten Wissenschaften der ehemaligen kommunistischen Staaten die Schuld zu geben, dass viele Prager Dichter dem breiten Lesepublikum lange verloren waren. Ein wesentlicher Grund der verspäteten Auseinandersetzung mit dieser Literatur liegt etwa auch in der österreichischen (Kultur-)Politik der unmittelbaren Nachkriegszeit und der 1950er Jahre. Bestimmt wurden diese Jahre nicht nur durch Aufbauwillen und Staatsvertrag, sondern ebenso durch den unbewältigten Nationalsozialismus sowie den verdrängten Austrofaschismus. Das neuerstandene Österreich wollte wenig von seiner unmittelbaren Vergangenheit oder von exilierten Dichtern und Dichterinnen wissen, die dies thematisierten. Viele Exilanten blieben im Ausland, die „Heimat“ bot keine Hilfe und legte wenig Wert auf eine Rückkehr. Gauß macht für dieses Klima nicht zu Unrecht die Kulturpolitik des ehemaligen Ständestaatsfunktionärs Rudolf Henz (zu Henz vgl. K. Müller, 1990, S. 227-232) in hohem Maße mitverantwortlich, der als Leiter des Österreichischen Rundfunks gezielt förderte oder verhinderte – beispielsweise die Ausstrahlung der Osterlegende der böhmischen Dichterin Hermynia zur Mühlen. (Gauß, 1988, S. 11ff., S. 160-173)

Der Zusammenhang der Prager Literatur mit der Katastrophe des Dritten Reichs und ihrer Folgen ist deutlich: Fast alle Autoren und Autorinnen waren jüdischer Herkunft.⁴ Die meisten wurden von den Nationalsozialisten verfolgt, vertrieben oder umgebracht, ihre Werke verbrannt und ausgelöscht. Zwei von vielen Schicksalen seien herausgegriffen.

II. Hans Natonek (1892-1963)

Betrachtet man Leben und Werk von Hans Natonek, treten die politischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts, die die Existenzen von unzähligen Menschen vernichtet haben, exemplarisch vor Augen und machen die Verschlingungen von Privatem und Öffentlichem deutlich. Als Natonek am 20. Jänner 1941 mit dem Flüchtlingsschiff „Manhattan“ in New York ankam, zählte er 48 Jahre. Mit vier Dollar in der Tasche stellte er sich die Frage: „Wie oft kann man ein neues Leben beginnen?“ (Serke, 1987, S. 87)

Das alte Österreich, in das er 1892 als Prager Jude hineingeboren wurde, ging 1918 unter. Der junge Mann ging nach Deutschland, aber die Weimarer Republik hörte 1933 zu existieren auf. Er kehrte 1935 nach Prag zurück, kaufte die tschechische Staatsbürgerschaft,

aber diese bot 1939 keinen Schutz mehr. Paris wurde bis 1940 eine Zwischenstation, dann emigrierte er in die USA, nach Arizona, wo er 1963 vergessen starb. (ebd., S. 88)

In der autobiographischen Prosaskizze »Getto« [!] (abgedruckt in Haasis, 1992, S. 35-39), erschienen in der Textsammlung »Das jüdische Prag« (1917), in der auch Franz Kafka »Ein Traum« (Kafka, 1976, S. 137-139) veröffentlichte, beschreibt Natonek einen Spaziergang durch das alte Ghetto, den er als Junge mit seinem Vater unternahm. Das Kind zeigt sich von der fremden Welt tief berührt. Es kommt zu einem Gespräch über jüdische Frömmigkeit, in dem der Sohn gegenüber dem assimilierten Vater, der stolz auf seinen gesellschaftlichen Aufstieg und sein Freidenkertum ist,⁵ den Verlust der jüdischen Tradition und religiösen Identität unter Tränen beklagt.

Hans Natonek ging nicht ins Ghetto zurück, wie der Junge in der Erzählung vorschlägt, sondern absolvierte sein Studium in Wien und Berlin. Er wurde Journalist in Halle, wo er seine erste Frau Gertrud kennenlernte, dann arbeitete er in Leipzig. Als Journalist, Schriftsteller und wacher Beobachter der politischen Situation durchschaute er analysierend die Katastrophen seiner Zeit. Er kommentierte die Ermordung Kurt Eisners, sah die Herrschaft des „Stahlhelms“, untersuchte die Wirkung des Hitler-Ludendorff-Prozesses und prangerte den Opportunismus und die Orientierungslosigkeit des Großteils der bürgerlichen Intelligenz in der Weimarer Republik an.⁶ Ende der 1920er Jahre konnte Natonek auf ein umfangreiches publizistisches und literarisches Werk zurückblicken, das alle Gattungen (Feuilleton, Kritik, Rezensionen, Essay, Satire, Drama, Lyrik, Roman) umfasste.

Natoneks Chef und Freund, Richard Lehmann, Chefredakteur der Neuen Leipziger Zeitung, ließ ihn nach dem 30. Jänner 1933 über Nacht fallen und „säuberte“ die Redaktion ohne die geringsten Skrupel. Für den Juden Natonek konnte im „erwachten“ Deutschland kein Platz sein, zumal er 1920 in der Weltbühne geschrieben hatte:

Wir brauchen eine neue Generation, in der der letzte Respekt vor der Waffe und ihrem Heroismus erloschen ist. Wir brauchen einen neuen Heroismus: den Mut, Überzeugungen zu vertreten, die – vorerst noch – Mißbilligung, ja Hohn der meisten auf sich laden. Wir brauchen die Militarisierung der Vernunft und die Entwaffnung des Militärs.⁷

Natoneks literarische Arbeit der Weimarer Jahre zeigt beispielhaft die Möglichkeit von Literatur, komplexe historische Prozesse für die „Nachgeborenen“ transparenter zu machen. Die fatale Rolle vieler Intellektueller und der Presse in der Weimarer Republik ist ein zentrales Thema des Autors. Im Zeitungs-Milieu, das er bestens kennt, spürt Natonek der Verflechtung von Autobiographischem und Politischem nach. »Kinder einer Stadt« (1932)⁸ etwa ist ein Epochen- und Zeitroman, der zu zeigen versucht, dass mit dem Ersten Weltkrieg eine Welt und ihre Werte untergingen. Die Korruptierbarkeit von Journalisten, Idealen, Weltanschauungen, der dumm-aggressive Chauvinismus, der den Nationalsozialisten in die Hände arbeitet, sind wesentliche Themen. Der Roman erzählt die Geschichte von vier Prager Jugendfreunden, die Journalisten werden. Um den zum (liberalen) Großbürger gewordenen Jugendfreund Epp zu vernichten, nimmt der im Prag der Jugendtage verschmähte „Judenjunge“ Dowidal bei jenen rechten Kreisen Zuflucht, die ihn zuletzt vernichten werden. Das Buch wurde am 10. Mai 1933 verbrannt, Natonek zog es zudem

zurück, da Richard Katz (1888–1968), ein Reiseschriftsteller, sich in der Figur des Dowidal zu erkennen glaubte und der Mächtigere bei Ullstein war. Joseph Roth war von diesem noch heute lesenswerten Roman begeistert, obgleich er Einwände gegen essayistisch-kommentierende Passagen des Buches hatte.⁹ Natonek formuliert in Tucson rückblickend:

In einer frei erfundenen Romanhandlung schilderte ich einen dunklen Charakter, einen unerbittlichen Rächer seiner Erniedrigung. Ich kehrte sein Innerstes nach außen und mischte tatsächliche mit imaginären Zügen. Die Wirkung war ebenso verblüffend wie verheerend. Der Mann schrie auf, identifizierte sich mit der Figur und schwor, daß er nicht eher ruhen werde, bis das Buch und sein Verfasser vernichtet seien. Es war, als trete das Bild aus seinem Rahmen und als ob die Reaktion der Wirklichkeit die Richtigkeit meiner Geschichte beweise... Es war ein erschreckender, gespenstischer Vorgang. Ich hatte einen Höllenprinzen dargestellt, und das Original, anstatt zu lächeln: „Das bin ich nicht“, reklamierte sogar die erfundenen Züge für sich. Ich begann mich vor meinem eigenen Geschöpf zu fürchten... Mein Buch war nicht als „Mausefalle“ geplant, wie Hamlets kleines allegorisches Theaterspiel, in dem sich das Gewissen des Oheim-Mörders fängt. Um so bestürzender [!] war ich über die unbeabsichtigte Wirkung. (zit. nach Serke, 1987, S. 108f.)

Natonek verarbeitete seine Situation im Nationalsozialismus und seine persönlichen Krisen vor allem in dem erst 1982 aus dem Nachlass publizierten Roman »Die Straße des Verrats«.

Hauptfigur ist der jüdische Journalist Peter Nyman, dessen Ehe in dem Augenblick zerbricht, als seine berufliche Existenz durch die Nationalsozialisten zerstört wird. Gleichzeitig thematisiert Natonek das Versagen der freien Presse und die Kapitulation der Demokratie vor Hitler aufgrund der Unentschlossenheit, – „aus lauter Nicht-Entscheidungen besteht das Leben“ – seiner Romanfiguren.¹⁰

Erica Wassermann, die Ruth des Buches, Natoneks zweite Frau, war die Tochter eines jüdischen Hamburger Anwaltes. Sie kam durch ihre Eltern, die mit Hermann Ullstein befreundet waren, zur Neuen Leipziger Zeitung, wo sie Natonek kennenlernte. »Die Straße des Verrats« erzähle, so meint Erica Wassermann, wirklichkeitsgetreu, was geschehen sei. 1932 begann eine Affäre zwischen den beiden, die durch das politisch erzwungene Zusammenrücken der Juden beschleunigt wurde. (Serke, 1987, S. 110f.) Die Verbindung von Privatem und Politischem wird im Roman programmatisch formuliert: „Im Kleinen geschieht, was im Großen geschieht, und alles hängt zusammen. Der allgemeine Irrsinn ringsum hatte sein exakt mikroskopisches Abbild in dem privaten Geschehen.“ (Natonek, 1982, S. 254) Das Exposé betont den autobiographischen Gehalt des Buches:

Peter Nyman, ein bürgerlicher Individualist[,] wird, wie so viele andere[,] durch den Hitler-Umsturz aus seiner Lebensbahn geworfen. Er verliert alles: seine Frau, seine Kinder, Freiheit und geistige Heimat (Deutschland), seine Stellung und beinahe auch sein Gewissen. Es ist der Zusammenbruch aller Lebenswerte, der sich hier in einem persönlichen Schicksal spiegelt. [...] Auf diesem Weg wird Abrechnung gehalten mit den Versäumnissen des vorhiterischen Deutschland, es wird gezeigt, wie die Charaktere schmachvoll versagen

(Zeitungsmilieu), es wird nicht nur mit dem Gegner und dem verräterischen Freund, sondern auch mit dem eigenen Ich abgerechnet. (Natonek, 1982, S. 368, Nachwort)

Im Roman wie im Leben bricht die doppelte Katastrophe ein. Natoneks erste Ehe war lange gescheitert. Die Hass-Sprache der Nazis verfolgte ihn (und den Romanhelden) auch im intimen Bereich, wenn Margret, Peters Frau im Roman, zu einem Pastor über ihren Mann, den sie nicht freigibt, hasserfüllt formuliert: „Er lebt vom Verrat. Er ist ein Jude, ein Zersetzer, ein Zerstörer, ein Judas, wie er im Buche steht!“ – Das Buch war ‚Mein Kampf‘, das sie mit einer Inbrunst las wie ein Frommer die Evangelien.“ (ebd., S. 248) Für Natoneks Frau Gertrud, so bestätigt Erica Wassermann, waren sie eben „die Juden“.¹¹ Erica Schmidt-Wassermann hat Hans Natonek das Leben gerettet, da er Vogel-Strauß-Politik betrieb und in Deutschland geblieben wäre. Nach vielen Schwierigkeiten erfolgte die Scheidung und dann die neue Eheschließung. Zunächst lebte das Paar bei Ericas Eltern, Natonek recherchierte zum Chamisso-Roman »Der Schlemihl« (1936),¹² dann wurde ihm vom Regime die Staatsbürgerschaft aberkannt. Ein Zugführer, mit dem Hausmädchen der Familie Wassermann bekannt, versteckte ihn in einer Lokomotive, und so gelangte der Staatenlose im Mai 1935 ohne Papiere nach Prag. Die ökonomische Situation dort war trist, die Exilblätter zahlten wenig. Ludwig Winder und Max Brod versuchten zu helfen, aber Natonek isolierte sich immer mehr. Mit einer Geldzuwendung eines Onkels kaufte er die tschechische Staatsbürgerschaft. Nun wollte Natonek seine Kinder und seine Exfrau, die ebenfalls staatenlos wurde und so keinen Anspruch auf Unterstützung hatte, nach Prag holen. In dieser vielfach komplizierten Situation zerbrach die Ehe mit Erica, das Ehepaar ließ sich noch in Prag scheiden. Erica ging zu ihrer Schwester nach London, Natonek floh nach der Zerschlagung der Tschechoslowakei nach Paris. Dort vertiefte er seine Freundschaft mit Joseph Roth und verkehrte im Kreis der Individualisten und politisch Lagerlosen. Er konzipierte einen Blaubart-Roman, der eine Verquickung seiner Lebensgeschichte mit dem Blaubart-Mythos, eine Auseinandersetzung mit seinen gescheiterten Liebesbeziehungen ist. Serke hat das Werk, an dem der Autor in den USA noch intensiv gearbeitet hat, aus dem amerikanischen Nachlass wieder zugänglich gemacht. (Natonek, 1988)

Nachdem Paris von deutschen Truppen besetzt worden war und Internierungslager für Deutsche eingerichtet worden waren, berieten Natonek, Ernst Weiß, Walter Mehring und Hertha Pauli ihre weitere Flucht nach Spanien. Natonek telegraphierte an Thomas Mann und bat um Hilfe. Er ging nach Lourdes, wo auch Franz Werfel festsaß. Dann gelangte er nach Toulouse, wo er Walter Mehring und Hertha Pauli wiedertraf. In Marseille erfuhr Natonek, dass das Telegramm an Thomas Mann gewirkt hatte und sein Name an erster Stelle der Rettungsliste stand. Der amerikanische Liberale Varian Fry (1907-1967), der Gestapo und Vichy-Schergen immer wieder überlistete, half bei der Flucht nach Spanien und Lissabon, wo Natonek am 2. 1. 1941 seine Ausreisepapiere erhielt.

In Amerika konnte er vom Schreiben nicht leben. So arbeitete er als Leichenwäscher, belegte einen Mechanikerkurs und unterrichtete Deutsch, Französisch und Geschichte. Schließlich landete er in der Wüste, in Tucson, Arizona, wo er Tausende Seiten in Englisch schrieb.¹³ „Exil ist keine Lösung, die Sprache wandert nicht aus“, schrieb er 1961 an seinen Sohn¹⁴ nach Deutschland. (Serke, 1987, S. 92) Vor Kriegsende notierte Natonek, an Thomas Mann erinnernd,¹⁵ so hellsichtig wie resignativ:

Wenn die Deutschen verlieren, werden sie sich tot und eventuell kommunistisch stellen; sie werden ihre Unschuld beteuern und sagen, daß sie von Hitler verführt waren, hilflos in seiner Gewalt, und sie werden sich von Amerika ernähren lassen. Das Risiko der Deutschen ist auf jeden Fall gering, darum werden sie bis zuletzt ihre Chance nehmen. Man kann das Problemkind der Geschichte nicht anders behandeln als: erst schlagen, dann reden. (zit. nach Serke, 1987, S. 122f.)

1963 starb er als vergessener Autor, der die menschlichen und politischen Katastrophen dieses Jahrhunderts wie kaum einer verkörpert. Ein Leben voller Zweifel, ein Leben zwischen den Stühlen, ein Leben auf der Flucht, gehetzt, gejagt, verunsichert, verzweifelt – eine Figur wie aus Kafkas Texten. Kafkaesk auch die Situation seines schriftstellerischen Nachlasses: Die Gestapo beschlagnahmte in Paris mehrere Koffer mit Manuskripten und schaffte sie nach Berlin. 1945 wurden die Dokumente und Manuskripte von den Sowjets sichergestellt und nach Moskau gebracht. 1957 wurde das Material in die DDR überstellt. Das Innenministerium verwaltete die Schriften, der Autor, dessen Adresse in der DDR bekannt war, erhielt sein Eigentum nie zurück.

Niemand hat ihn nach 1945 in der Wüste von Arizona aufgesucht. John M. Spalek (Universität Albany) rettete den amerikanischen Nachlass, den seine dritte Frau Anne nach Natoneks Tod in der Garage aufbewahrte; Natonek verstand das Material lediglich als „persönliche Dokumente“. Ein Drittel der Manuskripte war von Kakerlaken zerfressen.

III. Leo Perutz (1882-1957)

Leo Perutz ist ein Prager Autor, der sich seit Mitte der 1980er Jahre einer gewissen Renaissance erfreut. (Vgl. H.-H. Müller, 1989) Zu dieser trugen nicht zuletzt die verlegerische Situation und neuere Verfilmungen bei.¹⁶ Die Biographie dieses verschlossenen, hochmütigen, konservativen und widersprüchlichen Menschen, der seit seiner Kindheit vom Thema Angst besessen war, ist ebenfalls leicht zugänglich. (H.-H. Müller, 1992)

Von Prag ging der junge Perutz nach Wien, wo er als Versicherungsmathematiker arbeitete. Er unterhielt im Café Herrenhof eine „Logenrunde“ (Dubrovic, 1985, S. 117ff.) und schrieb äußerst erfolgreiche Romane, die in wichtigen deutschen Zeitungen in Fortsetzungen abgedruckt wurden. Kurt Tucholsky umriss seine Lektüreerfahrungen mit „Liebe zum Schmöker“,¹⁷ Siegfried Kracauer lernte beim Lesen von »Der Meister des Jüngsten Tages« (1923) das Gruseln,¹⁸ Walter Benjamin empfahl diesen Roman wärmstens als spannenden Krimi,¹⁹ ein Buch übrigens, das Louis Jorge Borges in seine Sammlung der weltbesten Kriminalromane aufnehmen sollte. »Wohin rollst du, Äpfelchen« (1928) war eine Sensation, ebenso wie »Die Dritte Kugel« (1915), »Zwischen Neun und Neun« (1918), »Der Marquis de Bolivar« (1920), »St. Petri-Schnee« (1933) oder »Der schwedische Reiter« (1936).

1938 erfolgte der „Anschluss“ Österreichs an Hitler-Deutschland. Leo Perutz dachte schon bei Hitlers Machtübernahme in Deutschland an Emigration, die jetzt zwingend notwendig wurde. Im Mai 1938 rollte eine Verhaftungswelle von Juden in Wien an, viele Freunde von Perutz wurden nach Dachau verschleppt, er selber blieb verschont. Parteigenosse Bruno Brehm erschien nach dem „Anschluss“ in Perutz' Wohnung, Porzel-

langasse 36, und bot Hilfe an. In Perutz' Tagebuch vom 24. Juni 1938 heißt es: „Vormittag Brehm. Er hat mich die ganze Zeit, sagt er, zusammen mit Weinheber beschützt. Es wäre möglich. [...]“ (Zit. nach H.-H. Müller, 1989, S. 244) Es ist jener Brehm, der in seinem Festvortrag beim Deutschen Dichtertreffen 1941 in Weimar formulierte: „Jetzt, da die größte Gefahr für Europa gebannt ist, könnte Frieden sein, säßen nicht in London und New York, verantwortungslos, volklos, bodenlos die jüdischen Hetzer.“²⁰

Perutz gelang die Flucht nach Palästina, wo er aber nie heimisch wurde. Nach dem Krieg blieb er in Israel, kehrte aber immer wieder nach Wien und ins Salzkammergut zurück. 1957 starb er bei einem dieser Aufenthalte in Bad Ischl. Hilde Spiel berichtet vom Begräbnis am örtlichen Friedhof und bescheinigt Bruno Brehm, „diese[m] völkischen Schriftsteller [...] echte Ergriffenheit“ am offenen Grab des Dichters. (Spiel, 1990, S. 206) In einem Brief des Jahres 1947 aus Tel Aviv an Otto Schmöle schreibt Perutz über Brehm:

Auch um meinen alten Freund Dr. Bruno Brehm tut es mir leid, [...]. Ich würde, wenn er vor Gericht stünde, gerne für ihn zeugen, wie auch für Mirko Jelusich. Sie waren beide Nazis, aber trotzdem Gentlemen, beide haben mir in der Hitlerzeit zu helfen versucht, beiden stand alte Freundschaft höher als Politik. Ich wollte, ich könnte ihnen heute helfen. (Brief v. 27. 7. 1947, zit. nach H.-H. Müller, 1989, S. 333)

Im gleichen Brief heißt es:

Ich denke derzeit nicht an die Veröffentlichung dieser Romane [im Exil verfasste Texte, Meisl's Gut (= Nachts unter der steinernen Brücke, 1953 ersch.), Der Judas des Leonardo, M. K.]. Ich will warten, bis es in Deutschland wieder ein geistiges Leben gibt [...] Vielleicht kommt inzwischen die österreichische Öffentlichkeit durch irgendeinen Zufall darauf, daß ihr im Jahr 38 einige ihrer repräsentativen Schriftsteller auf einmalige Art abhanden gekommen sind, Schriftsteller, die nicht nur in Österreich, sondern auch für Österreich wirkten. Es scheint aber so, daß die österreichische Öffentlichkeit sich mit dieser Einbuße sehr gerne, geradezu begeistert abgefunden hat. Was an schriftstellerischen Talenten im Lande verblieben ist, scheint den Ansprüchen zu genügen, man ist jetzt ganz unter sich, ist die „Zugereisten“ los, – und von Werfel bis K. Kraus war ja alles „zugereist“ – und fühlt sich sehr wohl dabei. Nur so kann ich es mir erklären, daß ich weder im Radio noch in den Wiener Zeitungen jemals ein Wort der Klage darüber fand, daß österreichische Dichter wie Werfel, Zweig, Salten, Beer-Hofmann und Roda-Roda in der Fremde sterben mußten, und keine Stimme hat sich erhoben, um etwa den alten armen Auernheimer, der 3 Monate in Dachau verbracht hat, zur Rückkehr aufzufordern. (ebd., S. 334)

Perutz erwähnt im selben Brief, in dem er dem Nationalsozialisten Bruno Brehm Sympathie und Freundschaft bekundet, seinen tief von jüdischer Thematik durchtränkten Roman »Nachts unter der steinernen Brücke«, den er schon im Jahre 1924 begonnen hat. 1943, im Exil, nimmt er die Arbeit in einer Situation, in der er mit niemandem über „Arbeitsprobleme und Ideen ein Wort sprechen kann“ (zit. nach H.-H. Müller, 1988, S. 273), wieder auf. Er beendet den Text erst 1951 und berichtet, dass das Buch „so geworden sei, wie [er] es [...] immer erhofft habe. [...] Ich glaube, das Buch ist mir wirklich gelungen,

schade nur, daß ich es nicht vor zwanzig Jahren geschrieben habe. Kisch und Werfel hätten es gewürdigt, aber wo sind die beiden.“ (zit. nach H.-H. Müller, 1988, S. 274) Auch Perutz' Verleger Paul Zsolnay meint in einem skeptischen Brief an den Autor, dass er nicht glaube, das Buch „mit Erfolg bei der gegenwärtigen Einstellung der Leser in Deutschland und Österreich herausbringen zu können.“ (ebd.) Ein emigrierter jüdischer Verleger teilt einem emigrierten jüdischen Autor mit, „sein Roman könne wegen des jüdischen Stoffes nicht erscheinen.“ (ebd.) Schließlich erschien der Roman, von der Kritik hoch gepriesen, jedoch zunächst ohne Erfolg beim Publikum, 1953 in der Frankfurter Verlagsanstalt.

Perutz führt in diesem artifiziell komponierten Text ins Prag um 1600 und verknüpft in der Handlung (Zeitraum 1571-1621) die Welt von Rudolf II. mit der des jüdischen Ghettos, die Figur des Monarchen mit der des Finanziers des Kaisers, Mordechai Meisl, mit seiner schönen Frau Esther und mit dem hohen Rabbi Loew. Der Roman-Text besteht aus 14 Novellen, deren Zusammenschluss zum Roman erst aus der Retrospektive klar wird. Perutz führt gegenüber Zsolnay aus:

Die einzelnen Kapitel sehen aus und lesen sich wie selbständige Erzählungen, und es dauert einige Zeit, ehe man draufkommt, daß man Kapitel einer eigentlich ziemlich straffen Romanhandlung vor sich hat, die aber nicht chronologisch erzählt wird. (Brief v. 15. März 1951, zit. nach H.-H. Müller, 1988, S. 277)

Auch das Erzählen und die Erzählsituation werden kunstvoll thematisiert, die zweite, vierte, achte und neunte Novelle imaginieren, dass es sich bei den Novellen um mündliche Erzählungen handle, die dem Erzähler von seinem Nachhilfelehrer, dem Studenten Jakob Meisl, einem Nachkommen Mordechai Meisl, mitgeteilt wurden. Der Zeitraum der Mitteilung wäre damit mit der Assanierung des Prager Judenviertels (1897-1902, Schleifung der alten Judenstadt) anzusetzen, die Niederschrift erfolgt, wie der Erzähler im Epilog (Perutz, 1988, S. 261ff.) ausführt, nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, nachdem also die Auslöschung der Prager jüdischen Kultur und Tradition Wirklichkeit geworden war. (H.-H. Müller, 1988, S. 278)

Ein wesentlicher Kern der vielverzweigten und spannenden Romanhandlung ist die Liebe zwischen Rudolf II. und Esther, der Frau des reichen Mordechai Meisl, der dem Kaiser aus seinen ständigen Geldnöten hilft. Diese Beziehung, eine magisch-phantastische Traumliebe, ermöglicht der hohe Rabbi Loew. Der Kaiser drohte ihm, sollte er bei ihm keine Hilfe und bei Esther, die er bei einem Ritt durch die Judenstadt erblickt hatte, „keine Liebe finden“, dann werde er „die Juden allesamt als ein ungetreues Volk“ aus seinem Reich vertreiben. Hierauf pflanzte der Rabbi „am Ufer der Moldau unter der steinernen Brücke [...] einen Rosenstrauch und einen Rosmarin.“ Über beide Pflanzen spricht er „Worte des Zaubers“, beide verranken sich und „jede Nacht flog die Seele des Kaisers in die rote Rose und die Seele der Jüdin in die Blüte des Rosmarins. Und Nacht für Nacht träumte der Kaiser, er halte seine Geliebte, die schöne Jüdin umschlungen, und Nacht für Nacht träumte Esther, die Frau des Mordechai Meisl, sie läge in den Armen des Kaisers.“ (Perutz, 1988, S. 258, 259) Diese Erklärung wird in der letzten Novelle des Romans, »Der Engel Asael« geboten, während im ersten Text, »Die Pest in der Judenstadt«, das Ende dieser mythisch-magischen Beziehung beschrieben wird, denn die Pest wütet als

Strafe Gottes für den phantastischen Ehebruch. Der hohe Rabbi „grub den Rosmarin aus“ und warf ihn in den Fluss. „In dieser Nacht erlosch die Pest in den Gassen der Judenstadt. In dieser Nacht starb in ihrem Haus auf dem Dreibrunnenplatz die schöne Esther, die Frau des Juden Meisl. In dieser Nacht fuhr auf seiner Burg zu Prag der Kaiser des Römischen Reiches, Rudolf II., mit einem Schrei aus seinem Traum.“ (Perutz, 1988, S. 22, 23)

Nicht zu Unrecht meint Hans-Harald Müller, dass, wenngleich der Roman erst aus der Verknüpfung der einzelnen Novellen hervorgeht, „jede dieser Novellen als ein selbständiges Kunstwerk bestehen“ kann. (H.-H. Müller, 1988, S. 281) Die Texte weisen typische gattungsspezifische Kennzeichen und eine ausgeprägte Novellenpoetik auf (überschaubares Figurenensemble, geschlossener Ort, spannende Handlung, „unerhörte Begebenheit“, Leitmotive, Magisch-Phantastisches, Märchennovelle, Chroniknovelle, historische Novelle).

So können sie (auch) einzeln gelesen und gedeutet werden, was all jenen Lehrerinnen und Lehrern entgegenkommt, deren Zeitplan die Lektüre des ganzen Romans nicht zulässt, die auf der Suche nach anderem Lesestoff zur „Novelle“ sind oder die der Anregung, vergessene Prager Dichter auch Jugendlichen näher zu bringen, folgen möchten.

Literarische Texte:

- Haasis, Hellmut G. (Hg.): Die unheimliche Stadt. Ein Prag-Lesebuch. München: Piper 1992 (= SP 1377).
Hodin, Joseph Paul: Dieses Mütterchen hat Krallen. Die Geschichte einer Prager Jugend. Hamburg: Christians, 1985.
Natonek, Hans: Blaubarts letzte Liebe. Wien: Zsolnay, 1988.
Natonek, Hans: Der Schlemihl. Ein Roman vom Leben des Adelbert von Chamisso. Amsterdam: Alecta de Lange, 1936.
Natonek, Hans: Die Straße des Verrats. Publizistik, Briefe und ein Roman. Hrsg. und Nachwort v. Wolfgang U. Schütte. Berlin: Buchverlag Der Morgen, 1982.
Natonek, Hans: Kinder einer Stadt. Wien: Zsolnay, 1987.
Perutz, Leo: Nachts unter der steinernen Brücke. Ein Roman aus dem alten Prag. Hrsg. u. m. e. Nachwort v. Hans-Harald Müller. Wien / Darmstadt: Zsolnay, 1988.

Weitere verwendete Literatur:

- Binder, Hartmut (Hrsg.): Prager Profile. Vergessene Autoren im Schatten Kafkas. Berlin: Mann, 1991.
Born, Jürgen (Hrsg.): Deutschsprachige Literatur aus Prag und den böhmischen Ländern 1900-1925. Chronologische Übersicht und Bibliographie. München: Bauer, 1991.
Brandl, Bruno (Hrsg.): Liebe zu Böhmen. Ein Land im Spiegel deutschsprachiger Dichtung. Berlin: Verlag der Nationen, 1990.
Bruegel, Friedrich: Verschwörer. Wien: Zsolnay, 1988.
Demetz, Peter (Hrsg.): Alt-Prager Geschichten. Frankfurt a. M.: Insel, 1982 (= it 613).
Dubrovic, Milan: Veruntreute Geschichte. Die Wiener Salons und Literatencafés. Wien: Zsolnay, 1985.
Galková, Ivana und Armin A. Wallas: Hans Natonek. In: Literatur und Kritik 30 (1995), H. 299/300, S. 103-108.
Gauß, Karl-Markus: Die Vernichtung Mitteleuropas. Klagenfurt, Salzburg: Wieser Verlag, 1991.

- Gauß, Karl-Markus: Tinte ist bitter. Literarische Porträts aus Barbaropa. Klagenfurt: Wieser Verlag, 1988.
- Kafka, Franz: Briefe an Oskar Pollak. 1902-1924. Hrsg. v. Max Brod. Frankfurt a. M.: Fischer, 1983 (= FT 1575).
- Kafka, Franz: Gesammelte Werke. Hrsg. v. Max Brod. Frankfurt a. M.: Fischer, 1976 (= FTA in 7 Bänden). Bd. 4., S. 137-139.
- Mann, Thomas: Briefwechsel mit Agnes E. Meyer. 1937-1955. Hg. v. H. R. Vaquet. Frankfurt a. M.: Fischer, 1992.
- Müller, Hans-Harald: Nachwort zu „Nachts unter der steinernen Brücke“. In: Leo Perutz: Nachts unter der steinernen Brücke. Ein Roman aus dem alten Prag. Hrsg. u. m. e. Nachwort v. Hans-Harald Müller. Wien / Darmstadt: Zsolnay, 1988, S. 271-296.
- Müller, Hans-Harald (Hrsg.): Leo Perutz 1882-1957. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek, Frankfurt a.M. Wien: Zsolnay, 1989.
- Müller, Hans-Harald: Leo Perutz. München: Beck, 1992 (= BsR Autorenbücher 625).
- Müller, Karl: Zäsuren ohne Folgen. Das lange Leben der literarischen Antimoderne Österreichs seit den 30er Jahren. Salzburg: Otto Müller, 1990.
- Serke, Jürgen: Böhmisches Dörfer. Wanderungen durch eine verlassene literarische Landschaft. Wien: Zsolnay, 1987.
- Spiel, Hilde: Welche Welt ist meine Welt? Erinnerungen 1946-1989. München: List, 1990.
- Sudhoff, Dieter / Michael M. Schardt (Hrsg.): Prager deutsche Erzähler. Stuttgart: Reclam, 1992.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. Franz Kafka: Briefe an Oskar Pollak. 1902-1924. Hg. v. Max Brod. Frankfurt a. M.: Fischer, 1983 (= FT 1575). „Prag läßt nicht los. Uns beide nicht. Diese Mütterchen hat Krallen. Da muß man sich fügen oder – [...]“ (Poststempel 20.12.1902) Vgl. Kafka 1983, S. 14.
- 2) Friedrich Bruegel hat 1951 einen autobiographischen Roman zur Zerstörung der tschechoslowakischen Demokratie vorgelegt, der die Qualität eines literarischen Polit-Thrillers hat. Bruegel 1988.
- 3) Vgl. Gauß 1988, Gauß 1991, Binder 1991, Born 1991, Haasis 1992, Demetz 1982, Sudhoff / Schardt 1992, Brandl 1990.
- 4) Von den 35 Autoren, die in Haasis Anthologie vertreten sind, finden sich nur sieben nichtjüdischer Herkunft.
- 5) Natoneks Vater war Direktor des Triester Lloyd in Prag.
- 6) Vgl. Natonek 1982, S. 6-72 (Publizistik von 1914-1933)
- 7) Hans Natonek: Anschauungsunterricht an der Waffe. In: Die Weltbühne 27 (1920). In: Natonek 1982, S. 36.
- 8) Natonek 1987.
- 9) „Ich bin auch ein Klugscheißer. Aber ich verberge es [...]. Im Roman hat nichts Abstraktes vorzukommen. überlassen Sie das Thomas Mann! Sie haben selbst zu viel konkrete Anschauungsfähigkeit [...]“ Brief Roths vom 14. 10. 1932. Zit. nach Natonek 1982, S. 333.
- 10) „Natoneks Stärke liegt in der Unmittelbarkeit der Widerspiegelung politischer Reaktionen und Haltungen im deutschen Bürger- und Kleinbürgertum der frühen dreißiger Jahre. Das Buch will als Zeitdokument gelesen und verstanden werden.“ Natonek 1982, S. 371 (Nachwort).
- 11) Vgl. Serke 1987, S. 110f. In einem Brief vom 14. 5. 1937 an Natoneks neuen Schwiegervater schreibt Gertrud: „[...] Die Schmierereien Ihrer Tochter und die meines geschiedenen Mannes ha-

- ben starken Anklang bei den deutschen sowohl auch tschechischen Behörden gefunden [...] Und wer da glaubt, nach jüdischer Art ‚mauscheln‘ zu können, der irrt sich gewaltig. Da gibt es zukünftig eins auf die Fingerchen! Heil Hitler!“ (Schreibung im Original) Zit. nach Natonek 1982, S. 360.
- 12) Hans Natonek: Der Schlemihl. Ein Roman vom Leben des Adelbert von Chamisso. Amsterdam: Allert de Lange 1936. Es ist lange Zeit sein einziges Buch, das nach dem Zweiten Weltkrieg nachgedruckt wurde: 1957 im Berendt-Verlag, dann im Bertelsmann Lesering unter dem Titel: Der Mann ohne Schatten. Im gleichen Jahr unternahm Natonek seine einzige Europareise, niemand nahm Notiz von ihm.
 - 13) In Search of Myself (1943), Destination Unknown, The Posthumous of François Maimon, Yesterday is Tomorrow. 1945 verfaßte er Fräulein Thea, einen Roman über eine verführerische Frau, die in die USA geht und sich als ehemalige KZ-Aufseherin entpuppt. Das Buch findet keinen Verleger.
 - 14) Auch das Schicksal von Wolfgang Natonek ist Spiegel dieses Jahrhunderts: Er wurde zur Wehrmacht eingezogen, dann wieder ausgestoßen. Er arbeitete bei BMW in Leipzig, wo er mit seinem Chef vier Russen versteckte, die gegen Kriegsende von der SS abgeholt werden sollten. 1945 ist er 26 und Mitglied der Liberaldemokratischen Partei. Er wird Liberaler Studentenführer der Universität Leipzig. Er ist unbestechlich, obwohl ihm der damalige FDJ-Chef Erich Honecker dringend anrät, in die SED überzutreten. 1948 wird Wolfgang Natonek von russischen Offizieren verhaftet und im Haus der ehemaligen 48. SS-Standarte Leipzig inhaftiert. Monatelang vegetiert er in einem Keller, bis er in einem geheimen Militärprozess wegen Deckung von Wirtschaftsspionage zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt wird. Entlassen wird er 1956. In Leipzig bittet ihn Hans Mayer, umzudenken, zu vergessen und zu bleiben. Der Staatenlose soll die Angelegenheit in Berlin regeln, fährt aber in den Westen weiter, nach 21 Jahren wird er bundesdeutscher Staatsbürger. Vgl. Serke 1987, S. 128f.
 - 15) Thomas Mann war 1945 der Überzeugung, dass die Deutschen alles, was ihnen zustieß, als „ungeheuerliches Unrecht“ sehen. „Größte Wehleidigkeit geht bei ihnen mit Grausamkeit Hand in Hand.“ Mann 1992, S. 612.
 - 16) Das Werk erscheint bei Zsolnay und Knauer, auch rororo- und Fischer Taschenbücher sind im Handel. Neuere Verfilmungen sind: Der Meister des Jüngsten Tages (Michael Kehlmann) und St. Petri Schnee (Peter Patzak).
 - 17) Peter Panter [d. i. Kurt Tucholsky]: Die Geburt des Antichrist. In: Die Weltbühne 18. Berlin 1922. Zit. nach H.-H. Müller 1989, S. 120.
 - 18) Siegfried Kracauer: Der Meister des jüngsten Tages. In: Frankfurter Zeitung 68 (1923). Zit. nach H.-H. Müller 1989, S. 120.
 - 19) Walter Benjamin: Kriminalromane auf Reisen. In: Frankfurter Zeitung Literaturblatt 63 (1930). Vgl. H.-H. Müller, 1989, S. 127f. Perutz reagierte auf diese Rezension in einem Brief an die Frankfurter Zeitung ablehnend: „Ich habe niemals einen Kriminalroman geschrieben, [...]“. Ebd., S. 129.
 - 20) Festvortrag von Bruno Brehm beim Deutschen Dichtertreffen in Weimar 1941. In: Neue Literatur 43 (1942).
- ✉ Markus Kreuzwieser, Mittelschul-Professor für Deutsch und Geschichte an der Höheren Internatsschule des Bundes Schloß Traunsee in Gmunden/O.Ö., Lektor an der Universität Salzburg, Georgstraße 12/27, A-4810 Gmunden.
E-Mail: m.kreuzwieser@mail.asn-linz.ac.at

VERONIKA BERNARD

Literatur des Überlebens

Deutschsprachige Texte jüdischer Autorinnen und Autoren nach 1945 im Unterricht

I. Jüdische Autorinnen und Autoren nach 1945 und ihre Texte¹

Das aktuelle »ide«-Heft widmet sich in seinem allgemeinen Teil vorzüglich jüdischen Autorinnen und Autoren österreichischer Provinienz. Der vorliegende Beitrag dagegen baut auf der Kenntnis von Texten auf, die überwiegend von nicht-österreichischen Autorinnen und Autoren stammen. Es erweist sich somit als unumgänglich, den didaktischen Überlegungen einen entsprechenden Abschnitt zu Personen und Werken vorzuschalten. Die dabei gewählte Reihenfolge ist nicht beliebig, sie folgt einem am Schwierigkeitsgrad – d. h. an dem Ausmaß des für ein angemessenes Verständnis nötigen kulturellen Vorwissens – der publizierten Texte orientierten aufbauenden Prinzip.

Als erste Autorin von Interesse gilt es demnach ANGELIKA SCHROBSDORFF vorzustellen. Die heute in Jerusalem lebende Verfasserin von Romanen und längeren Erzählungen wurde 1927 als Tochter eines deutsch-stämmigen Vaters und einer jüdischen Mutter in Freiburg im Breisgau geboren. Vor dem Zugriff der Nationalsozialisten mit ihrer Mutter aus Berlin nach Bulgarien geflohen, verbrachte sie dort die zentralen Jahre ihrer Kindheit und Jugend. Später lebte sie in Frankreich, kehrte nach Ende des Zweiten Weltkrieges zeitweise nach Deutschland zurück, bevor sie vor einigen Jahren nach Jerusalem übersiedelte – in ein Haus, das exakt auf der Demarkationslinie zwischen dem palästinensischen Ostteil und dem jüdischen Westteil der Stadt liegt. In ihrem mittlerweile in mehreren Auflagen erschienenen Buch »Das Haus im Niemandsland« literarisiert sie die Problematik und die Implikationen dieser Wohnungsnahme in ihrer Wahl-Heimat Israel, in der sie zunächst – wie sie in einem Interview mit dem dtv-Verlag berichtet – hauptsächlich in Emigranten-Kreisen verkehrt hatte.²

Ein wesentlicher Grund für die hohen Auflagen (und den regen Absatz) von Schrobsdorffs inhaltlich aus der eigenen Biographie schöpfenden Büchern dürfte in der einfachen, geradlinigen Sprache und Erzählweise liegen. Von dieser Warte aus betrachtet, könnte man alle derzeit erhältlichen Texte³ der Autorin in einen schulischen Kontext integrieren. Gegen einen solchen Schritt spricht allerdings die doch beträchtliche Länge einiger Texte,⁴ die bei vielen Schülern zu Abwehr-Reaktionen führen könnte.

Nicht zuletzt ausgehend von dieser Überlegung seien zwei Bücher von ca. 100-200 Seiten Länge herausgegriffen, die gleichzeitig zwei der Haupt-Thematiken in Schrobsdorffs Oeuvre markieren: Die »Reise nach Sofia« und »Jericho. Eine Liebesgeschichte«. Beide der um (individuelle) Vergangenheits-Bewältigung und Identitätssuche kreisenden Bücher präsentieren sich als Ich-Erzählungen einer weiblichen Protagonistin

namens Angelika Schrobsdorff, die in der »Reise nach Sofia« in Paris lebt, während sie sich in »Jericho« zunächst kurzzeitig und dann ständig in Israel aufhält.

»Reise nach Sofia«

Die Handlungen der Bücher sind rasch umrissen. In der aus drei mehr oder weniger selbstständigen Erzähl-Abschnitten bestehenden »Reise nach Sofia« beschließt die Protagonistin, ihre Freundin aus Kindertagen in dem nach wie vor kommunistischen Bulgarien zu besuchen. Sie reist im Winter, ist zahlreichen – ironisch kommentierten – Pannen ausgesetzt, gelangt aber letztlich doch nach Sofia, wo sie einige Zeit mit ihrer Freundin in deren Wohnung verbringt. Dass es dort stets recht turbulent, um nicht zu sagen: chaotisch, zugeht, stört das Wiedersehen nicht wirklich, und die Freundin offenbart Angelika schließlich den Wunsch zu einem Gegenbesuch im „Westen“, in Paris. Diesem widmet sich der dritte Teil des Buches, betitelt „Der westliche Schock“. Im westlichen Umfeld kommt es beinahe zum Bruch der Freundschaft, eingedenk der gemeinsamen Erfahrungen gelingt aber die Versöhnung.

»Jericho«

In dem als Liebesgeschichte deklarierten Text »Jericho« erzählt Angelika vor dem historischen Hintergrund der Ereignisse in Israel zwischen Sechs-Tage-Krieg und Gegenwart von ihrer bis in die Kindheit zurückreichenden sentimental-verklärten Beziehung zu der Stadt Jericho – einer Verquickung aus alttestamentarischen Motiven und der Erzählung von der jungen, verheirateten Jüdin Lydia, die unter mysteriösen Umständen irgendwann in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts aus einem Hotel in Jericho mit ihrem arabischen Liebhaber spurlos verschwunden sein soll. Für Angelikas Privatleben, insbesondere für ihr Verhältnis zu ihren jeweiligen männlichen Partnern und für ihr Selbstverständnis als Person, entwickelt sich die Stadt so zum bestimmenden Faktor: Sie misst die Männer an deren Kompatibilität zu jenen romantischen Vorgaben – bis sich schließlich ihre Sicht der Stadt und des Staates Israel als Konsequenz aus Intifada und palästinensischer Autonomie relativiert.

Als zweite Autorin sei RONNITH NEUMANN erwähnt. Sie wurde 1948 in Haifa, also in Israel, als Tochter zweier deutsch-jüdischer Emigranten geboren. Ihr ursprünglich in Berlin lebender Vater hatte in den dreißiger Jahren einer (denunzierten) Widerstandsgruppe gegen Hitler angehört. Ihm gelang buchstäblich in letzter Sekunde die Flucht nach Palästina. Dort lernte er Ronnith Neumanns spätere Mutter kennen. Beide remigrierten 1958 mit ihrer Tochter nach Deutschland. Später literarisierte die Tochter diesen Einschnitt in ihr Leben in dem Buch »Heimkehr in die Fremde«. ⁵ In einem Interview anlässlich des Erscheinens ihres Erzählbandes »Die Tür« beschreibt sie ihre schriftstellerische Tätigkeit als den Versuch, sich die Sehnsucht nach der israelischen Heimat von der Seele zu schreiben und sich gleichzeitig in „das deutsche Land“ hineinzuschreiben. ⁶ Mit den Jahren baute sie sich in Deutschland eine Existenz als Fotografin, Cutterin bei der ARD und als Schriftstellerin auf. Seit 1999 lebt Ronnith Neumann als freie Schriftstellerin und Fotografin auf der griechischen Insel Korfu. ⁷

Anders als Schrobsdorff bevorzugt Neumann – sieht man von einzelnen Ausflügen ins Drama ab – das Genre der Kurzgeschichte, in Anlehnung an die amerikanische short story. Dementsprechend knapp ist die Sprache ihrer Texte. Ihre Themen orientieren sich vor dem Hintergrund eines wachen Bewusstseins für die Shoa und deren vielfältige Implikationen an aktuellen Entwicklungen unserer Gesellschaft: Diskriminierung, Rassismus, Unterdrückung jeglicher Art, Vergangenheits-Bewältigung. Dies mag auch erklären, weshalb zur Zeit selbst die jüngsten ihrer Publikationen nur mehr mit Glück als stehengebliebene Rest-Exemplare in örtlich entlegenen Buchhandlungen zu finden sind.⁸ Man kann sich somit einzig mit der Hoffnung auf Neu-Auflagen trösten. Dennoch spricht allein schon die angesprochene thematische Bandbreite von Neumanns Texten für eine Aufnahme der Autorin in den vorliegenden Beitrag. Das Augenmerk wird sich auf eine Auswahl an Erzählungen aus den jeweils rund 200-seitigen Erzählbänden »Ein stürmischer Sonntag« und »Die Tür« richten:

»Die Tür«, »Nashkach«, »Container-Ghetto«, »Die Totenmaske«, »Die seltsame Geschichte der Maria Fernanda Soarez«, »Thuja 2000«.⁹

Kurzgeschichten

»Die Tür« erzählt die fikionalisierte Geschichte der Großmutter der Autorin. Auf einer Polizeistation im deutsch besetzten Teil Frankreichs versucht der diensthabende Beamte einer für die Deportation nach Deutschland vorgesehenen jüdischen Familie die Flucht zu ermöglichen. Doch die betagte, verwitwete Mutter fühlt sich zu schwach, dem Rest der Familie zu folgen. Sie nimmt die Deportation in ein deutsches KZ auf sich, um ihrem Leben ein Ende zu bereiten.

»Nashkach« schlägt den Bogen zwischen Shoa und jüdisch-israelischer Gegenwart. Mark, der Sohn in Auschwitz vergaster Juden, gelangte als einziger Überlebender seiner Familie 1945 nach Palästina. Dort lernte er Anna, seine spätere Frau, kennen. Ohne deren Wissen führt er jahrelang ein Doppelleben: Nach außen hin einem unauffälligen Leben nachgehend, leitet er sogenannte Geheimaktionen in palästinensischen Flüchtlingslagern – Anschläge, um palästinensische Familien zu töten. Erst nachdem er bei einem dieser Anschläge von Palästinensern getötet worden ist, entdeckt seine Frau in seinen Unterlagen die Wahrheit über ihren Mann: Ein Opfer war zum Täter geworden.

Die Geschichte vom »Container-Ghetto« lässt sich in Hamburg lokalisieren; sie spielt in einer fiktiven Zukunft. Der Faschismus hat abermals gesellschaftliche Anerkennung und Gültigkeit erlangt, insbesondere bei der Jugend. Man hat für unerwünschte Bevölkerungsgruppen Container-Ghettos angelegt, die streng überwacht werden. Hinein oder hinaus gelangt man nur mit Erlaubnis oder durch Bestechung. Jana, die Protagonistin der Geschichte, lebt in einem solchen Ghetto. Gregor ist Ehemann und Vater von zwei Kindern, von denen der ältere Sohn der alt-neuen Ideologie aktiv anhängt. Gleichzeitig unterhält Gregor eine erotische Beziehung zu Jana. Er erwägt einen gemeinsamen Selbstmord, doch Jana lehnt dies ab. Sie hofft auf ein Leben danach.

Als im weitesten Sinne phantastische Geschichte könnte man »Die Totenmaske« bezeichnen. Eine Gruppe männlicher und weiblicher amerikanischer College-Studenten reist nach Venedig. Bereits bei ihrer Ankunft begegnet ihnen eine traditionelle venezianische To-

tenmaske. Sie interpretieren sie als Ankündigung eines Unglücks. Nachdem sich ihnen die Maske noch mehrmals gezeigt hatte, explodiert unter ihrem Tisch in einem Restaurant eine Bombe. Nur der wegen seiner Fettleibigkeit als unattraktiv geltende und von den übrigen verulkte und ausgenützte Student Peter (genannt Intelligenzija) überlebt die Explosion.

In den satirisch-humoristischen Bereich gehört »Die seltsame Geschichte der Maria Fernanda Soarez«, ohne jedoch ernsthafter Thematiken zu entbehren. In einem spanischen Bergstädtchen lebt die Witwe Maria Fernanda Soarez, deren verstorbener Mann immer besonders stolz auf die Schlankheit seiner Frau gewesen war und der ihr stets untersagt hatte, Schweinefleisch zu essen. Nach seinem Tod möchte sie nun an ihm Rache nehmen. Sie isst Unmengen an Schweinefleisch, bis sie sich eines Tages in ein Schwein verwandelt und in diesem Zustand dem von ihr bevorzugten Metzger vor die Füße läuft ...

»Thuja 2000« wiederum literarisiert eine düstere Vision von medizinischem wie gesellschaftlichem Zynismus. Zu Versuchszwecken hat man die dreijährige leukämiekrankte Jasmin Lehmann in einer Klinik mit dem Aids-Virus infiziert. Den ahnungslosen Eltern hat man von Amts wegen das Sorgerecht entzogen. Als Jasmins Vater Nachforschungen anstellt, stößt er in der entsprechenden Klinik auf eine ganze Station Infizierter: Behinderte, Obdachlose, Asylanten, Häftlinge, kranke Babys. Sie alle waren deklariert worden als Patienten „freigegeben zur weiteren Verwendung“.

Mit BARBARA HONIGMANN begibt man sich in den Bereich jener Autorinnen und Autoren, deren Texte intensivere Einblicke in die Aspekte jüdischer Kultur voraussetzen. Wie die ein Jahr früher geborene Ronnith Neumann kam Barbara Honigmann als Kind deutsch-jüdischer Emigranten zur Welt, anders als Neumann jedoch erst nach deren Rückkehr aus dem Exil. Und anders als Neumanns Eltern ließ sich Barbara Honigmanns Familie im östlichen Teil Berlins, und damit im kommunistischen Teil Deutschlands, nieder und nicht in der BRD. In der DDR machte Honigmann 1967 das Abitur, studierte bis 1972 Theaterwissenschaft an der Humboldt-Universität. Danach war sie bis 1975 als Dramaturgin und Regisseurin in Brandenburg, an der Volksbühne und am Deutschen Theater in Berlin tätig. Seit 1975 lebt sie als freischaffende Autorin und Malerin – zunächst noch in der DDR, seit 1984 in Straßburg. Barbara Honigmann gehört dem PEN deutschsprachiger Schriftsteller im Ausland an.¹⁰

Barbara Honigmanns Texte¹¹ scheinen im Autobiographischen verankert. Doch sie spielen nur mit dem, was man über die Autorin zu wissen glaubt, und literarisieren so zentrale Thematiken: die Shoa, die Problematik eines jüdischen Lebens nach 1945, die Identitäten des aschkenasischen und des sephardischen Judentums.

»Soharas Reise«

So erzählt in Honigmanns 1996 erschienenem und seit 1998 als 120-seitiges Rowohlt-Taschenbuch erhältlichem Roman »Soharas Reise« die in Straßburg lebende Ich-Erzählerin Sohara in zahlreichen Rückblenden von der Flucht ihrer Familie aus dem von Frankreich unabhängig gewordenen Algerien nach Frankreich und ihrem Leben dort als orthodox-sephardische algerische Jüdin und Ehefrau eines stets umherreisenden, betrügerischen marokkanischen Juden, der sich als Rabbiner ausgibt und Spenden ergaunert.

Nachdem sie ihm jahrelang mit ihren gemeinsamen Kindern von einer französischen Stadt in die nächste gefolgt war, entzieht er ihr schließlich unter dem Vorwand einer Ferienreise die sechs Kinder – ein Ereignis, das Sohora zu persönlicher Eigenständigkeit führt: Sie löst sich innerlich endgültig von ihrem Mann, dem sie bereits lange misstraut hatte, holt mithilfe des Straßburger Rabbiners ihre Kinder zurück und beginnt Abstand zu gewinnen von ihrer religiösen Orthodoxie.

Wenden wir uns RAFAEL SELIGMANN zu. Als promovierter Politologe und Publizist lebt er heute in München. Geboren wurde er 1947 in Israel, 1957 kam er in die bayerische Hauptstadt. Seine bisher publizierten Texte – durchwegs Romane – erschienen im dtv-Verlag: »Rubinsteins Versteigerung«, »Die jiddische Mamma«, »Der Musterjude«, »Schalom, meine Liebe«. ¹² Sie alle haben die deutsch-jüdische Gegenwart zu Inhalt und Thema, die nicht zuletzt einen nahezu permanenten inner-jüdischen Rechtfertigungs-Druck für die (wieder) in Deutschland lebenden Juden bedeutet.

Anders als die bisher vorgestellten Autoren bedient sich Seligmann in seinen Büchern auf weite Strecken des jiddischen Jargons in Deutschland lebender Juden – eine potentielle Lese-Hürde, die zum Teil durch einschlägige Glossare am Ende der Texte, zum Teil aber auch dadurch überwunden werden kann, dass man sich leicht einliest. Mit Hinblick auf die Belange des vorliegenden Beitrages herausgegriffen seien die beiden jüngsten, zwischen 300 und 400 Seiten starken Romane des Autors: »Der Musterjude« und »Schalom, meine Liebe«, der letztgenannte Titel auch unter dem Aspekt seines Ursprungs im Drehbuch eines zweiteiligen Filmes für die ARD.

Von der Handlung her betrachtet, kreisen beide Bücher um einen jeweils deutsch-jüdischen Protagonisten männlichen Geschlechts Ende Dreißig, der sich bislang nicht zu einer eigenständigen privaten wie beruflichen Lebens-Gestaltung in der Lage fühlte – aufgrund je spezifischer Abhängigkeiten: traditionell-familiäre Erwartungen, die als Verpflichtungen definiert und empfunden werden; das Bewusstsein, Jude zu sein – und das insbesondere in Deutschland; der (gescheiterte) Versuch, Israeli zu werden. Die Folien der Abhängigkeiten bilden die Liebes-Beziehungen der sexuell bewusst aktiven Protagonisten. In deren pointierender Zeichnung präsentieren sich beide Texte als unverhohlen erotisch. Von der Figuren-Konzeption her betrachtet, entwerfen die beiden Bücher durchweg Bilder emotional abhängiger, mutter-zentrierter, weltfremder jüdischer Männer, und Bilder von in ihrem Verhältnis zu den Männern dominant-realistischen, aber nicht eigentlich starken, jüdischen Frauen und Müttern. Emotionalen Halt und eigene Identität suchen (und finden) die Protagonisten bei nicht-jüdischen Frauen.

»Der Musterjude«

In diesem Sinne erzählt »Der Musterjude« von dem in München lebenden Moische Bernstein, der ebenso gerne durch Eindeutschung seines Vornamens zu Manfred seine jüdische Herkunft verdecken würde wie er einst Journalist werden wollte und der doch an seinem vierzigsten Geburtstag noch immer im ehemaligen Geschäft seiner Eltern, von der Mutter zu mehr Geschäftseifer angetrieben, Jeans verkauft: Die Mutter hatte ihn nach dem Tod des Vaters an seine familiäre Verpflichtung erinnert und aus einem Zei-

tungs-Volontariat aus New York zurückbeordert. Heimlich trifft er sich mit seiner von der Mutter abgelehnten deutschen Freundin. Doch dann bringt ein Zufall für ihn den kurzen journalistischen (und privaten) Höhenflug: Er soll unter dem Teil-Pseudonym Moische Israel Bernstein auf provokant-populistische Weise sogenannte „heiße Eisen“ anpacken – weil er Jude ist, und weil jeder Angriff auf seine Meinung in den Geruch des Antisemitismus geraten würde. Er bringt es bis zum Chef-Redakteur einer Berliner Tageszeitung, und die reiche jüdische Inhaberin eines Immobilien-Imperiums nimmt ihn sich zum Geliebten. Seine Karriere endet schlagartig, als durch eine Intrige die in Auschwitz herbeigeführte Zeugungsunfähigkeit seines jüdischen Vaters publik wird; die Geliebte wirft ihn aus dem Haus. Er kehrt nach München in die finanzielle Abhängigkeit von seiner Mutter zurück.

»Schalom, meine Liebe«

Ron Rosenthal in »Schalom, meine Liebe« arbeitet als Werbe-Filmer in Frankfurt am Main, wo seine gesamte Verwandtschaft seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges lebt und wo er eine (von der Familie gleichfalls missbilligte) deutsche Freundin hat. Doch gleichzeitig träumt er seit seiner Studienzeit in Jerusalem von einer Karriere als Pilot in Israel. Dort leben sein aus jener Zeit stammender (unehelicher) Sohn Benni und die Mutter seines Sohnes, Yael, deren patriarchalisch strukturierte Familie wiederum Ron missbilligt. Zunächst, weil er Diaspora-Jude ist – und dann, weil er sich geweigert hatte, Yael zu heiraten. Ron fühlt sich zwischen Deutschland und Israel ebenso hin und her gerissen wie zwischen den beiden Frauen. Schließlich entscheidet er sich für Deutschland, hat erste berufliche Erfolge, holt seinen Sohn zu sich und heiratet seine inzwischen schwangere deutsche Freundin, die einige Zeit nach der Eheschließung zum Judentum übertritt wie zuvor schon Rons Mutter bei ihrer Heirat. Der Roman endet mit der Beschneidung seines Sohnes Chaim.

Nur für Spezialisten, d. h. in diesem Fall für literatur- und kulturinteressierte, hochmotivierte Abiturienten zu empfehlen sind die Texte des aus Wiener Neustadt stammenden ELAZAR BENYOËTZ. 1937 geboren, emigrierte er mit seinen Eltern nach Palästina. In seinem Elternhaus war bis zum Tod des Vaters 1943 die deutsche Sprache stets präsent, im Gespräch mit der zionistisch begeisterten Mutter und in der Öffentlichkeit (also in der Schule und dgl.) begegnete ihm das Hebräische. Sein Interesse für deutsche Literatur wurde mehr durch Zufall geweckt. In einem Brief erzählt er, wie er als 16-jähriger mit seinem geringen Taschengeld im Antiquariat einzig deutsche Bücher kaufen konnte.¹³ Sie waren billiger als hebräische. Er absolvierte eine Rabbiner-Ausbildung, lebte als Stipendiat einige Zeit in Deutschland, begründete dort das Forschungsarchiv »Bibliographia Judaica«, kehrte nach Israel zurück und lebt heute dort. Sein literarisches Schaffen umfasst deutschsprachige Texte ebenso wie solche in hebräischer Sprache. Seine ersten Publikationen verfasste er in Hebräisch.¹⁴

Kennzeichnend für die Konzeption von Benyoëtz' anspruchsvollen Veröffentlichungen¹⁵ ist deren gedanklich-philosophische Verankerung im Religiösen und in der Auseinandersetzung mit der Shoa. Von literarisch-stilistischer Warte aus gesehen, fallen die Texte auf durch die collagehafte Zusammenschaltung unterschiedlicher Textsorten, die Vorliebe des Autors für Aphorismen und durch sein Spiel mit der deutschen Sprache –

oder besser: sein Spiel mit den gängigen Bedeutungen der Wörter, die er den Bedeutungen der einzelnen Wort-Bestandteile kontrastiert.

»Letzte Morgenstunde der Aufklärung oder: Goethes ganz privater Ahasver«¹⁶ präsentiert konform dazu im Umfang von neun Seiten die literarisiert-fiktionalisierte Interpretation des Autors zu den Grundlagen der Shoa: allen voran zu dem seit der deutschen Aufklärung bestehenden Bestreben der mitteleuropäischen Juden, sich ihrem gesellschaftlichen Umfeld zu assimilieren. Drei Figuren versinnbildlichen dies: die fiktive Gestalt des römischen Juden Menophilus aus einem im 7. Buch des Martial enthaltenen Epigramm, die Gestalt des Religionsphilosophen Moses Mendelssohn und die des ersten deutschsprachigen Lyrikers jüdischer Abstammung, Issachar Falkensohn Behr.¹⁷ Am Beginn steht Menophilus, wie er seinem römischen Freund und der römischen Öffentlichkeit seine jüdische Herkunft verschweigt und dadurch bei der unfreiwilligen Entdeckung seines Judentums der Lächerlichkeit preisgegeben wird. Die folgenden Text-Abschnitte widmen sich Moses Mendelssohn, seinem gesellschaftlichen Status und Umfeld, zu dem in gewisser Weise auch Issachar Falkensohn zu zählen ist. Dessen Werdegang beschreiben die abschließenden Text-Teile: die Assimilation des Issachar Falkensohn zu Issachar Falkensohn Behr. Moses Mendelssohn, Falkensohns Vorbild, hatte diesen Schritt nicht vollzogen. Den Prozess der Assimilation fasst der Schluss des Textes ins pointierende Bild: Issachar Falkensohn Behr steht vor einem Spiegel und liest jenes Epigramm aus dem 7. Buch des Martial über den Juden Menophilus. Doch Behrs Spiegel-Bild lässt ihn seinen eigenen ersten (deutschsprachigen) Gedichtband in der Hand halten.

II. „Literatur des Überlebens“ als (thematisches) Programm

Betrachtet man nun die vorgestellten Autoren und ihre Texte nochmals rückblickend unter dem Aspekt etwaiger Gemeinsamkeiten, fällt zweierlei auf: Man hat es, erstens, mit Schriftsteller-Charakteren zu tun, deren Biographien zwar als kleinsten gemeinsamen Nenner die jüdische Herkunft aufweisen, die aber in ihren Details doch recht unterschiedlich verlaufen sind: Schrobsdorff und Benyoëtz erlebten die Zeit des Nationalsozialismus noch aktiv mit – wenn auch aus der räumlichen Distanz. Ronnith Neumann, Barbara Honigmann und Rafael Seligmann dagegen wurden mit jener Zeit durch die Erzählungen ihrer Eltern und Verwandten konfrontiert. Sie gehören der nächsten Generation an. Und, zweitens, könnten Inhalte wie Schauplätze ihrer Texte unterschiedlicher nicht sein.

Wendet man sich allerdings den Thematiken bzw. Problematiken zu, die sich in den erzählten Inhalten der Texte verbergen, so finden sich auffallende Parallelen. Auf je unterschiedliche Art und Weise kreisen alle Texte um ein thematisches Bündel: die Auseinandersetzung mit Identität und Identifikation, mit Machtstrukturen, mit der Shoa, mit Erscheinungen der Gegenwarts-Politik und -Gesellschaft, mit Vergangenen, mit Vertreibung und Unterdrückung.

Man hat es demnach mit Texten zu tun, die sich unter dem thematischen Aspekt zusammenfassen lassen – nämlich insofern, als sie eben vergleichbare Problematiken aufgreifen, diese im Kostüm durchaus unterschiedlicher Situationen und Zusammenhänge dem Leser näherzubringen suchen – und die sich insofern vergleichen lassen, als die Motivation der offensichtlichen Präferenz für jene Thematiken berechtigterweise im biographischen Hintergrund der jeweiligen Autorinnen und Autoren (insbesondere in der Er-

fahrung der Shoa) vermutet werden darf. Dies gilt offensichtlich selbst dann, wenn das Wissen bzw. der Erfahrungswert über Dritte vermittelt wurde; über Dritte allerdings, zu denen die Autorinnen und Autoren in einer intensiven Beziehung standen.

In anderen Worten: Wer vertrieben wurde, scheint offenkundig sensibler zu sein für die Problematik von Vertreibung und Diskriminierung. Wer unter einem totalitären Regime zu leiden hatte, scheint offenkundig sensibler zu sein für die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen der Gegenwart, und so weiter. Und Vergleichbares gilt offenkundig für jemanden, der zwar die Zeit selbst nicht mehr erlebt hat, der aber in dem Bewusstsein aufgewachsen ist: Es hätte auch ihn erwischen können.

Das Bewusstsein des Überlebens bewirkt offenbar eine andere Sicht der Welt. Elazar Benyoëtz beschrieb diesen Umstand in einer Rede so:

Nie werde ich für andere schreiben, noch geschrieben haben können, als für die Überlebenden unter den Mördern meines Volkes und deren Kindeskinde. Warum ich das tue? Weil es für mich die einzige Form der Solidarität ist. Es ist mein Auschwitz. Mit Abstand. [...] Was ich damit sagen will? Dass auch wir unsere Schuldgefühle haben.¹⁸

Diese andere Sicht der Welt spricht aus jener Literatur – und dies eben übergreifend bei durchaus unterschiedlichen Autoren–Charakteren.

Gleichzeitig bedeutet diese Sicht der Welt und ihre literarische Umsetzung aber nicht weniger als den Versuch eines Überlebens im Sinne der Suche nach neuer Identität, nach zukunftsweisender Perspektive. Und wie schon die beschränkte Auswahl an Texten zeigt, kann dies vielfältige Ergebnisse zeitigen. Keineswegs hat man es nämlich bei der Literatur von jüdischen Autorinnen und Autoren nach 1945 nur mit der simplen Nacherzählung eigener oder fremder Emigrations-Erlebnisse zu tun, sondern vielmehr mit der intellektuell-literarischen Bewältigung von Erfahrungs-Werten einer ethnischen Gruppe.

Die aufgezeigte Doppel-Natur des „Überlebens“ verkörpert somit das zentrale Potential literarischer Werke jüdischer Autorinnen und Autoren nach 1945, das es in einer schulischen Integration der oben vorgestellten Texte fruchtbar zu machen lohnt: ausgehend von der programmatisch gesetzten Bezeichnung „Literatur des Überlebens“ in der diskutierend-analysierenden Auseinandersetzung mit den aufgezeigten Problematiken.

„Literatur des Überlebens“ steht in einem solchen Rahmen sowohl für die Literatur-Produktion derjenigen jüdischen Autorinnen und Autoren, die die Shoa überlebt haben oder erst danach geboren wurden, aber mit ihrem Erbe leben müssen, als auch für die Umschreibung der Eigenart einer Literatur, die das Dokument des Versuches von Menschen darstellt, sich angesichts eines niederschmetternden Erbes über den Umweg der literarischen Auseinandersetzung mit diesem eine Gegenwart und eine Zukunft zu ermöglichen.

Damit bieten sich jene Texte aber gleichzeitig als Ausgangspunkte für Querverbindungen zu zahlreichen weiteren kulturell-gesellschaftlich-politischen Phänomenen (Umgang mit Minderheiten, religiöse Verfolgung etc.) in Vergangenheit und Gegenwart an. Der Gesichtspunkt der „Übertragbarkeit“ eröffnet hier die Möglichkeit zu einem sich wirklich aus der Sache ergebenden fächer-übergreifenden Unterricht, der gleichermaßen geeignet ist, sogenannte Schlüssel-Kompetenzen zu trainieren, sowie eine auf Eigenständigkeit und Kritikfähigkeit gerichtete Persönlichkeitsbildung der Schüler zu unterstützen.

III. Voraussetzungen für Unterrichtsprojekte

Um dieses Potential deutschsprachiger Texte jüdischer Autorinnen und Autoren nach 1945 im Deutschunterricht wirklich ausschöpfen zu können, bedarf es eines geeigneten Kontextes: eines geeigneten textbezogenen Kontextes und eines geeigneten institutionsbezogenen Kontextes.

Der textbezogene Kontext ergibt sich aus der Einbindung der Texte in den (generellen) historisch-kulturellen Rahmen (den gegenwärtigen wie den vergangenen) des deutschsprachigen Raumes, der Einbindung in die historische Entwicklung der deutsch-jüdischen Kultur unter Berücksichtigung markanter Phänomene (Assimilation, Sprachwahl, kulturelle Exponenten), und in diesem Zusammenhang insbesondere aus der Herstellung eines Bezugs zu deutsch-jüdischer Literatur vor 1945 (markante Phänomene, wie etwa die Exponenten der deutschsprachigen Literatur aus dem Prag der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert). Ziel soll die Verdeutlichung der ganzheitlichen Wechselseitigkeit kultureller Phänomene sein: Literatur als Spiegel einer Gesellschaft und gleichzeitig als deren integraler Anteil.

Bevor man sich allerdings in der skizzierten Weise auf „Literatur des Überlebens“ einlässt, sollte man sich auch den grundsätzlich geeigneten institutionsbezogenen Kontext bewusst machen. Denn ein solcher bedeutet: eine gut mit Primärtexten und Nachschlagewerken ausgestattete Schul-Bibliothek, die eigenständiges Arbeiten von Schülern zulässt; geschichts- und literaturinteressierte Schüler, oder aber: politisch interessierte bzw. engagierte Schüler, die bereit sind, sich entsprechend motivieren zu lassen; weiters kooperations-bereite Kollegen aus anderen Fächern (Geschichte, Religion); und nicht zu vergessen, die Möglichkeit (finanziell etc.), Autoren ggf. zu Lesungen einzuladen, auch wenn sie nicht über das staatlich geförderte Kulturservice vermittelt werden. Insbesondere für den Fall, dass man an einer BMHS¹⁹ unterrichtet, tritt zu diesen Voraussetzungen noch die unerschütterliche Überzeugung des Lehrers, dass Kultur-Vermittlung wesentlichen Anteil an der Persönlichkeits-Bildung der erwerbstätigen Generation von morgen hat und dass sich deshalb ein sinnvoller Deutsch-Unterricht nicht reduzieren lassen darf auf die Vermittlung rein handwerklicher Fertigkeiten.

IV. Fertigkeiten, die vermittelt werden

Wozu sich „Literatur des Überlebens“ dagegen über eine exemplarische Lektüre im Rahmen des literaturgeschichtlichen Deutsch-Unterrichtes hinaus in besonderer Weise eignet, sind:

1. Projekt-Arbeiten zu diversen Problem-Schwerpunkten (Umgang mit Mutikulturalität / Minderheiten; Umgang mit dem kulturell / religiös / gesellschaftlich / persönlich Fremden; Umgang mit Geschlechterrollen in unterschiedlichen kulturellen Verbänden etc.);
2. Referate, die von Schülern zu konkreten Unterrichts-Inhalten vertiefend zu erarbeiten sind (jeweils konkrete kulturelle / historische / gesellschaftliche / literaturgeschichtliche Fragestellungen, die an einem literarischen Text veranschaulicht werden können);
3. Fachbereichs-Arbeiten im Rahmen der Reifeprüfung (ein im Unterricht noch nicht behandelte Text als Zentrum, dessen verschiedene Aspekte in ihren kulturell-historisch-politischen Wurzeln, Hintergründen, Zusammenhängen und potentiellen Aus-

wirkungen vom Abiturienten dargestellt werden sollen). Als Faustregel kann hier gelten: Vielfältig wie die Texte sind die Möglichkeiten des Einsatzes – als Einstieg in einen Problem-Kreis; als (pointierend-zusammenfassendes) Illustrations-Objekt für zuvor theoretisch erarbeitete Inhalte; oder umgekehrt: als weiterführende Grundlage für die Erarbeitung solcher Inhalte; zur Veranschaulichung des Facettenreichtums deutschsprachiger Texte jüdischer Autorinnen und Autoren nach 1945.

Auf der Grundlage der angeregten Einbindung von deutschsprachigen Texten jüdischer Autorinnen und Autoren nach 1945 in Projekte, Referate und Fachbereichsarbeiten, die den arbeits-technischen Drei-Schritt: vorbereitende Recherche zur Fragestellung – Formulierung des Ergebnisses – Präsentation des Ergebnisses voraussetzt, können so zusätzlich zu den klassischen Zielen des Deutschunterrichtes eine ganze Reihe weiterer Fertigkeiten bzw. sogenannter „Schlüsselqualifikationen“ und Bildungsziele vertieft werden:

Zunächst wäre da die Fertigkeit in der eigenständigen Beschaffung benötigter Informationen zu nennen (Wo suche ich was?); weiters die als Ausbildungs-Ziel stetig zu entwickelnde Fähigkeit, Informationen fragestellungsorientiert zu suchen (Welche Daten benötige ich wirklich, um gezielt auf meine Fragestellung einzugehen/ um mein Problem zu lösen?); dann die Fähigkeit, den diesbezüglichen Such-Vorgang effizient zu strukturieren (Wo beginne ich zu suchen? Welche Information brauche ich zuerst, welche später?). Das Training dieser drei Bereiche besitzt sein Ziel in der Ausbildung einer problemlösungs-orientierten Persönlichkeit (Man hat mir eine Aufgabe gestellt. Wie gehe ich vor, um sie zu lösen? Und nicht: Wie vermeide ich es, sie lösen zu müssen?).

Weiters ergibt sich die Gelegenheit, das Abstraktionsvermögen der Schüler zu trainieren, also die Fähigkeit, das auf andere Zusammenhänge Übertragbare im konkreten Beispiel zu erkennen.

Schließlich sollte die Auseinandersetzung mit „Literatur des Überlebens“ die Bereitschaft junger Menschen zu kritisch-eigenständigem Denken im Sinne einer „Wachheit“ für gesellschaftliche wie politische Entwicklungen fördern (Habe ich mich schon einmal gefragt, was ein bestimmtes Verhalten für die davon Betroffenen bedeutet?) und ihre Bereitschaft zu kultureller Offenheit (Wie würde ich mich fühlen, wenn ich in einer mir fremden Kultur lebte?).

Um in der Erreichung der genannten Ziele erfolgreich zu sein, erweist sich das Bemühen um eine Balance zwischen angeleitetem und (er)forschendem Lernen als unumgänglich. Zu viel und zu wenig an (vorbereitender oder begleitender) Information von Seiten des Lehrers kann gleichermaßen kontraproduktiv wirken: Beides wird von Schülern möglicherweise als Überforderung wahrgenommen (Was soll ich mit dem ganzen Material? Ich blicke da nicht mehr durch! Oder aber: Ich weiß nicht, was ich tun soll/ wo ich suchen soll/ worauf ich achten soll etc.), aus der sie in demonstratives Desinteresse flüchten (Ich verstehe das sowieso nicht! So ein Schwachsinn, wozu brauch ich das!?). Der in Hinblick auf „sein“ Thema hoch motivierte Lehrer, dem diese Ablehnung entgegentritt, bleibt frustriert zurück (Diese Klasse interessiert sich aber auch für nichts!). Allerdings lässt sich kaum verallgemeinern sagen, was zu viel und was zu wenig ist. Die Entscheidung darüber hängt vom konkreten Klassenverband ebenso ab wie von der jeweils gestellten Arbeitsaufgabe und den jeweiligen Lern-Zielen, die man mit ihr verfolgt.

V. Unterrichtsmodelle

Die folgenden Anregungen verstehen sich nicht als Blaupausen für Stundenbilder, sondern vielmehr als potentielle Teile eines Puzzles, die man nach dem aktuellen Bedarf ggf. miteinander oder auch mit entsprechenden Teilen anderer (literarisch-thematischer) Puzzles kombinieren kann.

a) Angelika Schrobsdorff – Shoa und israelisch-palästinensische Gegenwart

(1) „Totalitäre Regime im 20. Jahrhundert: Nationalsozialismus und Realer Sozialismus / Kommunismus. Die aktuelle literarische und journalistische Auseinandersetzung mit ihnen“

Gemeinsames Projekt der Fächer Geschichte und Deutsch

Voraussetzung:

In beiden Fächern wurde einleitend über die Zeit des Nationalsozialismus gesprochen. Es wurden neben den spezifischen Phänomenen (Shoa, Zweiter Weltkrieg etc.), die das NS-Regime von anderen Diktaturen unterscheiden, auch jene Strukturen sichtbar gemacht, die Hitlers Nationalsozialismus allgemein als totalitäres Regime kennzeichnen (politische Indoktrinierung, Berufsverbote für Andersdenkende und bestimmte ethnische Gruppen, Spitzelwesen, Literatur-Zensur und Literatur-Verbot). Davon ausgehend wurde in beiden Fächern der Aspekt der Vergleichbarkeit totalitärer Machtstrukturen (Realer Sozialismus / Kommunismus) behandelt.

Vorgehensweise:

Die journalistische Auseinandersetzung mit den beiden Ideologien wird im Geschichts-Unterricht aufgearbeitet (Sammlung und Sichtung von Artikeln in Zeitungen, Zeitschriften und Magazinen, die unterschiedlichen weltanschaulichen Richtungen angehören). Für den Deutschunterricht hat man sich den Bereich der Gegenwartsliteratur vorgenommen.

Man wählt drei unterschiedliche Texte: jeweils einen Text der Gegenwartsliteratur, der sich mit einer der beiden Ideologien beschäftigt:

- Wolfgang Koeppen: »Der Tod in Rom«
- Stefan Heym: »Die Architekten«
- Angelika Schrobsdorff: »Die Reise nach Sofia«

Die Schüler arbeiten in 3 mittelgroßen Gruppen (6-8 Schüler je nach Klassengröße). Arbeits-Teilung ist im Interesse des begrenzten Zeitrahmens (je nach Arbeitstempo incl. Vorbereitungs-Phase 5-6 Unterrichtseinheiten plus 1 Unterrichtseinheit für die Präsentation) empfehlenswert. Eine längere Beschäftigung mit demselben Thema könnte ermüdend und demotivierend wirken.

Zu Beginn der Vorbereitungs-Phase wählt jede Gruppe einen der drei Texte. Sie erhält diesen zunächst zur häuslichen Lektüre (ca. 1 Woche). Während dieses Zeitraumes

erarbeiten alle drei Gruppen gemeinsam mit dem Lehrer im Unterricht (3 Unterrichtseinheiten) Strategien für die Analyse des Textes auf die projektierte Fragestellung hin und für die spätere Präsentation der Ergebnisse:

- Worauf ist im Text zu achten?
- Was im Text kann Aufschluss geben in Hinblick auf die projektierte Fragestellung?
- Sollen Fragen formuliert werden?
- Wenn ja, welche?
- Soll ein Arbeitsblatt angelegt werden?
- Wenn ja, wie soll es aussehen?
- Welche Art der Präsentation soll gewählt werden?
- Wer übernimmt welche Aufgaben? etc.

Die Vorbereitungsphase schließt damit, dass die einzelnen Gruppen die geplante Vorgehensweise den übrigen Gruppen präsentieren, begründen und in ihren Zielen erklären (Wir haben uns für ... entschieden, weil wir / um zu ...).

Kommentar:

Die erforderliche Einflussnahme des Lehrers in der Vorbereitungs-Phase sollte sich nach Möglichkeit auf die Hilfestellung bei der Auswahl zwischen sinnvollen und weniger sinnvollen Vorgehensweisen beschränken und so größtmögliche Kreativität der Schüler zulassen. Allerdings sollte der erste Arbeitsschritt der eigentlichen Gruppenarbeit auf jeden Fall für alle Gruppen (verbindlich) in der Formulierung einer Inhaltsangabe und der (wenn möglich graphischen) Ausarbeitung der Figuren-Konstellation des gewählten Textes bestehen. Den Gradmesser für die Ausführlichkeit der Inhaltsangabe stellt dabei der Umstand dar, dass die beiden anderen Gruppen (und etwaige sonstige Teilnehmer an der vorgesehenen Präsentation) den jeweiligen Text nicht gelesen haben.

Im Anschluss an die Präsentation sind Fragen erwünscht. Die zuhörenden Schüler sollten daher gezielt dazu angehalten werden, sich stichwortartige Notizen (Unklarheiten, Interessens-Fragen etc.) zu machen.

Didaktisches Ziel der Projekt-Arbeit neben der Erarbeitung von Inhalten ist es, unterschiedliche Blickwinkel ein Problem betreffend kennenzulernen, zu analysieren und für Dritte in ihren Aspekten sachlich und objektiv darzustellen.

(2) „Der Nahe Osten nach 1948: Israel und seine arabischen Nachbarn“

Gemeinsames Projekt der Fächer Geschichte und Deutsch

Voraussetzung:

Keine, außer der parallelen, jeweils fachspezifischen Behandlung des 20. Jahrhunderts in beiden Fächern.

Vorgehensweise:

Während im Geschichtsunterricht die israelische Politik nach 1948 im Lichte der Berichterstattung von außen (Geschichtsbücher, Zeitungs-, Zeitschriften- und Magazinartikeln)

tikel) erarbeitet wird, widmet sich der Deutschunterricht unter literarischem Aspekt der Innen-Sicht. Zu diesem Zweck erscheint die exemplarische Lektüre und Analyse von Angelika Schrobsdorffs Text »Jericho. Eine Liebesgeschichte« sinnvoll.

Abermals empfiehlt es sich, in mittelgroßen Gruppen (6-8 Schüler je nach Klassengröße) zu arbeiten, im Ausmaß von 3 Unterrichtseinheiten für die Vorbereitungs-Phase und 2-3 Unterrichtseinheiten für die eigentliche Gruppenarbeit. Innerhalb der Gruppen ist einmal mehr Arbeitsteilung anzuraten.

In der Vorbereitungsphase werden diesmal gruppenweise unter Hilfestellung des Lehrers nur Strategien zur Lösung der Arbeitsaufgabe erarbeitet, und anders als in Unterrichtssituation (1) haben die Schüler alle denselben Text zur häuslichen Lektüre (ca. 1 Woche) erhalten.

Die von den einzelnen Gruppen erarbeiteten Strategien werden wie in Unterrichtssituation (1) zunächst dem Plenum präsentiert, begründet und in ihren Zielen erklärt. Allerdings sind sie diesmal lediglich als Vorschläge zu betrachten, aus denen anschließend gemeinsam im Klassenverband eine für alle Gruppen verbindliche (zu begründende) Auswahl getroffen wird.

Es wird dann in allen Gruppen dieselbe Aufgabenstellung in Angriff genommen. Trotzdem sind wohl unterschiedliche Ergebnisse zu erwarten. Diese werden in der Endphase des Projektes zunächst im Klassenverband vorgetragen und diskutiert. Anschließend einigt man sich auf eine gemeinsame Variante für die geplante Präsentation.

Für die Präsentation bestimmt jede Gruppe einen Repräsentanten. Während die Präsentations-Gruppe an der Formulierung der Ergebnisse und an der Vortrags-Strategie arbeitet, erstellt der Rest der Klasse eine visuelle Dokumentation der Projekt-Ergebnisse (Poster).

Kommentar:

Didaktisches Ziel des Projektes neben der Erarbeitung von Inhalten ist es, sich mit dem Phänomen der Außen- und Innensicht auf ein Problem auseinanderzusetzen, beide Sichtweisen zu analysieren, zu dokumentieren und die Ergebnisse zu präsentieren und bzgl. der in Gruppen erarbeiteten Ergebnisse im Klassenverband zu einem Konsens zu gelangen.

b) Ronnith Neumann – Facetten-Reichtum deutschsprachiger jüdischer Literatur

(3) „Aspekte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Deutschsprachige Texte jüdischer Autorinnen und Autoren nach 1945“

Der umfassende Bereich der Literatur des 20. Jahrhunderts, insbesondere aber die Gegenwartsliteratur, soll im Hinblick auf markante Phänomene anhand exemplarischer Lektüre gemeinsam erarbeitet werden, z. T. eventuell auch im Rahmen einer Autoren-Lesung. Man hat gerade das Phänomen der deutschsprachigen Literatur Prager Autoren vom Beginn des 20. Jahrhunderts behandelt (Rilke, Kafka u. a.), auch unter dem Aspekt von Multikulturalität und Assimilation (deutsch-jüdisch-tschechisch), der vorhandenen Nationalitäten-Konflikte (deutsch-tschechisch) und des aufkeimenden Deutsch-Nationalismus (deutsch-jüdisch), dazu exemplarisch einen Text gelesen (z. B. Meyrink: »Golem«; Strobl: »Vazlavbude«; Rilke: »Zwei Geschwister«; Perutz: »Nachts unter der stei-

nernen Brücke«). Von hier könnte man unter dem Aspekt der Shoa den Bogen zur deutschsprachigen Literatur jüdischer Autorinnen und Autoren nach 1945 schlagen. Die Kooperation mit dem Geschichts-Kollegen ist vorgesehen (parallele Behandlung von Nationalsozialismus und Shoa im Geschichtsunterricht).

Voraussetzung:

Keine (über die soeben genannten hinaus).

Vorgehensweise:

Da das Phänomen deutschsprachiger Texte jüdischer Autorinnen und Autoren nach 1945 unter dem programmatischen Aspekt der „Literatur des Überlebens“ gemeinsam erarbeitet werden soll, empfiehlt sich als thematischer Einstieg der Beitrag zur „Reichskristallnacht“ aus der ZDF-Reihe „100 Jahre“. Die Reihe ist als Video erhältlich und damit leicht zugänglich.

Natürlich könnte man aufgrund der Kürze von Ronnith Neumanns Texten eine beliebige Anzahl thematisch unterschiedlicher Geschichten aus den oben genannten Erzähl-Bänden auswählen. Allerdings zeigt die Erfahrung mit Ronnith Neumanns Lesungen an Schulen, dass sich eine 3er- oder 4er-Kombination am besten eignet:

- »Die Tür« (Shoa)
- »Das Container-Ghetto« (aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen)
- »Die Totenmaske« (Phantastik)
- »Die seltsame Geschichte der Maria Fernanda Soares« (satirisch-humoristischer Text)

Entscheidet man sich dafür, die Autorin zu einer Lesung einzuladen, ergibt sich erfahrungsgemäß die Erarbeitung der Aspekte der „Literatur des Überlebens“ im Rahmen der Diskussion mit der Autorin. Man sollte deshalb und im Interesse eines unvoreingenommenen Literatur-Erlebnisses auf eine Vorbereitung der für die Lesung vorgesehenen Texte im Unterricht verzichten. Als Nach-Bereitung im Klassenverband bleibt nur mehr die strukturierende Dokumentation des Erarbeiteten.

Sollte man sich gegen eine Autoren-Lesung und für die exemplarische gemeinsame Lektüre im Klassenverband entscheiden, oder sollte man nicht die Möglichkeit zu einer Autoren-Lesung haben, wäre die folgende Vorgehensweise möglich:

Man inszeniert eine Literatur-Lesung mit Schülern im Ausmaß von 2 (idealerweise geblockten) Unterrichts-Einheiten. Zunächst erhalten alle Schüler die 3-4 ausgewählten Texte bis zu einem zu vereinbarenden Termin zur häuslichen Lektüre. Gleichzeitig sollen sie sich überlegen, ob sie der Klasse einen (oder eventuell auch mehrere) der Texte im Unterricht vorlesen möchten. Eine Gruppe von 3-4 Freiwilligen schlüpft so in die Rolle des Akteurs bei einer Literatur-Lesung.

Nach jedem Text soll sich eine Besprechung bzw. Diskussion anschließen, die weitestgehend von den Schülern ausgeht, aber ggf. vom Lehrer in die durch das Programm „Literatur des Überlebens“ vorgegebene Richtung gelenkt werden sollte. In diesem Sinne übernimmt der Lehrer die Rolle des Moderators bzw. des Diskussionsleiters. Auf die Begründung der Wortmeldungen sollte Wert gelegt werden, ohne dadurch die Besprechung / Diskussion zu hemmen. (Die Wortmeldung: „Mir hat der Text nicht gefallen,

weil ich solche Texte nicht mag“, kann nicht genügen). Dies sollte als Regel vorher festgelegt werden.

Der Lehrer sammelt die Gesprächs-Beiträge der Schüler auf Overheadfolie oder Flipchart. So stehen diese auch noch später zur Verfügung. Nach Vortrag und Besprechung des letzten Textes dienen die Aufzeichnungen als Grundlage für eine strukturierend-zusammenfassende Aufbereitung des Themas unter dem programmatischen Aspekt der „Literatur des Überlebens“. Erst jetzt machen sich die Schüler entsprechende Notizen. Für den Fall, dass Lesung und Besprechung / Diskussion bereits die gesamten zwei Unterrichtseinheiten in Anspruch genommen haben, kann die abschließende Aufbereitung des Themas auch in der nächsten Deutschstunde erfolgen.

Die didaktischen Ziele bestehen in der Verdeutlichung der thematischen Vielfalt deutschsprachiger Texte jüdischer Autorinnen und Autoren nach 1945, die sich u. a. als angewandte Strategien des Überlebens verstehen lassen, und im Training der Fähigkeit, erfolgte Aussagen sachlich zu begründen.

Eine Lesung mit der Autorin:

Natürlich kann man sich in der exemplarischen Erarbeitung deutschsprachiger Texte jüdischer Autorinnen und Autoren nach 1945 in der oben skizzierten Weise behelfen. Den Effekt einer authentischen Autoren-Lesung kann man so trotzdem kaum erzielen. Denn es ergibt sich ein wesentliches qualitatives Erfahrungs-Defizit. Zum einen fällt nämlich der Faktor der authentischen Begegnung mit dem Autor weg, zum andern der Faktor, einen Zeitzeugen bzw. einen Vertreter der ersten Folge-Generation zu erleben: Es fehlt schlicht die Unmittelbarkeit historisch-kultureller Erfahrung. Dies gilt im speziellen für Shoa-Texte.

Offenbar bewirkt jene Unmittelbarkeit der Begegnung nämlich ganz andere Einblicke in die Texte als die „stille“ Lektüre durch den Schüler oder der „Ersatz-Vortrag“ durch Lehrer oder Schüler. Dieser Schluss lässt sich aus den Erfahrungen ziehen, die die Verfasserin des vorliegenden Beitrags mit zwei Schülergruppen im Alter von 15-16 und 18-19 Jahren im Rahmen zweier Autoren-Lesungen von Ronnith Neumann an der HBLA Kufstein machte.

Von der Konzeption her folgten beide Lesungen dem Prinzip, zuerst einen „schweren“ Shoa-Text vorzutragen, dann, je nach Diskussions-Intensität (nach jedem Text versuchte die Autorin mit ihrem Publikum ins Gespräch zu kommen) und Publikums-Interesse, ein oder zwei aktuelle bzw. phantastische Texte und zum Abschluss einen „leichten“ satirisch-humoristischen Text, im konkreten Fall »Die seltsame Geschichte der Maria Fernanda Soarez«.

Es zeigte sich nun, dass insbesondere die Lesung des oben vorgestellten Textes »Nashkach« die jüngere Schülergruppe zu sehr gezielten Fragen das israelische Selbstverständnis, das jüdische Religionsverständnis, aber auch das Selbstverständnis der Autorin vor dem Hintergrund ihrer bundesdeutschen Staatsangehörigkeit betreffend motivierte. Speziell auf das Literarisch-Handwerkliche zielende Fragen (Wie sind Sie gerade auf diese Geschichte gekommen? Wie schreiben Sie die Texte? etc.) fehlten hier. Offensichtlich bewirkte die Unmittelbarkeit der Begegnung mit einer Vertreterin der ersten Folge-Generation eine entschiedene Dominanz des Thematischen.

Die übrigen Texte forderten dagegen bei beiden Gruppen sowohl inhaltlich-thematische als auch literarisch-handwerkliche Fragen heraus, mit Ausnahme der »Seltsamen Geschichte der Maria Fernanda Soarez«. Sie hatte einzig allgemeine Erheiterung zur Folge.

Der Eindruck, dass die jüngeren Schüler spontaner fragten als die älteren, wurde von der Autorin aus ihrer Erfahrung als Tendenz bestätigt.

c) Barbara Honigmann – der Blick auf jüdische Problematiken

(4) „Die Rolle der Frau in unterschiedlichen kulturellen Kontexten. Christentum – Judentum – Islam“

Gemeinsames Projekt der Fächer Deutsch und Religion

Voraussetzung:

Im Religionsunterricht wurden die drei Buch-Religionen in ihren Grundzügen behandelt. Nun soll der aus den Inhalten der Religionen resultierende Effekt auf die Rolle der Frau in der jeweiligen kulturellen Gemeinschaft erarbeitet werden. Im Deutsch-Unterricht beschäftigt man sich gerade mit der Literatur des 20. Jahrhunderts in Hinblick auf einzelne Phänomene. Man möchte den Bereich „Literatur von Frauen“ anhand exemplarischer Lektüre vertiefen.

Vorgehensweise:

Nachdem im Religions-Unterricht anhand von entsprechendem Material von den Schülern gemeinsam mit dem Lehrer die Grundzüge der jeweiligen kulturell definierten Frauen-Rollen erarbeitet worden sind, wird das Projekt an den Deutsch-Unterricht „übergeben“.

Diesem kommt es nun zu, exemplarische Literarisierungen der jeweiligen Frauen-Rollen zu analysieren. In diesem Sinne werden zunächst drei Texte ausgewählt, also je einer pro Kultur-Gemeinschaft, zum Beispiel:

- Marlen Haushofer: »Die Wand«
- Barbara Honigmann: »Soharas Reise«
- Malika Oufkir / Michèle Fitoussi: »Die Gefangene. Vom königlichen Palast in dunkle Kerker, ein Frauenschicksal in Marokko«

Im folgenden ist eine Vorgehensweise wie in Unterrichts-Situation (1) möglich.

Didaktisches Ziel der Projekt-Arbeit ist – neben der Erarbeitung von Inhalten – die sachliche und objektive Darstellung derselben für Dritte.

d) Rafael Seligmann – noch einmal der Blick auf jüdische Problematiken

(5) „Das europäische Judentum nach 1945. Der deutschsprachige Raum: Abgrenzung, Integration oder Assimilation?“

Gemeinsames Projekt der Fächer Deutsch und Geschichte

Voraussetzung:

Für das Fach Deutsch wie in Unterrichts-Situation (3). Im Geschichtsunterricht wurde der Zeitraum bis 1945 besprochen. Historisch-kulturelle Kenntnisse (Geistesströmungen,

wichtige historische Daten) bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges können folglich als gegeben betrachtet werden.

Vorgehensweise:

Zunächst wurde im Geschichtsunterricht anhand diverser Materialien (Geschichtsbücher, Zeitungen, Zeitschriften, Magazinartikel, ggf. Autobiographien) die von außen dokumentierte Situation der jüdischen Bevölkerungsgruppe im mitteleuropäischen, insbesondere im deutschsprachigen Raum, nach Ende des Zweiten Weltkrieges erarbeitet.

Nach der „Übergabe“ des Projektes an den Deutschunterricht widmet man sich dort der formulierten Themenstellung unter literarischem Aspekt: Am Beispiel von Rafael Seligmanns »Musterjude« oder am Beispiel seines Textes »Schalom, meine Liebe« wird der Blick von innen auf die gesellschaftlich-kulturelle Situation analysiert und ggf. dem im Geschichtsunterricht erarbeiteten Blick von außen kontrastiert. Im Fall von »Schalom, meine Liebe« könnte ggf. die Film-Version in Hinblick auf die Präsentation der Projektergebnisse (entsprechende Film-Ausschnitte) miteinbezogen werden.

Im weiteren kann man grundsätzlich wie in Unterrichtssituation (2) vorgehen. Es werden dieselben didaktischen Ziele wie dort verfolgt.

e) Elazar Benyoëtz – fächerübergreifende Vertiefung von Kenntnissen und Fertigkeiten

(6) „Letzte Morgenstunde der Aufklärung oder Goethes ganz privater Ahasver“

Gemeinsame Analyse zur Veranschaulichung literaturgeschichtlicher Ausführungen oder als Grundlage einer Fachbereichsarbeit

Wie in Unterrichtssituation (3) (Autoren-Lesung ist komplizierter, aber bei entsprechender Planung wohl denkbar).

Voraussetzung:

Literaturwissenschaftliche Grundkenntnisse wurden vermittelt (Genres, Versmaße) und mehrfach angewandt. Historisch-kulturelle Kenntnisse (Geistesströmungen, wichtige historische Daten) bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts können als gegeben betrachtet werden. Literarhistorische Kenntnisse die Zeit bis 1945 betreffend wurden anhand exemplarischer Lektüre vertieft.

Vorgehensweise:

Nach der kurzen erläuternden Ankündigung des neuen Themas („Literatur des Überlebens: Die Shoa und die deutschsprachige Literatur von jüdischen Autorinnen und Autoren nach 1945“) wird den Schülern der Text »Letzte Morgenstunde der Aufklärung oder Goethes ganz privater Ahasver« des Autors Elazar Benyoëtz vorgelegt. Außerdem erhalten sie je zwei identische Arbeitsblätter, die abgesehen von einzelnen Fragestellungen zu Aspekten des Textes (siehe unten) leer sind. Die Arbeitsblätter enthalten einleitend Raum für Notizen zur Biographie des Autors Elazar Benyoëtz.

Die Bearbeitung des Textes anhand der Fragestellungen ist als Arbeit in Kleingruppen (3–4 Schüler je nach Klassengröße) vorgesehen. Sie wird zum Teil in der Schulbibliothek stattfinden.

Je nach Arbeitstempo der Schüler wird sich die Arbeit über unterschiedlich viele Unterrichtseinheiten erstrecken. Zwar sollte vorab ein grundsätzlicher Zeit-Rahmen für die Fertigstellung der Arbeit vereinbart werden (je nach Anzahl und Intensität der Fragestellungen zwei bis max. drei Unterrichtseinheiten plus eine Unterrichtseinheit für Vortrag und Besprechung der Ergebnisse), jedoch sollte dem Arbeitsergebnis der Vorrang vor der Einhaltung des Zeit-Limits eingeräumt werden. Auf eine Auslagerung einzelner Arbeitsschritte in die häusliche Arbeit sollte im Interesse des (auch) angestrebten handwerklichen Übungs-Effektes verzichtet werden. Die Hilfestellung durch den Lehrer beschränkt sich auf Verständnisfragen abseits der Fragestellungen (Was heißt ...?) und technische Hilfen (Wo suche ich, wenn ich ... wissen möchte?).

Jede Gruppe versucht alle Fragestellungen zu beantworten (Notizen auf einem der Arbeitsblätter). Jede Gruppe trägt aber nur ihre Ergebnisse zu jeweils einer Fragestellung vor. Die übrigen Ergebnisse vergleicht sie mit den Ergebnissen der jeweils referierenden Gruppe. Abweichende Ergebnisse sollen vorgetragen und diskutiert werden, das gemeinsam erreichte Ergebnis soll auf dem noch freien Arbeitsblatt stichwortartig festgehalten werden.

Zunächst jedoch wird der Text vom Lehrer vorgetragen. Es ist gelegentlich für das inhaltliche Verständnis von Texten hilfreich, wenn man sie hört.

Der Lehrer erklärt diese Vorgehensweise einleitend, bevor er zu lesen beginnt.

Arbeitsblatt:

Mögliche Fragestellungen: Gemeinsames Arbeiten am Text

- Analysieren Sie den Text nach formalen Kriterien: Genre, äußerer Aufbau, Stil (Wortwahl, Syntax etc.), rhetorische Figuren, Tropen, ggf. Metrum, und fassen Sie den Inhalt kurz zusammen.
- In welcher Beziehung stehen Form und Inhalt in dem vorliegenden Text? Analysieren Sie den Text schrittweise.
- Welche Persönlichkeiten / Namen werden genannt? In welchen historischen und kulturellen Zusammenhang gehören sie? In welche Beziehung zueinander stellt sie der Text?
- Welches Bild der Aufklärung zeichnet der Text? Welche Aspekte / Persönlichkeiten stellt er diesbezüglich in den Vordergrund? In welchem Verhältnis steht dieses Bild der Aufklärung zu jenem Bild der Aufklärung, das Ihnen im Unterricht vermittelt worden ist?
- Wie erklären Sie sich vor diesem Hintergrund den Titel des Textes?
- Welche Gesamtaussage des Textes ließe sich eventuell formulieren? Besteht für den Autor ein Zusammenhang zwischen (deutscher) Aufklärung und Shoa? Wenn ja, inwiefern?

Anmerkungen

- 1) Der vorliegende Beitrag geht zurück auf ein im April 2000 für das Pädagogische Institut des Landes Tirol abgehaltenes Fortbildungs-Seminar. Voraus ging diesem im Wintersemester 1999-2000 ein literaturwissenschaftliches Proseminar der Verfasserin an der Universität Innsbruck.
- 2) Vgl. Das Haus im Niemandsland. Interview mit Angelika Schrobsdorff. Jerusalem, 4. September 1996, in: dtv-Magazin, 1/1997, 8-9, hier: 8.
- 3) Vgl. Angelika Schrobsdorff: Die Reise nach Sofia, München 1999; Du bist nicht wie andere Mütter, München 1998; Grandhotel Bulgaria, München 1997; Jericho. Eine Liebesgeschichte, München 1997; Jerusalem war immer eine schwere Adresse, München 1991.
- 4) Hierzu zählen: Angelika Schrobsdorff: Du bist nicht wie andere Mütter; Grandhotel Bulgaria; Jerusalem war immer eine schwere Adresse.
- 5) Vgl. Ronnith Neumann: Heimkehr in die Fremde. Roman, Göttingen 1985.
- 6) Vgl. Stefan Brams: „Ich bin ausgewandert worden“, in: Neue Westfälische Zeitung, 2. 9. 1992 (enthalten in der vom Fischer Verlag, Frankfurt a. M. zusammengestellten Autoren-Pressemappe).
- 7) Vgl. dazu die über den Fischer Verlag in Frankfurt erhältliche Vita der Autorin.
- 8) Gemeint sind: Ronnith Neumann: Nirs Stadt, Frankfurt a. M. 1991; Die Tür, Frankfurt a. M. 1992; Ein stürmischer Sonntag, Frankfurt a. M. 1996.
- 9) Seitenangaben in Reihenfolge der Nennung im Text: aus „Die Tür“: 106-111, 120-133; aus: „Ein stürmischer Sonntag“: 63-78, 90-98, 103-109, 169-180.
- 10) Zu Barbara Honigmanns Vita vgl. KLG, Bd. 5, „Honigmann, Barbara“, 1-4.
- 11) Vgl. Barbara Honigmann: Soharas Reise, Reinbek bei Hamburg 1998; Roman von einem Kinde, Frankfurt a. M. 1986; Eine Liebe aus nichts, Berlin 1991; Damals, dann und danach, München 1999.
- 12) Rafael Seligmann: Rubinsteins Versteigerung, München 1989; Die jiddische Mamma, München 1990; Der Musterjude, München 1999; Schalom, meine Liebe, München 1998.
- 13) Vgl. Elazar Benyoëtz: Treffpunkt Scheideweg, 161.
- 14) Zu Elazar Benyoëtz' Vita vgl. [Veronika Bernard]: Elazar Benyoëtz, in: Dietz-Rüdiger Moser (Hg.): Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur seit 1945, 2 Bde., München 1997, Bd. 1, 109-111.
- 15) Vgl. Elazar Benyoëtz: Treffpunkt Scheideweg, München, Wien 1990; Brüderlichkeit. Das älteste Spiel mit dem Feuer, München, Wien 1994; Worthaltung, München, Wien 1977; Vielleicht - Vielschwer, München 1981.
- 16) Vgl. Elazar Benyoëtz: „Letzte Morgenstunde der Aufklärung oder: Goethes ganz privater Ahasver“, in: E. B.: Treffpunkt Scheideweg, München, Wien 1990, 145-155.
- 17) Zu Issachar Falkensohn Behr vgl. Lexikon deutsch-jüdischer Autoren, hg. vom Archiv Bibliotheca Judaica, Bd. 6, München 1998, 484-485.
- 18) E. Benyoëtz: Treffpunkt Scheideweg, 141.
- 19) Berufsbildende Mittlere und Höhere Schulen.

Besprochene Literatur:

Benyoëtz, Elazar: Treffpunkt Scheideweg. München, Wien: Hanser, 1990.

Honigmann, Barbara: Soharas Reise, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, 1998.

- Neumann, Ronnith: Heimkehr in die Fremde. Roman. Göttingen: Schlender Verlag, 1985.
- dies.: Die Tür. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1992.
- dies.: Ein stürmischer Sonntag, Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1996.
- Schrobsdorff, Angelika: Jericho. Eine Liebesgeschichte, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1997.
- dies.: Die Reise nach Sofia. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1999.
- Seligmann, Rafael: Der Musterjude. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1999.
- dies.: Schalom, meine Liebe. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1998.

☞ Veronika Bernard ist Deutschlehrerin an einer berufsbildenden höheren Schule sowie Universitätslektorin an der Universität Innsbruck. Oskar-Pirlo-Straße 42, A-6330 Kufstein.
E-Mail: hbla-kufstein@gmx.at

Deutsch in der Oberstufe

Passagen

Text- und Arbeitsbuch
In den Teatiteln schafft Passagen in zehn Kapiteln und zwei Kultur bzw.

Sprachgeschichtlichen Co kursen Zugänge zu Vertrautem und Fremden. In den zugeordneten Arbeits- und Methodenteilen wird Methodikkompetenz vermittelt, um die Anforderungen der Bereiche

Literatur und Literaturgeschichte, Reflexion über Sprache sowie Sprechen und Schreiben zu verbinden. Der Anhang fasst Arbeitstechniken und Aufsatzmodelle zusammen, gibt Hinweise zu Nachschlagewerken und Internetadressen und macht Vorschläge für die Erstellung einer Leseliste; das Glossar klärt von "Akt" bis "Zeichenprung" die wichtigsten Begriffe der Literaturwissenschaft.

800 Seiten ISBN 3 12 350410 7 ATS 410,



Facetten

Lese- und Arbeitsbuch
Ein offener, motivierender und fächerübergreifender Zugang zu allen Bereichen des Deutschunterrichts in der Oberstufe.

Unterrichtsvorhaben und Projekte; Texte und Themen; Fakten, Daten, Informationen; unter diesen Hauptkapiteln setzt Facetten besondere Akzente:

- Mit den didaktisch-methodisch ausgearbeiteten Sequenzen
- Mit der methodisch geführten Begleitung von Schreibprozessen
- Mit der Förderung selbständigen Arbeitens
- Mit der Sequenz zum fächerübergreifenden Arbeiten
- Mit dem Schwerpunkt Lesen - Leseförderung
- Mit der Einbeziehung von Weltliteratur
- Mit der Epochenübergreifenden Perspektive mit dem Schwerpunkt auf Epochen umbrüche
- Mit der Thematisierung von Mehrsprachigkeit
- Mit dem Blick auf Medienvielfalt und Literaturverfilmung

584 Seiten ISBN 3-12-350430-1 ATS 398,-



In jeder gut sortierten Buchhandlung

Klett

FRIEDRICH JANSHOFF

Deutsch(sprachig)-jüdische Literatur im Deutschunterricht

Bibliographische Notizen mit kommentierenden Hinweisen

Es ist (...) nicht die Aufgabe der Literaturwissenschaft, selber festzulegen und zu bestimmen, was deutsch-jüdische Literatur sei, welche Autoren zu ihrer Geschichte und welche Texte zu ihrem Korpus gehören. Es geht nicht darum, Normen und Kriterien wie Herkunft, Substanz, Stoffe, Motive, Sprache, Stil vorzugeben, um zu einer eindeutigen Definition der deutsch-jüdischen Literatur zu gelangen (...). Die Aufgabe einer wissenschaftlichen Beschreibung wird vielmehr darin bestehen, ihrerseits literarische Selbstbestimmungsdiskurse zum Gegenstand zu machen und zu fragen, mit welchen argumentativen Verfahren in den verschiedenen historischen Debatten, letztlich aber in jedem einzelnen Schreibakt, in jedem einzelnen Text, der irreduzibel vieldeutige interkulturelle Raum der deutsch-jüdischen Literatur konstruiert und interpretiert wird. (Kilcher 2000, XIV/XV)

Die folgende Auswahl von rund 70 Büchern und Aufsätzen aus den Jahren 1986 bis 2000 möchte – ergänzend zu den Beiträgen des vorliegenden Hefts – zur intensive(re)n Beschäftigung und Auseinandersetzung mit Autor(inn)en, Werken und Themen deutsch(sprachig)-jüdischer Literatur sowie (deutschsprachig-jüdischer und israelischer) Kinder- und Jugendliteratur besonders des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart anregen.

Nachschlagewerke, Übersichtsdarstellungen und Anthologien

Die folgenden Bibliographien und Nachschlagewerke, literaturgeschichtlichen Darstellungen und wissenschaftlichen Buchreihen ermöglichen, alphabetisch oder systematisch geordnet, knapp oder ausführlich angelegt Überblicke über und Einsichten in deutsch(sprachig)-jüdisches Schreiben von der Aufklärung bis zur Gegenwart sowie in wichtige literaturwissenschaftliche und kulturgeschichtliche Forschungsschwerpunkte und -ergebnisse.

– Bibliographische und lexikalische Nachschlagewerke

Bolbecher, Siglinde; Kaiser, Konstantin (Hrsg.): Lexikon der österreichischen Exilliteratur. Wien: Deuticke 2000. ISBN 3-216-30548-1

Kilcher, Andreas B. (Hrsg.): Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur. Jüdische Autorinnen und Autoren deutscher Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Stuttgart: Metzler 2000. ISBN 3-476-01682-X

Lexikon deutsch-jüdischer Autoren. Archiv Bibliographia Judaica. Redakt. Leitg.: Renate Heuer. 16 Bde. [geplant]. München: Saur 1992 ff. ISBN 3-598-22680-2 [bisher: Bd. 1 bis 9, 1992-2001]

Seeber, Ursula; Douer, Alisa; Blaschwitz, Edith (Hrsg.): Kleine Verbündete. Vertriebene österreichische Kinder- und Jugendliteratur. Wien: Picus 1998. ISBN 3-85452-276-2

Shavit, Zohar; Ewers, Hans-Heino (Hrsg.): Deutsch-jüdische Kinder- und Jugendliteratur von der Haskala bis 1945. Die deutsch- und hebräischsprachigen Schriften des deutschsprachigen Raums. Ein bibliographisches Handbuch. 2 Bde. Stuttgart: Metzler 1996. ISBN 3-476-01421-5

– Systematische (literaturgeschichtliche) Darstellungen

Lamping, Dieter: Von Kafka bis Celan. Jüdischer Diskurs in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1998. (Sammlung Vandenhoeck). ISBN 3-525-01221-7

Schütz, Hans J.: „Ein deutscher Dichter bin ich einst gewesen“. Vergessene und verkannte Autoren des 20. Jahrhunderts. München: Beck 1988. ISBN 3-406-33308-7

Schütz, Hans J.: „Eure Sprache ist auch meine“. Eine deutsch-jüdische Literaturgeschichte. Zürich: Pendo 2000. ISBN 3-85842-382-3

Serke, Jürgen: Böhmisches Dörfer. Wanderungen durch eine verlassene literarische Landschaft. Wien: Zsolnay 1987. ISBN 3-552-03926-0

Serke, Jürgen: Die verbrannten Dichter. Lebensgeschichten und Dokumente. Erw. Neuausg. Weinheim: Beltz und Gelberg 1992. ISBN 3-407-80721-X

Zohn, Harry: „...ich bin ein Sohn der deutschen Sprache nur...“ Jüdisches Erbe in der österreichischen Literatur. Darstellungen und Dokumentation. Wien: Amalthea 1986. ISBN 3-85002-210-2

– Wissenschaftliche Buchreihen

Campus Judaica (Frankfurt am Main: Campus, seit 1995)

Conditio Judaica. Studien und Quellen zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte. (Tübingen: Niemeyer, seit 1992)

– Veröffentlichungen zu Kultur und Sprache

Birnbaum, Salomo A.: Die jiddische Sprache. Ein kurzer Überblick und Texte aus acht Jahrhunderten. 3., durchges. und erw. Aufl. Hamburg: Buske 1997. ISBN 3-87548-098-8

Grübel, Monika: Schnellkurs Judentum. Köln: DuMont 1996. (DuMont-Taschenbücher. 505). ISBN 3-7701-3496-6

Jüdische Identität zwischen Emanzipation und Assimilation. Das jüdische Echo. Europäisches Forum für Kultur & Politik. Vol. 48, Tischri 5760, Oktober 1999.

Hödl, Klaus (Hrsg.): Jüdische Identitäten. Einblicke in die Bewußtseinslandschaft des österreichischen Judentums. Innsbruck: StudienVerlag 2000. (Schriften des David-Herzog-Centrums für Jüdische Studien. 1). ISBN 3-7065-1459-1

Löttsch, Ronald: Duden – Jiddisches Wörterbuch. 2., durchges. Aufl. Mannheim: Dudenverl. 1992. (Duden-Taschenbücher. 24). ISBN 3-411-06241-X

McCreery, Elaine: Religionen kennen lernen – Judentum. Mülheim: Verl. an der Ruhr 1998. ISBN 3-86072-339-1

Schoeps, Julius H.; Wallenborn, Hiltrud (Hrsg.): Juden in Europa. Ihre Geschichte in Quellen. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters. Darmstadt: Primus 2000. ISBN 3-89678-402-1

Solomon, Norman: Judentum. Eine kurze Einführung. Stuttgart: Reclam 1999. (Universal-Bibliothek, Reclam Wissen. 9780). ISBN 3-15-009780-0

– Exemplarische literarische Anthologien

Der Born Judas. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von Micha Josef bin Gorion. Hrsgg. u. mit e. Nachw. von Emanuel bin Gorion. Frankfurt am Main: Jüdischer Verl. 1993. ISBN 3-633-54074-1

Faerber, Meir M. (Hrsg.): Auf dem Weg. Eine Anthologie deutschsprachiger Literatur in Israel. Gerlingen: Bleicher 1989. ISBN 3-88350-442-4

Feinberg, Anat (Hrsg.): Rose unter Dornen. Frauenliteratur aus Israel. Gerlingen: Bleicher 1993. ISBN 3-88350-723-7

Herzog, Andreas (Hrsg.): Ost und West. Jüdische Publizistik 1901-1928. Leipzig: Reclam 1996. (Reclam-Bibliothek. 1557). ISBN 3-379-01557-1

Lamping, Dieter (Hrsg.): Dein aschenes Haar Sulamith. Dichtung über den Holocaust. München: Piper 1992. (Serie Piper. 1506). ISBN 3-492-11506-3

Pazi, Margarita (Hrsg.): Spurenlese. Deutschsprachige Autoren in Israel – eine Anthologie. Gerlingen: Bleicher 1996. ISBN 3-88350-737-7

Schlör, Joachim (Hrsg.): Wenn ich dein vergesse, Jerusalem. Bilder jüdischen Stadtlebens. Leipzig: Reclam 1995. (Reclam-Bibliothek. 1534). ISBN 3-379-01534-2

Wallas, Armin A. (Hrsg.): Texte des Expressionismus. Der Beitrag jüdischer Autoren zur österreichischen Avantgarde. Graz: Droschl 1988. ISBN 3-85420-279-2

Anschaulich und in verständlicher Form zeichnet ein „Schnellkurs“ (Grübel 1996) nicht nur die Geschichte des Judentums von den Anfängen bis zur Gegenwart, von der Zerstreuung in die Diaspora bis zur Gründung des Staates Israel nach, in Text und Bild bietet er beispielsweise auch Informationen über die gesellschaftlich-religiösen Traditionen jüdischen Lebens von der Geburt bis zum Tod, über die Fest- und Trauertage des jüdischen Kalenders und über die Speisevorschriften sowie zur jiddischen Literaturgeschichte. Eine auf fünf Bände angelegte wissenschaftliche Darstellung (beginnend mit Schoeps/Wallenborn, Hg. 2000) macht in deutscher Übersetzung Texte zur Geschichte des Judentums in Europa zugänglich, in denen die „wichtigsten Ereignisse, politischen Strukturen, kulturellen, religiösen und geistigen Entwicklungen sowie wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge“ dokumentiert sind. Eine inhaltliche Einführung, die den historischen Kontext der Quellen entfaltet, ein thematisches Verzeichnis der Quellen und zahlreiche erläuternde Anmerkungen erleichtern auch Lesern ohne spezielle Vorkenntnisse das Verständnis des weitgehend Unbekannten.

Anders als noch Anfang der 90er Jahre, als mit dem allmählichen Verstummen der letzten Überlebenden der Shoa die deutsch(sprachig)-jüdische Literatur zumindest aus feuilletonistisch-literaturkritischer Sicht für unwiderruflich beendet erklärt werden konnte (vgl. Lamping 1998, 152), wird sowohl aus einigen Beiträgen des vorliegenden Hefts als auch aus den auf die Gegenwartsliteratur bezogenen Kapiteln bzw. Einträgen einer literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem „jüdischen Diskurs in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts“ (Lamping 1998), einer vollständig überarbeiteten und erweiterten Fassung einer „deutsch-jüdische(n) Literaturgeschichte“ (Schütz 2000) und eines umfangreichen Lexikons der deutsch-jüdischen Literatur (Kilcher, Hg. 2000) beispielhaft deutlich, daß das „Schreiben der deutsch-jüdischen Literatur (...) nicht mehr als beendet verstanden werden (kann): es wird, wenn auch ganz anders als vor 1933 und kaum anders als unter dem Eindruck erlittener Gewalt, fortgeschrieben“ (Kilcher 2000, XVIII). Übereinstimmend wird festgestellt, daß zahlreiche Werke junger deutschsprachig-jüdischer Autoren und Autorinnen – etwa der Generation der 30- bis 40jährigen – „den Konflikt zwischen einer deutschen und einer jüdischen Identität, aber auch die Auseinandersetzung mit der deutschen wie der jüdischen Identität“ thematisieren (Schütz 2000, 419). Deutsch(sprachig)-jüdische Literatur könne als „eine historisch und politisch-geographisch deterritorialisierte Literatur, eine Literatur zwischen Ereignissen, Nationen und Politiken“ verstanden werden (Kilcher 2000, XIX). Als Einstiegslektüre in die Diskussion um die Suche nach „jüdische(n) Identitäten“ eignen sich das jeweilige Schlußkapitel „Die ‚beschränkte Hoffnung‘: Jüdischer Diskurs in der deutschen Gegenwartsliteratur“ (Lamping 1998, 152-163) und „Nach dem Holocaust“ (Schütz 2000,

393-426) sowie – wegen der ausführlichen Behandlung der einzelnen Werke – besonders der Aufsatz „Jüdische Identität in der österreichischen Nachkriegsliteratur. Peter Henisch, Robert Schindel, Robert Menasse und Doron Rabinovici“ (von Andrea Kunne, in: Hödl, Hg. 2000, 271-306). Überblicke unterschiedlicher Reichweite bieten Lamping (1998) aus literaturwissenschaftlicher Perspektive mit weiteren Themen, wie Heine-Rezeption, jiddische Literatur, Kafka, Joseph Roth, Exil, Paul Celan und Nachkriegsliteratur, sowie Schütz (2000) mit seiner für einen „größeren Kreis Interessierter“ bestimmten Darstellung, die u. a. „Aufklärung und Emanzipation“, „Juden im Zweiten Kaiserreich“, „Das jüdische Wien“, „Die Vernichtung des deutschen Judentums“ und „Das jüdische Exil“ behandelt. Gleichzeitig ermöglicht die „Auswahlbibliographie“ (Schütz 2000, 475-480) den Zugang zu wichtigen literaturwissenschaftlichen, literatur- und kulturgeschichtlichen Nachschlagewerken, Darstellungen und Sammelbänden.

Unentbehrlich ist das rund 280 Artikel („Porträts“) umfassende Literaturlexikon (Kilcher, Hg. 2000) mitsamt seiner „Einleitung“ (vom Herausgeber, V-XX) einerseits hinsichtlich des gelungenen Versuchs einer Klärung (Rekonstruktion und Neubestimmung) des Begriffs der deutsch(sprachig)-jüdischen Literatur und andererseits hinsichtlich der ebenfalls gelungenen Darstellung der jeweiligen Standortbestimmung des bzw. der Schreibenden in den einzelnen Artikeln (vgl. z. B. die Porträts von E. Dischereit, R. Menasse, Ch. Noll, D. Rabinovici, R. Schindel u. VI. Vertlib), wobei hervorzuheben ist, daß die „Frage nach der jüdischen Selbstbestimmung bzw. der Partizipation an jüdischen Selbstbestimmungsdiskursen der Moderne (...) gerade auch einer großen Anzahl von wenig bekannten Namen“ gilt (Kilcher 2000, XIX). Aufschlußreich für die Suche nach unbekannt gebliebenen oder vergessenen Autoren und Autorinnen ist die vollständige Liste der Artikel, die neben drei exemplarischen Probeartikeln (zu Franz Kafka, Jean Améry und Esther Dischereit) unter <http://www.metzlerverlag.de/Kilcher/index.html> im Internet zu finden ist.

Fachdidaktische und unterrichtspraktische Veröffentlichungen

Wenn man in allgemeinen und speziellen, gedruckten Bibliographien und elektronischen bibliographischen Datenbanken auf CD-ROM oder im Internet unter Verwendung der offenen Suchbegriffe „juden?“, „literatur?“ und „deutsch?“ nach selbständigen und un-selbständigen fachdidaktischen und unterrichtspraktischen Veröffentlichungen sucht, gelangt man zu spezifischen für die weitere Suche hilfreichen Eingrenzungen und Variationen der Suchbegriffe, wie „judenbild“, „antisemitismus“ „judenverfolgung“, „judenvernichtung“, „holocaust“, „shoa(h)“, „literaturwissenschaft“, „literaturunterricht“, „deutschunterricht“ und weiter: „hebräisch“, „israelisch“, „jiddisch“. Außerdem geraten zusätzlich thematisch relevante Veröffentlichungen aus der Kinder- und Jugendliteraturforschung in den Blick. Die Suche führt immer wieder zu den Titelangaben folgender Zeitschriften-Themenhefte und Unterrichtsmaterialien:

Oomen, Hans-Gert; Schmid, Hans-Dieter (Hrsg.): Vorurteile gegen Minderheiten. Die Anfänge des modernen Antisemitismus am Beispiel Deutschlands. Stuttgart: Reclam 1978. (Universal-Bibliothek, Arbeitstexte für den Unterricht. 9543). ISBN 3-15-009543-3

Juden in der deutschen Literatur. Der Deutschunterricht 36.1984, H. 4.

Juden in der deutschen Literatur 2. Der Deutschunterricht 37.1985, H. 3.

Hoffmann, Christhard; Passier, Bernd (Hrsg.): Die Juden. Vorurteil und Verfolgung im Spiegel literarischer Texte. Stuttgart: Reclam 1986. (Universal-Bibliothek, Arbeitstexte für den Unterricht. 9596). ISBN 3-15-009596-4

Jud Süß. Zur Darstellung von Juden in der deutschen Literatur. Deutsch betrifft uns 1986, H. 9.

Kinder und Holocaust. Der Deutschunterricht 49.1997, H. 4.

Feuchert, Sascha (Hrsg.): Holocaust-Literatur. Auschwitz. Stuttgart: Reclam 2000. (Universal-Bibliothek, Arbeitstexte für den Unterricht. 15047). ISBN 3-15-015047-7

Die aufgeführten – nach Erscheinungsjahren geordneten – Veröffentlichungen stehen stellvertretend für die in einer Vielzahl weiterer Beiträge behandelten Themenschwerpunkte „Assimilation“, „Antisemitismus“, und „Shoa/Holocaust“, während die folgenden autor(inn)en-, werk- und themenbezogenen Beiträge literaturdidaktische und unterrichtspraktische Überlegungen und Vorschläge bieten, die im Hinblick auf den eingangs zitierten Vorschlag, sich dem „irreduzibel vieldeutige(n) interkulturelle(n) Raum“ der deutsch(sprachig)-jüdischen Literatur des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart über die Thematisierung „literarische(r) Selbstbestimmungsdiskurse“ anzunähern, gelesen und ausgewertet werden können:

– Autoren- und werkbezogene Beiträge der Literaturdidaktik

Frank, Ursula: Lyrik des Holocaust – wider das Vergessen. Deutsch betrifft uns 1999, H. 1. [Rose Ausländer, Paul Celan, Gertrud Kolmar, Nelly Sachs u. a.]

Bleier-Staudt, Elke: Exil und Heimkehr – Rose Ausländer und Hilde Domin. 36 Arbeitsblätter mit didaktisch-methodischen Kommentaren, Sekundarstufe II. Stuttgart: Klett 1996. (Arbeitsblätter Deutsch). ISBN 3-12-927419-7

Graf, Günter: Jurek Becker „Bronsteins Kinder“. 26 Arbeitsblätter mit didaktisch-methodischen Kommentaren. Stuttgart: Klett 1994. (Arbeitsblätter Deutsch). ISBN 3-12-927414-6

Pasche, Wolfgang: Lektürehilfen Jurek Becker, „Bronsteins Kinder“. Stuttgart: Klett 1994. (Klett-Lektürehilfen). ISBN 3-12-922348-7

Schenk, Frank: Die Kinder mit dem gelben Stern. Schilderungen von Kindheit in den Texten Jurek Beckers. Beiträge Jugendliteratur und Medien 49.1997, H. 1, 14-26.

Hebel, Franz: Grenzen des Verstehens. Paul Celans „Todesfuge“ als intrakultureller Text. Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 13.1987, 108-118.

Holzner, Johann; Wiesmüller, Wolfgang: Das zerbrechliche Gedicht. Paul Celans „Todesfuge“ zwischen Literaturdidaktik und Unterrichtspraxis. Diskussion Deutsch 19.1988, H. 100, 157-171.

Stamm, Rainer: Paul Celans Gedicht „Schwarze Flocken“ als verdichtete Trauerarbeit. Diskussion Deutsch 25.1994, 229-234.

Malsch, Gabriele: Stimmen nach Natur und zu Protokoll. Leseversuche mit einem Hörspiel Albert Drachs. Lehren und lernen 22.1996, H. 4, 12-21.

Thalheim, Peter: Lion Feuchtwanger, Geschwister Oppermann. Interpretation. München: Oldenbourg 1994. (Oldenbourg-Interpretationen. 68). ISBN 3-486-88667-3

Benl, Rotraud; Streets, Angelika: Es wurde eine ganze Kindheit damit verbracht, sich die Heimat zu vergegenwärtigen. Georges-Arthur Goldschmidt: Das Schicksal eines Emigranten zwischen Deutsch und Französisch. Praxis Deutsch 22.1995, 57-60.

Fingerhut, Karlheinz; Stückrath, Jörn: „Wie man Heine fressen kann und verdauen“. Wolf Biermann im Gespräch. Der Deutschunterricht 49.1997, H. 5, 63-77.

Schiavoni, Giulio: Heine und die „Blutschuld“ der Juden. Über die Erzählung „Der Rabbi von Bacherach“. Der Deutschunterricht 49.1997, H. 5, 49-55.

Stefan Heym: „Ahasver“. Der Mythos in der Literatur. Deutsch betrifft uns 1994, H. 2.

Gerstenberger, Katharina; Pohland, Vera: Der Wichser. Edgar Hilsenrath – Schreiben über den Holocaust, Identität und Sexualität. Der Deutschunterricht 44.1992, H. 3, 74-91.

Bauer, Barbara: Jüdische Identitätsprobleme und ein Strukturgesetz der Holocaust-Memoiren. Ein Einführungsvorschlag für die Sekundarstufe II. Der Deutschunterricht 49.1997, H. 4, 5-19. [Ruth Klüger, Primo Levi u. a.]

Braese, Stephan; Gehle, Holger: Ruth Klügers Autobiographie „weiter leben. Eine Jugend“ in der deutschen Rezeption. Der Deutschunterricht 47.1995, H. 6, 76-87.

Heidelberger-Leonard, Irene: Ruth Klüger, Weiter leben. Eine Jugend. Interpretation. München: Oldenbourg 1996. (Oldenbourg-Interpretationen. 81). ISBN 3-486-88680-0

Kammler, Clemens: Ein Ereignis im Ausschwitz-Diskurs. Ruth Klügers Autobiographie „weiter leben. Eine Jugend“ im Unterricht. Der Deutschunterricht 47.1995, H. 6, 19-30.

Blanke, Hans-Jürgen: Joseph Roth, Hiob. Interpretation. München: Oldenbourg 1993. (Oldenbourg-Interpretationen. 58). ISBN 3-486-88657-6

Göggel, Emil: Lektürehilfen Joseph Roth, „Hiob“. Stuttgart: Klett 1991. (Klett-Lektürehilfen). ISBN 3-12-922341-X

Joseph Roth: „Hiob“. Deutsch betrifft uns 1994, H. 4.

Schrey, Dieter: Auch die Schwächeren haben auf der Welt was zu suchen! Schülerinnen und Schüler der Klasse schreiben dialogische und erzählende Texte zu Joseph Roths „Hiob“. Lehren und lernen 24.1998, H. 2, 31-37.

Zimmer, Michael: Joseph Roth, Hiob. Interpretationen und unterrichtspraktische Hinweise. Hollfeld: Beyer 1998. (Analysen und Reflexionen. 83). ISBN 3-88805-160-6

Vogt, Jochen: Geschichten eines Adjektivs. Was man mit einem kleinen Text von Anna Seghers machen kann. Der Deutschunterricht 49.1997, H. 4, 20-27.

Schulz, Georg-Michael: Die Shoa und das Theater. Gewalt in George Taboris Dramatik und Theaterarbeit. Der Deutschunterricht 52.2000, H. 6, 57-65.

Trilse-Finkelstein, Jochanan: Vom Theaterstück zum Drama. Über den deutschsprachigen österreichisch-jüdischen Israeli Max Zweig. Deutschunterricht 45.1992, 363-374.

– Beiträge der Kinder- und Jugendliteraturforschung

Dahrendorf, Malte (Hrsg.): Die Darstellung des Holocaust im Kinder- und Jugendbuch. Weinheim: Juventa 1999. (Beiträge Jugendliteratur und Medien, Beih. 10). ISBN 3-7799-0929-4

Glaserapp, Gabriele von: Ehemals ein weißer Fleck auf der literarischen Landkarte. Israelische Kinder- und Jugendliteratur und ihre Rezeption in Deutschland von 1948 bis 1998. JuLit 24.1998, H. 3, 14-30.

Glaserapp, Gabriele von; Nagel, Michael: Das jüdische Jugendbuch. Von der Aufklärung bis zum dritten Reich. Stuttgart: Metzler 1996. ISBN 3-476-01413-4

Israelische und jüdische KJL. Eselsohr 1998, H. 5, 3-17.

Kliever, Ursula: Holocaust in der israelischen Jugendliteratur. In: Dahrendorf, Hg. (1999), 64-88.

Krüger, Dirk: Die deutsch-jüdische Kinder- und Jugendbuchautorin Ruth Rewald und die Kinder- und Jugendliteratur im Exil. Frankfurt am Main: dipa 1990. (Jugend und Medien. 21). ISBN 3-7638-0138-3

Markmann, Hans-Jochen: Jüdische Jugendbücher zwischen Machtergreifung und Novemberpogrom. Fundevogel 1989, Nr. 68, 8-12 u. Nr. 69, 4-8.

Porzler, Irina; Vogt, Jochen: „Kinder des Holocaust sprechen ...“ Eine Auswahlliste. Der Deutschunterricht 49.1997, H. 4, 70-74.

Schrödter, Claudia; Dahrendorf, Malte: Israelische Jugendliteratur. Informationen Jugendliteratur und Medien 43.1991, 121-127.

Shavit, Zohar: Unter ungewöhnlichen Umständen. Zur Entwicklung der hebräisch-jüdischen und israelischen Kinder- und Jugendliteratur. JuLit 24.1998, H. 3, 3-13.

Völpel, Annegret: Blick nach Palästina. Zionistische Kinder- und Jugendliteratur des deutschsprachigen Raums vor der israelischen Staatsgründung. In: Dahrendorf, Hg. (1999), 31-44.

Wintersteiner, Werner: Kinder- und Jugendliteratur zum Thema Naher Osten. Überblick und Einsatzmöglichkeiten für die Friedenserziehung. In: Truger, Arno; Wintersteiner, Werner (Hrsg.): Friedenserziehung nach dem „Kalten Krieg“. Neue Aufgaben – neue Wege. Österr. Studienzentrum für Frieden und Konfliktlösung Burg Schlaining 1993, 65-90.

Wintersteiner, Werner: Mein Jerusalem – Dein El Kuds. Nahost-Konflikte in der Kinder- und Jugendliteratur. Tausend und ein Buch 1993, H. 3, 11-13 u. H. 4, 28-32.

– Lesebücher für den Deutschunterricht

Brum, Alexa u. a. (Hrsg.): KinderWelten. Ein jüdisches Lesebuch. Eichenau: Kovar 1996. ISBN 3-925845-70-4

Leben in der Minderheit. Jüdische Zeugnisse in deutscher Literatur; Texte und Materialien. Ausgew. und bearb. von Franz Hebel. [Schülerh. + Lehrerh.]. Berlin: Cornelsen 1994/95. (Klassische Schullektüre). ISBN 3-464-60100-5 u. 3-464-60101-3

Der Versuch, neben literarischen und journalistischen Anthologien auch Textsammlungen für die Schule zu finden, erbrachte über die ergänzenden Suchbegriffe „Minderheit“ und „Lesebuch“ unerwartet eine Textauswahl für die Sekundarstufe II (Leben 1994/95) und – wie erst das Vorwort erkennen ließ – ein Lesebuch „für den Unterricht an jüdischen Grundschulen in Deutschland“ (Brum u. a., Hg. 1996), das erste nach fast 60 Jahren, nachdem das letzte 1938 in Deutschland gedruckte nie benutzt werden konnte. In kurzen Ge-

schichten, Ausschnitten aus Erzählungen, Gedichten, Sachtexten u. a., die durch Fragen und Aufgaben erschlossen werden können, soll jüdischen Kindern in deutscher Sprache Kultur und Traditionen des Judentums nähergebracht werden. Die dabei selbstverständlich gewählte Innenperspektive wird im Hinblick auf nichtjüdische Kinder durch ein als Verständnishilfe gedachtes ausführliches Glossar (Von Aßife bis Zionismus) ergänzt, denn das Buch soll auch Nichtjuden helfen „jüdisches Leben und jüdische Kultur kennen- und verstehenzulernen“, um Vorurteile abzubauen und die Grundlagen für ein friedliches Zusammenleben zu schaffen. Von der Außenperspektive bestimmt ist offensichtlich die von Franz Hebel getroffene didaktisch aufbereitete Auswahl von Texten, in denen deutsch(sprachig)-jüdische Autoren und Autorinnen von der Aufklärung bis zur Gegenwart (u. a. Moses Mendelssohn, Heinrich Heine, Berthold Auerbach, Arthur Schnitzler, Jakob Wassermann, Joseph Roth, Franz Kafka, Nelly Sachs, Rose Ausländer, Paul Celan, Peter Weiss, Jurek Becker und Ruth Klüger) ihr Leben in der Minderheit dokumentieren und reflektieren. Angestrebt ist „die Auseinandersetzung mit dem, was mehrheitliche Gewalt jüdischen Menschen in Deutschland angetan hat“. Erreicht werden soll aber auch „die Erweiterung und Differenzierung des Wissens von diesen Menschen und ihrer Kultur.“ In der unterrichtspraktischen Anwendung zu prüfen wäre, ob das durchdacht strukturierte Angebot an Texten und Materialien auch das Herausarbeiten der Innenperspektive – also „selbstreflexive(r) Standortbestimmungen“ (Kilcher 2000, XIV) – ermöglicht.

✉ Friedrich Janshoff, Spezialist für Bibliographisches und freier Mitarbeiter der ide,
Moosburgerstraße 47, A-9021 Krumpendorf.
E-Mail: friedrich.janshoff@utanet.at

